Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Erckmann-Chatrian

Ausgewählte Werke

von

Erckmann-Chatrian.

Autorisirte Uebersetzung.

Eingeleitet und zusammengestellt

von

Ludwig Pfau.

Achter Band.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagshandlung.
1882.

Ein
Rekrut von Anno 13.

II

Waterloo.

Von

Erckmann-Chatrian.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagshandlung.
1882.

I.

Ich habe nie eine so allgemeine Fröhlichkeit gesehen, als bei der Rückkehr Ludwigs des Achtzehnten im Jahr 1814. Es war im Frühling, als Gärten, Hecken und Wiesen wieder grünten. Man hatte seit Jahren so viele Plackereien erduldet, man hatte so oft gefürchtet durch die Konskription ausgehoben zu werden und nicht wiederzukommen, man war all dieser Schlachten und dieses Ruhms, all dieser eroberten Kanonen und dieser Tedeums so müde, daß man keinen andern Gedanken mehr hatte, als im Frieden zu leben, der Ruhe zu genießen, einiges Vermögen zu erwerben und durch Fleiß und Sparsamkeit seine Familie ehrlich und redlich durchzubringen.

Ja, jedermann war zufrieden, nur die alten Soldaten und die Fechtmeister nicht. Ich erinnere mich, daß am 3. Mai, als der Befehl ankam, die weiße Fahne auf der Kirche aufzupflanzen, die ganze Stadt aus Furcht vor der Garnison zitterte, und daß man dem Schieferdecker Nikolaus Paßauf sechs Louisdor geben mußte, damit er diese muthige That ausführe. Man sah ihn von allen Straßen mit seiner weißseidenen, im Eck mit einer Lilie gestickten Fahne und die Marine-Kanoniere schoßen aus allen Fenstern der Kaserne nach ihm. Trotzdem brachte Paßauf die Fahne an Ort und Stelle

und verbarg sich dann auf dem Speicher der „Dreihäuser“, während ihn die Marinesoldaten in der Stadt suchten, um ihn niederzumetzeln.

So betrugen sich diese Leute. Aber die Menge der Arbeiter, Bauern und Bürger rief: „Es lebe der Friede! Nieder mit der Konskription und den Standesvorrechten!“ weil es jedermann müde war, wie der Vogel auf dem Zweige zu leben und sich wegen Dingen umbringen zu lassen, die einen nichts angingen.

Und wohlverstanden! in diesem großen Jubel war ich der glücklichste; die andern hatten nicht das Glück gehabt, den schrecklichen Schlachten von Weißenfels, Lützen, Leipzig und dem Typhus zu entrinnen; aber ich kannte den Kriegsruhm, und dies vermehrte meine Liebe zum Frieden und meinen Abscheu vor der Konskription.

Ich war wieder zu Vater Gulden zurückgekehrt, und mein Leben lang werde ich mich an seinen Empfang erinnern, stets werde ich ihn mit ausgestreckten Armen rufen hören: „Du bist’s, Joseph! . . . Ach, lieber Sohn, ich hielt dich für verloren!“ Weinend fielen wir uns in die Arme. Und seitdem lebten wir zusammen wie zwei wahre Freunde; er ließ sich tausend und aber tausendmal von unseren Schlachten erzählen und nannte mich lachend den alten Soldaten.

Hierauf erzählte er mir die Belagerung von Pfalzburg; wie die Feinde im Januar vor die Stadt gekommen waren; wie die alten Republikaner allein mit einigen hundert Marine-Kanonieren sich beeilt hatten, unsere Kanonen auf die Wälle zu bringen; wie man Pferdefleisch essen mußte wegen der Theurung und die Oefen der Bürger zerbrechen, um Kartätschen daraus zu gießen. Der Vater Gulden, ungeachtet seiner sechzig Jahre, war Oberfeuerwerker auf der Pulverbastion gewesen,

gegen Aichelberg hin, und ich stellte mir ihn immer vor mit seiner schwarzseidenen Mütze und seiner Brille, eben im Begriffe, einen großen Vierundzwanzigpfünder zu richten; wir lachten darüber und vertrieben uns so die Zeit.

Wir hatten alle unsere alten Gewohnheiten wieder aufgenommen, ich richtete den Tisch zu und stellte den Fleischtopf an's Feuer. Ich hatte auch mein kleines Zimmer wieder bezogen und träumte von Kathrine Tag und Nacht.

Nur fürchtete ich mich statt vor der Konskription, wie anno 1813, damals vor etwas anderem. Die Menschen sind niemals ganz glücklich; sie müssen immer etwas haben, das sie quält; wie oft habe ich das erlebt! Kurz, folgendes machte mir Kummer:

Wir wollten heirathen; Kathrine und ich waren einig, und die Tante Gretel wünschte nichts anderes. Nun hatte man zwar die Rekruten von 1814 beurlaubt, aber unglücklicherweise blieben die von 1813 noch immer Soldaten. Es war nicht mehr so gefährlich, Soldat zu sein, wie unter dem Kaiserreich. Viele von denen, welche sich in ihr Dorf zurückgezogen hatten, lebten ruhig, ohne die Gendarmen kommen zu sehen; aber um heirathen zu können, mußte man eben Erlaubniß haben. Der neue Ortsvorstand, Herr Jourdan, hätte mich niemals in die Standesbücher eingetragen, ohne diese Erlaubniß, und das beunruhigte mich.

Sobald die Festungsthore wieder offen waren, hatte Vater Gulden an den Kriegsminister, Dupont hieß er, geschrieben, daß ich mich in Pfalzburg befinde, aber noch ein wenig krank sei; daß ich von Geburt an hinke, zum Erbarmen; daß man mich aber trotzdem zur Armee gepreßt habe; — daß ich ein schlechter Soldat sei, aber einen sehr guten Familienvater abgebe, und daß es ein wahrer Mord wäre, mich am

Heirathen zu verhindern, weil man niemals einen schlechter gebauten und mit mehr körperlichen Mängeln behafteten Menschen gesehen habe; daß man mich in ein Spital thun müßte 2c.

Es war ein sehr schöner Brief, und die lautere Wahrheit, der bloße Gedanke an's Wiederfortmüssen hätte mich krank gemacht.

Kurz, von Tag zu Tag erwarteten wir die Antwort des Ministers, die Tante Gretel, der Vater Gulden, Kathrine und ich. Mich quälte eine kaum glaubliche Ungeduld; wenn der Briefträger Brainstein, der Sohn des Glöckners, durch die Straße ging, hörte ich ihn auf eine halbe Stunde weit; es ließ mir keine Ruhe, ich legte mich unter das Fenster. Ich sah ihn in alle Häuser eintreten, und wenn er sich ein wenig zu lange aufhielt, dachte ich: „Was hat er denn so lange zu schwatzen? Kann er nicht seinen Brief rasch abgeben und wieder gehen? Er ist ein rechtes Klatschweib, dieser junge Brainstein!“ Ich wurde förmlich böse auf ihn; zuweilen ging ich hinunter, lief ihm entgegen und fragte:

„Haben Sie nichts für mich?“

„Nein, Herr Joseph, nein, ich habe nichts,“ sagte er, seine Briefe musternd. Alsdann ging ich traurig zurück, und Vater Gulden, welcher mich gesehen hatte, rief:

„Kind! Kind! ein wenig Geduld, potz tausend! es wird kommen . . . es wird kommen . . . wir leben nicht mehr in Kriegszeiten.“

„Aber er hätte schon zehnmal antworten können, Herr Gulden.“

„Glaubst du, daß er nur mit dir zu thun hat! Es laufen alle Tage hunderte von ähnlichen Briefen an ihn ein; jeder erhält Antwort, wenn's an ihm ist, Joseph. Und dann

geht's gegenwärtig noch drunter und drüber. Geh, geh, wir sind nicht allein auf der Welt; viele andere brave Bursche, welche heirathen wollen, warten auf die Erlaubniß."

Ich fand diese Gründe sehr gut, aber ich dachte: „Ach, wüßte der Minister, wie glücklich er uns machen könnte, wenn er zwei Worte schriebe, er würde sicher sogleich schreiben. Wie würden wir ihn segnen, Kathrine und ich, und die Tante Gretel und alle!"

Kurz, man wußte warten und warten. An den Sonntagen natürlich hatte ich meine Gewohnheit, nach Vierwinden zu gehen, wieder aufgenommen; an diesen Tagen wachte ich frühe auf. Anfangs glaubte ich dann, ich sei noch Soldat und schauderte bei dem Gedanken. Hierauf öffnete ich die Augen, betrachtete die Zimmerdecke und dachte: „Du bist bei Vater Gulden in Pfalzburg, in deinem kleinen Zimmer. Heute ist's Sonntag und du gehst zu Kathrine!" Dieser Gedanke machte mich vollends munter; ich sah zuerst Kathrine mit ihren lieben rosigen Wangen und ihren blauen Augen. Ich hätte sogleich aufstehen, mich ankleiden und fortgehen mögen; aber auf dem Kirchthurm schlug's vier Uhr, die Stadtthore waren noch geschlossen.

Ich mußte noch da bleiben, was mir sehr ärgerlich war. Um mich in Geduld zu fassen, fing ich beim Beginn unserer Liebe an, ich dachte an die erste Zeit: an die Furcht vor der Konskription, und die schlechte Nummer, an das „Militärtüchtig!" und den alten Gendarmen Werner auf dem Rathhause; an die Abreise und die Landstraße, an Mainz, die große Kapuzinerstraße, und die gute Frau, welche mir ein Fußbad bereitet hatte; ferner an Frankfurt, Erfurt, wo ich zwei Tage vor der Schlacht den ersten Brief empfangen hatte; an die Russen, Preußen, kurz an alles . . . Und ich weinte in

mich hinein. — Der Gedanke an Kathrine kam mir immer wieder. Es schlug fünf Uhr; jetzt sprang ich aus dem Bett, wusch mich, kämmte meinen Bart, kleidete mich an, und Vater Gulden streckte die Nasenspitze hinter seinen großen Vorhängen hervor, und rief mir zu:

„Ha! ha! ich hör's wohl, ich hör's wohl. Seit einer halben Stunde wälzst du dich hin und her. Ha, ha, ha! Heut ist Sonntag."

Er mußte lachen, und ich lachte mit, wünschte ihm guten Morgen und sprang mit einem Satze die Treppe hinunter.

Es waren noch nicht viele Leute auf der Straße; der Metzger Seppel rief mir jedesmal zu: „He, Joseph, komm doch, ich muß dir etwas erzählen."

Aber ich wandte nicht einmal den Kopf nach ihm um, und zwei Minuten drauf war ich schon auf der Landstraße nach Vierwinden vor den Außenwerken und dem Glacis. Ach! die schöne Zeit, das gute Jahr; wie alles grünte und blühte, und wie die Leute sich beeilten die verlorne Zeit einzubringen, ihren Frühkohl und ihre kleinen Rüben zu pflanzen, und den von der Reiterei zerstampften Boden wieder umzugraben; wie man wieder Muth faßte, und auf Gottes Segen hoffte, auf die Sonne und den Regen, dessen man so sehr bedurfte!

In den kleinen Gärten längs der Landstraße sah man Weiber und Greise, jedermann hackte, arbeitete, alles lief mit den Gießkannen.

„He, Vater Thiebeau!" rief ich, „he Mutter Fürst! fleißig, fleißig?

„Ja, ja, Herr Joseph, das muß man wohl sein; durch diese Belagerung ist alles im Rückstand, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Dann die Handwägelchen, die Karren mit Backsteinen,

Dachziegeln, Brettern, Balken, eichenen Bohlen — wie das alles in früher Stunde der Stadt zufuhr, um die Häuser wieder aufzubauen und die von den Haubitzgranaten zertrümmerten Dächer wieder herzurichten! Wie die Peitschen klatschten und aus der Ferne die Hammerschläge wiederhallten!

Ueberall sah man Zimmerleute und Maurer. Der Vater Ulrich und seine drei Knaben waren auf dem von den städtischen Kugeln zusammengeschossenen Dache des Wirthshauses zum „Blumenkorb" schon in voller Arbeit und eben dran, das neue Gebälke zu befestigen; man hörte sie pfeifen und nach dem Takte hämmern. Ja, das war eine Zeit der Thätigkeit; der Friede kehrte zurück! Man verlangte damals nicht wieder nach Krieg, nein, nein! Jeder wußte, was die Ruhe zu Hause werth war; jeder wünschte nur so viel als möglich die Schäden wieder auszubessern; man wußte, daß der Stoß eines Hobels oder einer Säge mehr leiste als der Schuß einer Kanone; man wußte, wie viel Mühe und Thränen es kostet, in zehn Jahren das wieder aufzubauen, was die Bomben in zwei Minuten über den Haufen warfen.

Und wie lustig lief ich damals! Keine Vor- und Rückmärsche mehr; ich wußte gut, wohin ich ging, ohne den Befehl des Serschanten Pinto. Ach! und die Lerchen, die aufflogen und trillernd zum Himmel stiegen, wie schön sangen sie, und die Wachteln und die Finken! Gott im Himmel, man ist nur einmal jung! Und die gute Frische des Morgens, der gute Geruch der wilden Rosen längs der Hecken; und der Gipfel des alten Dach's von Vierwinden, das kleine rauchende Kamin. „Da unten macht Kathrine Feuer, sie bereitet unsern Kaffee." Wie ich lief! Da bin ich endlich am Dorf, ich gehe ein wenig langsam, um wieder zu Athem zu kommen, ich betrachte unsere kleinen Fenster und lache zum voraus. Die Thüre öffnet sich

und die Mutter Gretel, noch im wollenen Unterrock, einen großen Besen in der Hand, kehrt sich um. Ich höre sie rufen: „Da ist er! Da ist er!“

Kathrine, jeden Tag schöner, kommt in ihrem blauen Häubchen fast im selben Augenblick heraus: „Ach, das ist schön, das ist schön, ich erwartete dich!“ Wie glücklich ist sie in meinen Armen! Es lebe die Jugend! All' das seh' ich noch heute. Ich gehe mit Kathrine in das alte Zimmer hinein, und die Tante Gretel hebt voll Begeisterung ihren Besen empor und ruft:

„Keine Konskription mehr, es ist vorbei damit!“

Wir lachen aus vollem Herzen, sie heißen mich sitzen; und während Kathrine mich anblickt, hebt die Tante wieder an:

„Nun, hat dieser lahme Kerl von einem Minister noch nicht geschrieben? Wird er wohl gar nicht schreiben? Hält er uns denn für Dummköpfe? Der andere that zu viel und dieser schafft zu wenig! Es ist doch recht langweilig, daß immer befohlen sein muß. Du bist nicht mehr Soldat, weil man dich für todt zurückgelassen hatte; wir haben dich gerettet, du gehst sie nichts mehr an.“

„Ohne Zweifel, Sie haben recht, Tante Gretel,“ sagte ich: „aber wir können eben nicht heirathen, wenn wir nicht aufs Rathhaus gehen, und wenn wir nicht hinaufgehen, wird der Pfarrer es nicht wagen, uns einzusegnen.“

Dann wurde die Tante ernsthaft und sagte schließlich immer:

„Siehst du, Joseph, vom ersten bis zum letzten Tage haben diese Leute immer nur für sich gesorgt. Wer bezahlt die Gendarmen und Richter? Wer bezahlt die Geistlichen? Wer bezahlt alles? Wir. Und nun wagen sie es nicht ein=

mal, uns zu trauen. Es ist abscheulich! Wenn das so fortgeht, so werden wir uns in der Schweiz zusammengeben lassen."

Diese Worte beruhigten uns ein wenig und wir verbrachten den übrigen Tag unter Singen und Lachen!

II.

Mitten in dieser großen Ungeduld sah ich täglich neue Dinge, welche mir jetzt wahrhaftig wie eine Komödie vorkommen, die man auf dem Jahrmarkt aufführt: ich sah Bürgermeister, Gerichtsbeisitzer, Dorfgemeinderäthe, Korn- und Holzhändler und Forstschutzwächter, alle diese Leute, welche man seit zehn Jahren für die besten Freunde des Kaisers hielt — und welche sogar sehr aufgebracht waren, wenn man ein Wort gegen Seine Majestät sagte — und nun hörte ich sie, entweder im Kaufhaus oder auf dem Markte oder wo immer, gegen den Tyrannen sprechen, gegen den Thronräuber und Bluthund von Korsika. Man hätte glauben können, Napoleon habe ihnen viel Uebels zugefügt, während doch sie und ihre Familien stets die besten Stellen inne hatten.

Ich habe seitdem oft gedacht, daß man auf diese Weise immer die guten Stellen unter jeder Regierung erhält, und trotzdem hätte ich mich geschämt, auf diejenigen zu schimpfen, welche einem nicht erwidern können und denen man tausendmal geschmeichelt hat; lieber möcht' ich bei der Arbeit arm bleiben als auf diese Weise reich und angesehen werden. Aber so sind die Menschen!

Ich muß jedoch anerkennen, daß unser ehemaliger Bürgermeister und drei oder vier Gemeinderäthe diesem Beispiel

nicht folgten; Herr Gulden sagte, diese hätten wenigstens Achtung vor sich selbst, die Schreier aber besäßen kein Ehrgefühl.

Ich erinnere mich sogar, daß eines Tags, als der Bürgermeister von Hakmatt uns seine Taschenuhr zum Ausbessern brachte und sehr auf den Kaiser loszog, Vater Gulden plötzlich aufstund und sagte:

„Hier, Herr Michel, ist Ihre Uhr, ich werde nicht für Sie arbeiten. Wie? Sie sagten, vergangenes Jahr noch, jeden Augenblick: „der große Mann!“ Sie konnten nie kurzweg Bonaparte, Kaiser sagen, sondern Sie nannten ihn „den Kaiser und König, Beschützer der schweizerischen Eidgenossenschaft“, wie wenn Sie den Mund voll Brei gehabt hätten, und jetzt heißen Sie ihn einen Bluthund, und Ludwig den Achtzehnten nennen Sie „Ludwig den Vielgeliebten?“ Gehen Sie . . . Sie sollten erröthen! Sie halten also die Leute für Dummköpfe, Sie glauben, daß sie kein Gedächtniß haben?“

Jener erwiderte darauf:

„Man sieht wohl, daß Sie ein alter Jakobiner sind.“

„Was ich bin, geht niemand was an“, entgegnete Vater Gulden, „jedenfalls bin ich kein Speichellecker.“

Er wurde ganz bleich und rief zuletzt:

„Gehen Sie, Herr Michel, gehen Sie . . . ein Lump bleibt ein Lump unter jeder Regierung.“

Seine Entrüstung war so groß, daß er beinahe den ganzen Tag nicht arbeiten konnte; alle Augenblicke stand er auf und rief:

„Joseph, wenn mir die Bourbonen je behagt hätten, so hätten mir's diese schoflen Burschen entleidet. Solche Leute sind's, die alles verderben, denn sie billigen alles, sie finden alles schön, alles prächtig, sie sehen nirgends einen Fehler, sie heben die Hände zum Himmel voller Bewunderung, wenn der

König hustet: ja die wollen ihren Antheil an der Beute haben. Und wenn, Dank ihren überschwänglichen Reden, die Könige und Kaiser sich endlich für Götter halten, so werden sie, wenn die Revolution kommt, von solchen Schuften verlassen, und diese fangen dieselbe Komödie mit andern von vornen an. So bleiben sie immer oben und die ehrlichen Leute bleiben immer im Elend."

Der Vorfall ereignete sich anfangs Mai, zu der Zeit, als man am Rathhaus anschlug, daß der König seinen feierlichen Einzug in Paris gehalten habe, umgeben von den Marschällen des Kaiserreichs, daß der größte Theil der Bevölkerung ihm entgegen geströmt sei, daß Greise, Weiber und Kinder die Balkone erklettert hätten, um seinen Anblick genießen zu können, und daß er zuerst in die Notre-dame-Kirche gegangen sei, um dem Herrn zu danken, und erst nachher in sein Tuilerienschloß.

Man schlug auch an, daß der Senat die Ehre gehabt habe, eine prächtige Anrede an ihn zu halten, in welcher gesagt wurde, daß er nicht über unsre zerrütteten Zustände erschrecken solle, daß man Muth fassen müsse und die Senatoren bereit seien, ihm die Noth bewältigen zu helfen. — Jedermann lobte diese Rede.

Kurz darauf sollten wir ein neues Schauspiel genießen; wir sahen die Emigrirten aus dem Innern Deutschlands und Rußlands zurückkehren.

Die einen kamen in offenen Kaleschen, die andern in gewöhnlichen, zwei- oder vierräderigen Korbwägen.

Die Damen hatten großgeblümte Röcke an, und die Männer trugen fast alle noch die altfranzösische Tracht, kurze Hosen und lange, bis auf die Schenkel reichende Weste, wie man es auf den Bildern aus der Zeit der Republik dargestellt sieht.

Alle diese Leute sahen stolz und vergnügt aus, sie waren froh, wieder ins Land zu kommen.

Trotz der schlechten Klepper, welche sie vorgespannt hatten, trotz der elenden mit Stroh ausgestopften Wägen und trotz der Bauern, die, als Postillone verkleidet, vornen aufsaßen, trotz alledem war mir's rührend; ich erinnerte mich der Freude, welche ich fünf Monate zuvor empfand, als ich Frankreich wieder sah, und ich dachte: die guten Leute, wie werden sie weinen vor Freude, wenn sie Paris wieder sehen!

Sie stiegen im Rothen Ochsen ab, dem Gasthof der weiland Gesandten, Marschälle, Prinzen, Herzoge und all' der reichen Käuze, welche nicht mehr kamen, und man sah, wie sie sich in den Zimmern oben kämmten, umkleideten und selber rasirten.

Gegen Mittag kamen sie alle herab, schrien, riefen ihrem „Jean! Claude! Germain!" kommandirten wie große Herrn und setzten sich an die Tafel, ihre alten, verwitterten Diener, die Serviette über dem Arm, hinter sich. Und diese Leute in der altmodischen Tracht, mit der heitern Miene und dem feinen Benehmen, stellten gleichwohl etwas vor; man dachte: „das sind Franzosen, die aus der Fremde zurückkehren; es war nicht recht von ihnen, fortzugehen und Europa gegen uns aufzuhetzen; aber allen Sündern sei vergeben; mögen sie glücklich sein und sich gut aufführen, das ist alles, was man ihnen Böses wünscht."

Manche der Emigranten kamen auch mit Extrapost; da standen dann unser neuer Bürgermeister, Herr Jourdan Ritter des heil. Ludwig, der Pfarrer Loth, der neue Platzkommandant und der Fasanenmeister Robert in großer Uniform vor dem Postthor und erwarteten sie; wenn das Peitschenknallen zwischen den Festungsmauern wiederhallte,

stürzten sie heraus mit strahlendem Gesicht, wie einer, dem ein großes Glück widerfährt, und sobald der Wagen hielt, lief der Kommandant und öffnete den Schlag unter Ausrufungen des Entzückens. Manchmal auch rührten sie sich nicht vor lauter Respekt, und ich habe gesehen, wie sich diese Leute langsam und feierlich ein-, zwei-, dreimal begrüßten und sich dabei immer ein wenig näher rückten.

Vater Gulden stand lächelnd am Fenster und sagte:

„Siehst du, Joseph, das ist der vornehme, der feine Ton des vorigen Jahrhunderts. Wir brauchen nur aus dem Fenster zu schauen, um feine Sitten zu lernen, damit wir's können, wenn wir Herzoge oder Prinzen werden."

Ein andermal sagte er:

„Die alten Bursche da, Joseph, haben aus den Linien von Weißenburg auf uns geschossen; es waren rechte Kavaliere; sie schlugen sich gut — wie alle Franzosen — aber wir haben sie doch verjagt!"

Er blinzelte mit den Augen und fuhr lustig fort zu arbeiten.

Als sich aber durch die Mägde und Knechte im Rothen Ochsen das Gerücht verbreitete, daß diese Leute unter einander unverhohlen aussprachen: „sie hätten uns endlich besiegt; sie seien unsre Herrn; Ludwig der Achtzehnte habe seit Ludwig dem Siebzehnten, dem Sohne Ludwig des Sechzehnten, ununterbrochen regiert; wir seien Rebellen und sie kommen, uns in Ordnung zu bringen!" da sagte Vater Gulden ärgerlich zu mir:

„Es geht nicht gut, Joseph! Weißt du, was diese Leute in Paris thun werden? Sie werden ihre Teiche, ihre Wälder, ihre Parks, ihre Schlösser, ihre Pensionen zurückfordern, von den guten Stellen, von Macht und Einfluß aller Art, gar nicht zu reden. Ihre Kleider und ihre Perrücken kommen dir sehr altmodisch vor; sie sind's, aber ihre Ansichten sind noch

viel altmodischer als ihre Kleider und ihre Perrücken! Diese Leute sind gefährlicher für uns, als die Russen und die Oesterreicher, denn die Russen und die Oesterreicher werden abziehen, jene aber werden da bleiben. Sie werden zerstören wollen, was wir seit fünfundzwanzig Jahren geschaffen haben. Du siehst, wie stolz sie sind! Viele von ihnen haben gleichwohl über dem Rhein drüben im größten Elend gelebt; aber sie glauben, sie stammen von einer andern, von einer edleren Rasse ab als wir; sie glauben, das Volk sei noch immer bereit, sich scheeren zu lassen wie vor 89. — Ludwig der Achtzehnte soll ein vernünftiger Mann sein: um so besser für ihn! Denn wenn er unglücklicherweise auf diese Leute hört, wenn man auch nur vermuthet, daß er fähig sei, ihren Rathschlägen zu folgen, so ist alles verloren. Das wird der Krieg gegen die Nation sein. Das Volk hat seit fünfundzwanzig Jahren nachgedacht, es kennt seine Rechte, es weiß, daß ein Mensch so viel werth ist wie der andere, und daß all' ihre edlen Rassen eitel Thorheit sind; jeder will seinen Platz behaupten, jeder will Gleichheit der Rechte, jeder wird sich auf den Tod wehren!"

So sprach Vater Gulden; und als die Erlaubniß nicht ankam, dachte ich, daß der Minister keine Zeit habe, uns zu antworten, vor all' den Grafen, Vicomtes, Herzogen und Marquis, welche ihre Teiche, Wälder und guten Stellen von ihm zurückfordern. Voll Entrüstung rief ich aus: „Herr Gott, welches Elend! Wenn ein Unglück vorbei ist, kommt sogleich ein anderes, und immer müssen die friedlichen Menschen für die Fehler der andern büßen. Mein Gott, erlöse uns von alt und neuem Adel! Gib ihm deinen Segen in Hülle und Fülle, aber uns soll er in Ruhe lassen!"

Eines Morgens besuchte uns Tante Gretel an einem Markt-

freitag. Sie hatte ihren Korb unter dem Arm und schien guter Dinge zu sein. Ich sah schon nach der Thüre und dachte, Kathrine komme hinter ihr drein.

„Guten Tag, Tante Gretel; Kathrine ist gewiß auch in der Stadt und wird gleich kommen?“

„Nein, Joseph, nein, sie ist in Vierwinden,“ erwiderte die Tante, „wir haben vollauf zu thun mit der Saat.“

Als ich traurig wurde und mich im Stillen ärgerte, weil ich mich zu früh gefreut hatte, stellte die Tante ihren Korb auf den Tisch und sagte, indem sie das Tuch wegnahm:

„Sieh, hier ist was für dich, Joseph, etwas von Kathrine.“

Ich sah einen schönen Strauß von Mairöschen und Veilchen zwischen drei großen Syringen; dieser Anblick erheiterte mich wieder, und lachend sagte ich:

„Das riecht gut!“

Und Vater Gulden, welcher sich umgedreht hatte, lachte auch und meinte:

„Du siehst, daß man immer an dich denkt, Joseph.“

Wir lachten alle zusammen.

Kurz ich war wieder ganz getröstet, küßte Tante Gretel und rief:

„Bring das der Kathrine von mir.“

Und sofort stellte ich den Strauß in einen Topf auf den Fenstersims in der Nähe meines Bettes. Ich roch daran, indem ich mir vorstellte, wie Kathrine sich in aller Früh aufgemacht hatte, um die Veilchen und Röschen noch thaufrisch zu pflücken, wie sie eines neben das andere gesteckt hatte, die großen Syringen rings herum, und wie sie auch daran roch; so daß mir der Geruch der Blumen noch lieblicher vorkam, und ich sie immer wieder betrachten mußte. Endlich ging ich hinaus und dachte: du kannst sie die ganze Nacht hindurch riechen;

morgen früh gibst du ihnen frisches Wasser; übermorgen ist Sonntag, da gehst du zu Kathrine und gibst ihr einen Kuß zum Dank."

Ich ging in die Stube zurück, wo Tante Gretel mit Vater Gulden vom Markt plauderte, von Fruchtpreisen 2c. alle beide in bester Laune. Die Tante hatte ihren Korb auf den Boden gestellt und sagte zu mir:

„Joseph, die Erlaubniß ist also noch nicht gekommen?"

„Nein, noch nicht, das ist doch schrecklich."

„Ja," erwiderte sie, „alle diese Minister taugen nichts, einer wie der andre; man wählt scheint's das Schlechteste und Nichtsnutzigste, um den Platz auszufüllen!"

Dann fügte sie hinzu:

„Aber sei ruhig, ich habe einen Gedanken, der alles ändern wird."

Sie lachte und als Vater Gulden und ich zuhörten, fuhr sie fort:

„Soeben, während ich in der Markthalle war, hat der Polizeidiener Harmantier ausgerufen, daß man eine Seelenmesse für Ludwig XVI., für Pichegrü, Moreau und einen andern lesen werde."

„Ja, für Georg Cadoudal," sagte Vater Gulden barsch; „ich hab's gestern in der Zeitung gelesen."

„Richtig, für Cadoudal," sagte die Tante. „Nun siehst du, Joseph, als ich den Ausrufer hörte, dachte ich gleich: diesmal bekommen wir die Erlaubniß! Man wird Prozessionen, Buß- und Bettage abhalten; wir werden alle zusammen hineingehen, Joseph, Katharine und ich; wir werden unter den Vordersten sein, und jedermann wird sagen: das sind gut königlich gesinnte brave Leute; der Herr Pfarrer wird es erfahren; — gegenwärtig haben die Geistlichen viel Einfluß,

wie früher die Generale und Obersten; — wir werden ihn besuchen, er wird uns freundlich empfangen, er wird uns sogar eine Bittschrift verfassen! Und ich sage euch, daß es gehen wird, daß es nicht fehlen kann!"

Während dieser Erklärung sprach Tante Gretel ganz leise, mit aufgehobener Hand und schien sehr zufrieden mit ihrer Schlauheit. — Ich war auch zufrieden und dachte: Sie hat recht, so muß man's machen. Diese Tante Gretel ist eine Frau von vielem Verstande. Aber als ich dann den Vater Gulden anblickte, sah ich, daß er sehr ernst geworden war, und sich sogar umgedreht hatte, wie um mit einer Lupe in eine Uhr hineinzusehen, während er seine buschigen weißen Augenbrauen zusammenzog. Ich sah es ihm sogleich an, wenn ihm etwas nicht gefiel und sagte:

„Hören Sie, Tante Gretel, ich glaube, daß es gehen kann; aber eh' wir etwas thun, möchte ich wissen, wie Vater Gulden darüber denkt."

Er wandte sich um und sagte:

„Jeder ist frei, Joseph, jeder soll seinem Gewissen folgen. Einen Bußtag wegen des Todes Ludwig XVI. abhalten, gut! die rechtschaffenen Leute aller Parteien haben nichts dagegen, vorausgesetzt, daß man ein königlich Gesinnter ist, wohl verstanden; denn wenn man aus Eigennutz niederkniet, bliebe man besser zu Hause. Ich sehe also von Ludwig XVI. ab. Aber für Pichegrü, Moreau, Cadoudal, das ist etwas anderes. Pichegrü wollte seine Armee dem Feinde überliefern, Moreau hat sich gegen Frankreich geschlagen, und Georg Cadoudal ist ein Mörder; drei Arten von ehrgeizigen Männern, welche nichts wollten als uns niederwerfen und welche alle drei ihr Schicksal verdient haben. Das ist meine Ansicht."

„Ach, mein Gott!" rief die Mutter Gretel, „was geht

uns das an, wir gehen nicht ihretwegen hin, wir gehen hin um die Erlaubniß zu erhalten. Alles weitere ist mir höchst gleichgültig, und dem Joseph auch. Nicht wahr Joseph?"

Ich war in der größten Verlegenheit, denn was Herr Gulden soeben gesagt hatte, schien mir sehr richtig; als er dies bemerkte, sagte er:

„Ich begreife die Liebe der jungen Leute, aber Mutter Gretel, man muß einen jungen Menschen nie durch solche Mittel verleiten, das zu opfern, was er für recht hält. Wenn Joseph nicht dieselben Gedanken über Pichegrü, Cadoudal und Moreau hat, wie ich, so mag er immerhin mit der Prozession gehen, dann ist's in der Ordnung; niemals werde ich ihm einen Vorwurf darüber machen. Aber was mich betrifft, ich werde nicht gehen."

„Und ich auch nicht," sagte ich darauf; „ich denke wie Vater Gulden."

Ich sah, daß Tante Gretel ärgerlich werden wollte, sie wurde ganz roth; sie beruhigte sich aber beinahe ebenso schnell und sagte:

„Nun wohl, Katharine und ich, wir gehen, weil wir uns um diese altväterischen Ideen nichts kümmern."

Vater Gulden mußte lächeln, als er ihren Zorn sah.

„Ja," sagte er, „jedermann ist frei, thut was euch gut dünkt!"

Die Tante nahm ihren Korb auf und ging fort, und er gab mir lachend ein Zeichen, daß ich sie begleiten solle.

Ich zog rasch einen Rock an und holte sie an der Straßenecke ein.

„Höre Joseph," sagte sie, indem sie zum Marktplatz hinaufging, „dieser Vater Gulden ist ein braver Mann, aber ein alter Narr. So lang ich ihn kenne, ist er niemals mit etwas zu-

frieden gewesen. Er wagt nicht, es zu sagen, aber sein Gedanke ist immer die Republik, er denkt nur an seine Republik, wo jedermann Souverän war: Bettler, Kesselflicker, Schuster, Juden und Christen. Das ist dummes Zeug. Doch was soll man anfangen? Wenn er kein so braver Mann wäre, würde ich nicht viel Umstände mit ihm machen; aber man darf nicht vergessen, daß du ohne ihn nie ein rechtes Gewerbe erlernt hättest, daß er uns viel Gutes erwiesen hat, und daß wir ihm Achtung schuldig sind. Deshalb bin ich so schnell fortgegangen, denn ich wäre im Stande gewesen, meinem Aerger Luft zu machen."

„Sie haben wohl daran gethan," sagte ich; „ich liebe Herrn Gulden wie einen Vater und Sie, als ob Sie meine leibliche Mutter wären; nichts könnte mir mehr Kummer bereiten, als euch beide uneins zu sehen."

„Wie sollte ich mich mit einem solchen Manne entzweien?" sagte Tante Gretel, „eher spränge ich zum Fenster hinaus. Nein, nein. Aber man muß auch nicht auf alles hören, was er sagt, Joseph, denn ich behaupte, daß diese Prozession sehr gut für uns sein, daß der Herr Pfarrer uns die Erlaubniß verschaffen wird, und das ist die Hauptsache. Katharine und ich werden gehen und du, weil Herr Gulden daheim bleibt, wirst auch zu Hause bleiben. Aber ich bin sicher, daß drei Viertel der Stadt und der Umgegend kommen werden; sei's nun für Pichegrü, für Moreau, Cadoudal oder für wen sonst, du wirst sehen, daß es sehr schön wird."

„Ich glaub's," sagte ich.

Damit waren wir am deutschen Thor angekommen, ich umarmte die Tante und ging ganz vergnügt nach Hause.

III.

Ich erinnere mich des Besuchs der Tante Gretel, weil acht Tage später die Prozessionen, Bußtage und Predigten ihren Anfang nahmen, welche erst bei der Rückkehr des Kaisers im Jahre 1815 aufhörten und nachher wieder fortgesetzt wurden bis zur Abreise Karls X. im Jahre 1830. Alle, die jene Zeit erlebten, wissen, daß es kein Ende nehmen wollte. Beim Gedanken an Napoleon höre ich die Arsenalkanone donnern, unsere kleinen Fensterscheiben klirren, und Vater Gulden mir vom Bett aus zurufen:

„Schon wieder ein Sieg, Joseph . . . He, he, he! immer Siege!"

Und wenn ich an Ludwig XVIII. denke, höre ich die Glocken läuten; ich stelle mir vor, wie Vater Brainstein und seine zwei großen Jungen an allen Glockenseilen der Kirche hängen und Herr Gulden lachend sagt: „Dies Joseph, ist für die heilige Magloria oder für den heiligen Polykarp!"

Ich kann mir jene Zeit gar nicht anders denken.

Unter dem Kaiserreich sehe ich auch den Vater Coiffé, Nikolaus Rolfo und fünf oder sechs andere Veteranen bei Eintritt der Nacht ihre Kanonen laden, um die einundzwanzig Schüsse nacheinander abzufeuern, während die Hälfte von Pfalzburg auf der gegenüberliegenden Bastion steht und sich das rothe Feuer und die Pfropfen betrachtet, welche in die Gräben fliegen; dann abends die Beleuchtungen, die Schwärmer, die Raketen, die Kinder, welche rufen: Es lebe der Kaiser! und einige Tage später den Todtenschein und die Konskription.

Unter Ludwig XVIII. sehe ich die Ruhaltäre aufrichten, Bauern Wagen voll Moos, Ginster und Tannenbäumchen bei-

führen, Frauen mit großen Blumenvasen aus den Häusern treten. Die Leute, welche ihre Kruzifixe herleihen, und sodann die Prozessionen: den Herrn Pfarrer mit seinen Vikaren; die Chorknaben Jakob Cloutier, Pyrrhus und Tribou, welche singen; der Meßner Kökli im rothen Rock mit der Kirchenfahne, welche den Himmel abfegt; die Glocken, welche voll ertönen; Herrn Jourdan, den neuen Bürgermeister mit seinem dicken, rothen Gesicht, seiner schönen Uniform und seinem Sankt-Ludwigskreuz; den neuen Platzkommandanten, den Herrn Fasanenmeister Robert mit seinem dreieckigen Hut unter dem Arm, seiner großen weißbepuderten Perrücke und den im Sonnenschein funkelnden Stickereien; und hintendrein den Stadtrath und die unzähligen Wachskerzen, welche man wieder aneinander anzündet, wenn ein Wind geht; den Kirchen-Schweizer Hans-Peter Sirou, glattrasirt, den prächtigen Hut quer auf dem Kopf, breite, weißseidene, reich mit Lilien gestickte Bandeliere über die Brust, die Hellebarde, die in der Luft wie eine Silberplatte leuchtet, kerzengerade aufrecht haltend; die jungen Mädchen, die Frauen, die Tausende von Landleuten in Sonntagskleidern, welche alle zusammen beten; die Alten an der Spitze jeden Dorfes unaufhörlich kreischend: „Bitt für uns! Bitt für uns!" Die Straßen mit Blättern bestreut, die Blumengewinde und weißen Fahnen vor den Fenstern; die Juden und die Lutheraner oben hinter ihren Vorhängen im Dunkeln zusehend, während die Sonne das schöne Schauspiel beleuchtet! — Ja das dauerte von 1814 bis 1830, ausgenommen die hundert Tage, von den Missionen, Rundreisen der Bischöfe und anderen außerordentlichen Feierlichkeiten gar nicht zu reden. Ich sage das alles lieber gleich, denn eine Prozession nach der andern zu erzählen würde zu lange dauern.

Also! Das nahm am 19. Mai 1814 seinen Anfang.

Und am selben Tage, an dem Harmantier den großen Bußtag verkündete, kamen fünf Prediger von Nanzig bei uns an, junge Leute, welche die ganze Woche hindurch predigten, vom Morgen bis Mitternacht. Das geschah zur Vorbereitung auf den Bußtag; man sprach nur von ihnen in der Stadt und die Leute bekehrten sich; alle Frauen und Mädchen gingen zur Beichte.

Auch ging das Gerücht, man müsse die Nationalgüter herausgeben, und die Prozession werde Spitzbuben und ehrliche Leute scheiden, weil jene nicht wagen würden, sich zu zeigen. Man kann sich meinen Kummer denken, daß ich einigermaßen wider Willen unter den Spitzbuben bleiben mußte. Gottlob! ich hatte mir wegen des Todes Ludwigs XVI. keinen Vorwurf zu machen, ich hatte auch keine Nationalgüter, und ich wünschte nichts, als die Erlaubniß, Kathrine zu heirathen. Ich dachte auch, wie Tante Gretel, daß Vater Gulden unrecht habe, so halsstarrig zu sein; aber ich hätte nie gewagt, ihm das zu sagen. Ich war sehr unglücklich, um so mehr, als alle diejenigen, welche uns ihre Uhren zum Repariren brachten, achtbare Leute, Bürgermeister, Forstschutzwächter und dergleichen, diese Predigten billigten und sagten, man habe nie etwas so gehört. Herr Gulden hörte ihnen zu, arbeitete aber fort, ohne zu antworten, und wann er fertig war, kehrte er sich um und sagte: „Hier, Herr Christoph oder Nikolaus . . . es macht so und so viel.“ Er schien sich um diese Dinge nicht zu kümmern, und nur, wenn einer oder der andere von den Nationalgütern sprach, von der fünfundzwanzigjährigen Rebellion, von der Buße für die alten Sünden, dann nahm er die Brille ab, hob den Kopf, horchte auf und sagte ganz verwundert:

„Ach was, ach was! . . . Wie . . . wie . . . das ist also so schön, Herr Claudius? Was Sie nicht sagen! — Diese jungen Prediger sprechen so gut! Ach, . . . wenn die

Arbeit nicht so drängte, würde ich auch hingehen, um sie zu hören . . . ich hätte es auch sehr nöthig, mich belehren zu lassen.“

Ich dachte immer, er würde seine Ansicht über die Prozession für Ludwig XVI. ändern und war sehr erfreut, als er mich abends zuvor, nach dem Nachtessen, ganz freundlich fragte:

„Nun Joseph, willst du nicht auch den Predigern zuhören? Man spricht so viel Gutes von ihnen, ich möchte doch wissen, was dran ist.“

„Ach, Herr Gulden,“ entgegnete ich ihm, „ich wünsche nichts sehnlicher; aber wir dürften keine Zeit verlieren, denn die Kirche ist immer beim zweiten Zeichen ganz voll.“

„Gut, laß uns gehen,“ sagte er, indem er aufstund und seinen Hut vom Nagel nahm; „ja, ich bin begierig, das mit anzusehen . . . Diese jungen Leute setzen mich in Erstaunen. Komm!“

Wir gingen hinunter. Der Mond schien draußen so hell, daß wir die Leute wie am lichten Tage erkannten. An der Ecke von Fouquet sahen wir schon die Freitreppe der Kirche mit Leuten besetzt. Zwei oder drei alte Weiber: Anne Klein, die Mutter Balais, Hanne Baltzer, in ihr großes Tuch gehüllt und die Haube mit den langen Franzen über die Augen, gingen eilig an uns vorüber.

„He,“ sagte Herr Gulden, „da sind die Alten; he, he, immer dieselben!“

Er lachte und sagte im Weitergehen, daß man seit Vater Colin nicht so viele Leute im Abendgottesdienste gesehen habe. Ich konnte mir nicht denken, daß er von dem alten Wirthe zu den „drei Rosen“, gegenüber von der Infanteriekaserne, spreche, und ich fragte ihn:

„War das ein Priester, Herr Gulden?“

„Nein, nein,“ erwiderte er lächelnd, „ich rede vom alten

Colin. Im Jahre 1792, als wir den Club in der Kirche hatten, konnte jedermann predigen, aber Colin sprach am besten. Er hatte eine prächtige Stimme und sagte starke aber wahre Dinge; man kam von Zabern, Saarburg und selbst weiter her, um ihn zu hören; die Frauen und Fräulein — Bürgerinnen hießen sie damals — füllten den Chor, die Emporkirche und die Bänke; sie hatten kleine Kokarden an den Mützen und sangen die Marseillaise, um die Jugend anzufeuern. Du hast nie so etwas gesehen. Und Anne Klein, die Mutter Baltzer, alle welche da vor uns hergehen mit ihren Gebetbüchern, waren die ersten; aber sie hatten damals noch Zähne und Haare; sie liebten die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Ha! Ha! Ha! Arme Bebel, armes Aenneli — jetzt reut sie's; es waren übrigens gute Patriotinnen, und ich glaube, der gute Gott wird's ihnen verzeihen . . ."

Er lachte beim Gedanken an diese alten Geschichten. Aber auf der Kirchenstaffel wurde er traurig und sagte:

„Ja, ja, — alles verändert sich . . . alles verändert sich! Ich weiß noch, daß an dem Tage, an welchem Colin das Vaterland in Gefahr erklärte, anno 1793, dreihundert junge Männer aus unserer Gegend zu Hoche's Armee abgingen; er zog mit und wurde ihr Kommandant. Der Mann war schrecklich anzusehen inmitten seiner Grenadiere. Er verweigerte seine Unterschrift, als es sich darum handelte, Bonaparte zum Kaiser zu ernennen. Jetzt schenkt er Schnaps am Schenktisch ein."

Dann sah er mich an, wie erstaunt über seine eigenen Worte, und sagte:

„Laß uns hineingehen, Joseph."

Wir traten unter die großen Pfeiler der Orgel. Wir standen hart aneinander. Er sagte nichts mehr. Einige Lichter strahlten im Hintergrund des Chors, über den Köpfen. Das

Auf- und Niederklappen der Bänke unterbrach allein die Stille. Das dauerte wohl zehn Minuten; fortwährend kamen Leute hinter uns herein. Endlich hörte man Sirou's Hellebarde auf dem Steinboden rasseln, und Herr Gulden sagte zu mir:

„Da ist er.“

Ein Licht über dem Weihkessel gab uns ein wenig Helle. Zu gleicher Zeit bestieg eine dunkle Gestalt die Kanzel zur Linken und Kökli zündete mit einer Stange zwei oder drei Wachskerzen zur Beleuchtung derselben an. — Der Prediger mochte ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt sein; er hatte ein angenehm rosiges Gesicht und langes blondes Haar um die Tonsur, welches ihm in Locken auf den Nacken fiel.

Man fing mit einem Kirchengesang an; die jungen Damen der Stadt sangen: „O welch ein Glück, ein Christ zu sein!“ Hierauf sagte der Prediger auf seiner Kanzel, er wolle den Glauben, die Religion, das göttliche Recht Ludwigs XVI. vertheidigen und fragte, ob jemand die Kühnheit habe, für das Gegentheil einzutreten. Niemand aber hatte Lust, sich steinigen zu lassen; alles schwieg. Da erhob sich auf der vorderen Bank ein sechs Fuß langer, magerer brauner Mann in schwarzem Mantel und rief:

„Ich — ich behaupte, daß der Glaube, die Religion, das Recht der Könige und all das reine Märchen sind. — Ich behaupte, die Republik ist das Wahre, der Vernunftglaube steht höher denn alles! . . .“

So ging's fort. Die Leute waren entrüstet; so etwas war noch nicht vorgekommen. Als er geendigt hatte, sah ich Herrn Gulden an; er lachte still vor sich hin und sagte zu mir:

„Hör doch! hör!“

Natürlich hörte ich zu: der junge Prediger betete zu Gott für diesen Abtrünnigen; und fing dann an, so gut zu sprechen,

daß die Menge darüber in Entzücken gerieth. Der Lange entgegnete: „Man habe wohl daran gethan, Ludwig XVI. zu guillotiniren, sammt Marie Antoinette und der ganzen Sippschaft.“ Die Entrüstung nahm immer mehr zu, und zuletzt wollten die Söldner vom Eichwald und besonders ihre Weiber in die Bank hineindringen, um ihn todtzuschlagen. Aber da kam Siron und rief:

„Platz! — Platz!“

Und der alte Kökli in seinem rothen Rock stürzte herbei, stellte sich vor den Mann, welcher sich in die Sakristei rettete und mit ausgestreckten Armen ausrief, er sei bekehrt und entsage dem Teufel, und all seinen gottlosen Werken und Wesen. Der andere sprach ein Gebet für die Seele dieses Sünders: es war ein wahrer Triumph für die Religion. Alles verließ gegen elf Uhr die Kirche, und man verkündigte, daß die Prozession am morgenden Sonntag stattfinden werde.

Da wir wegen des großen Gedränges in eine Ecke gedrückt waren, blieben Herr Gulden und ich bis zuletzt; als wir hinausgingen, waren die Bauern von Vierwinden, von Saint-Jean-des-Choux, und von Bigelberg schon zum deutschen Thor hinaus; man hörte nur die Läden der Stadtleute schließen und einige alte Weiber die Arsenalstraße hinaufgehen, welche diese außerordentlichen Dinge unter einander besprachen.

Vater Gulden und ich gingen schweigend unseres Wegs; er sagte nichts und lächelte vor sich hin. So kamen wir auf unser Zimmer.

Ich zündete das Licht an und während er sich auskleidete sagte ich:

„Nun, Herr Gulden, predigen sie gut?“

„Ja, ja doch, Joseph,“ erwiderte er lächelnd; „für junge Leute, welche noch nichts gesehen haben, ist es nicht übel.“

Dann lachte er laut und fuhr fort:

„Aber wär es der alte Colin gewesen, der hier den Jakobiner gespielt, glaub ich, der hätte den jungen Mann schrecklich in Verlegenheit gebracht.“

Ich war hierüber sehr erstaunt. Und während ich auf die weitere Auseinandersetzung Vater Guldens wartete, zog er langsam seine seidene Zipfelkappe über die Ohren und sagte nachdenklich:

„Das ist mir eins ... das ist mir eins ... Diese Leute gehen zu rasch vorwärts ... viel zu rasch! Ich glaube nun und nimmermehr, daß Ludwig XVI. von all dem Kenntniß hat ... Nein, er hat zu viel in seinem Leben gesehen, um die Menschen nicht besser zu kennen. Gute Nacht, Joseph, gute Nacht! Hoffentlich kommt bald ein Befehl aus Paris, welcher diese jungen Leute in ihr Seminar heimschickt. Gute Nacht!“

Ich ging in mein Zimmer, legte mich zu Bett und dachte lange an Katharine, an den Jakobiner und an die Prozession, die uns bevorstand.

IV.

Am folgenden Morgen läuteten die Glocken in aller Frühe. Ich stand auf, öffnete meine Fensterläden und sah die rothe Sonnenscheibe hinter dem Pulverthurm heraufkommen, über dem Walde von Bonne-Fontaine. — Es mochte fünf Uhr sein; man fühlte zum Voraus die kommende Hitze und der Geruch des Eichen- und Buchenlaubs und der Stechpalmen, mit welchen die Straßen geschmückt waren, erfüllte die Luft.

Die Bauern kamen schon haufenweise in die Stadt und unterbrachen die Stille durch ihr Geplauder. Man konnte die

Dörfer unterscheiden, aus denen sie kamen. Die von Wechem, von Metting, von Graufthal, von Dosenheim, mit ihren großen, vorn herunter geschlagenen Dreispitzen und mit ihren viereckigen Fräcken; die Weiber in langen, schwarzen Röcken, große wie die Matratzen gesteppte Hauben auf den Nacken; — die von Dagsberg, Hildhausen, von Harberg und la Houpe in breiten runden Filzhüten, die Weiber baarhaupt und in kurzen Röcken, klein, braun, dürr und lebhaft wie Schießpulver; die Kinder kamen hinterdrein, mit ihren Schuhen in der Hand, auf den Balken von Luterspech setzten sich alle der Reihe nach und zogen dieselben an zur Prozession.

Auch kamen ihrer drei oder vier Geistliche hinter ihren Pfarrkindern, die schwatzten und lachten unter sich in bester Laune.

Ich lag unter dem Fenster, sah dem zu und dachte, daß alle diese Leute vor Mitternacht daheim hatten aufbrechen müssen, um so frühe auf dem Platze zu sein, und wie sie stundenlang über die Berge und durch die Wälder gehen und im Mondscheine über die kleinen Stege schreiten mußten. Ich dachte, daß es doch etwas Schönes um die Religion sei, wovon die Städter nichts wissen, daß aber tausende von Feldarbeitern, Holzhauern, Taglöhnern, rauhe und schlichte Leute, die Weib und Kind lieben, ihre alten Eltern ehren, unterstützen und ihnen in der Hoffnung auf ein besseres Leben die Augen zudrücken — nur diesen einen Trost auf Erden haben.

Und wie ich so die endlos strömende Menge betrachtete, dachte ich, daß Tante Gretel und Katharine dieselben Ansichten haben, und ich war glücklich im Bewußtsein, daß sie für mich beten.

Der Tag rückte vor, die Glocken tönten und noch immer sah ich zu. Ich hörte auch, wie Herr Gulden aufstand und

sich ankleidete; gleich darauf trat er hemdärmelich in meine Kammer und sagte, als er mich so nachdenklich sah:

„Joseph, man kann doch nichts Schöneres auf der Welt sehen, als die Religion des Volks!“

Und da ich ganz erstaunt war, ihn gerade das sagen zu hören, was ich auch dachte, fuhr er fort:

„Ja, die Liebe zu Gott, zum Vaterlande, zur Familie sind ein und dasselbe. Bloß das macht uns bisweilen traurig, daß wir sehen müssen, wie die Vaterlandsliebe oft dazu mißbraucht wird, den Ehrgeiz eines Mannes zu befriedigen, und die Liebe zu Gott, um dem Stolz und der Herrschsucht einer kleinen Partei zu fröhnen.“

Ich war betroffen über diese Worte; ich habe sie im Gedächtniß behalten und habe seitdem oft erfahren, daß sie eine traurige Wahrheit sind.

Um nun wieder auf diesen Tag zurückzukommen, müßt ihr wissen, daß wir seit der Belagerung auch Sonntags arbeiteten, weil Vater Gulden, über dem Dienst auf den Wällen, sein Geschäft vernachlässigt hatte, und wir im Rückstand waren. Ich machte also heute, wie sonst, das Feuer in unserem kleinen Ofen auf und richtete das Frühstück zu. Die Fenster blieben offen, man hörte das große Getöse draußen. Der Vater Gulden, an eins der Fenster gelehnt, sagte:

„Sieh, alle Geschäfte sind geschlossen . . . ausgenommen die Gasthöfe und Wirthschaften.“

Er lachte und ich entgegnete:

„Werden wir unsere Auslage öffnen, Herr Gulden? Das kann uns viele Unannehmlichkeiten verursachen.“

Er wandte sich erstaunt um:

„Hör', Joseph,“ sagte er, „ich habe nie einen besseren Burschen gekannt als dich, aber Charakter hast du keinen.

Warum sollen wir denn die Auslage schließen? weil Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen und am siebenten ausgeruht hat? Aber wir haben die Welt nicht erschaffen und wir müssen arbeiten, um zu leben. Wenn wir unseren Laden aus Eigennutz schlössen, wenn wir die Frommen spielten, um auf diese Weise neue Kundschaft zu erwerben, so wäre das Heuchelei. Du sprichst oft, ohne dir's zu überlegen."

Ich bemerkte sogleich, daß ich Unrecht gehabt hatte und erwiderte:

„Herr Gulden, lassen wir lieber unseren Laden offen, man sieht dann, daß wir Uhren verkaufen; das thut Niemand was zu leid."

Wir saßen kaum am Werktisch, als die Tante Gretel und Katharine ankamen. Katharine war ganz schwarz gekleidet wegen der Todtenmesse für Ludwig XVI.; sie hatte ein schwarzes Tüllhäubchen und einen sehr gut gemachten Rock, dies gab ihr eine so weiße, rosige, zarte Gesichtsfarbe, daß ich kaum glauben konnte, daß das Joseph Berthold's Schatz sei; ihr Hals war schneeweiß und ohne ihre Lippen und ihr kleines rosiges Kinn, ohne ihre blauen Augen und blonden Haare, hätte ich geglaubt, es wäre eine andere, welche ihr gliche, aber noch viel schöner sei. Sie lachte, als sie meine große Bewunderung sah. Endlich sagte ich zu ihr:

„Kathrine, so bist du zu schön; ich wage nicht mehr, dich zu küssen."

„O doch," entgegnete sie, „du brauchst dich deßhalb nicht zu geniren."

Und als sie sich an meine Schultern lehnte, hielt ich sie lange umschlungen, so daß sich Vater Gulden und Tante Gretel lachend ansahen, und ich beide weit weg wünschte, um Kathrinen sagen zu können, daß ich sie immer noch mehr liebe, daß ich

mein Leben tausendmal für sie gäbe, aber vor ihnen schickte sich's nicht. Ich dachte es nur und war ganz gerührt davon.

Die Tante hatte auch ihr schwarzes Kleid angezogen und ihr Gebetbuch unter dem Arm.

„Gib mir doch auch einen Kuß, Joseph," sagte sie, „du siehst, daß ich auch mein schwarzes Kleid anhabe, wie die Kathrine."

Ich küßte sie, während Vater Gulden sagte:

„Ihr kommt zu uns zum Mittagessen . . . das versteht sich . . . aber vorher werdet ihr etwas genießen."

„Wir haben schon gefrühstückt," entgegnete die Tante.

„Das macht nichts. Diese Prozession wird Gott weiß wann endigen . . . ihr werdet immer auf den Beinen sein, man muß sich vorsehen."

Sie setzten sich, die Tante rechts, Kathrine links von mir und Vater Gulden gegenüber. Man trank ein Gläschen Wein, und die Tante meinte, die Prozession werde prächtig ausfallen, es seien wenigstens fünfundzwanzig Pfarrer aus der Umgegend da . . . der Herr Pfarrer Huber von Vierwinden sei auch gekommen. — Der große Ruhaltar an der Kavalleriekaserne reiche über die Dächer hinaus; die Tannen und Pappelbäume drumher seien mit Flor behängt und der Altar mit schwarzem Tuch bedeckt. — So sprach sie von allem Möglichen, während ich Kathrine ansah, und wir beide dachten, ohne etwas zu sagen: „Ach Gott, wann werden wir die Erlaubniß zum Heirathen bekommen! wann wird sich dieser Lump von Minister die Zeit nehmen, zu schreiben: Heirathet einander und laßt mich in Ruh!"

Endlich gegen neun Uhr läutete es zum Zweiten, wir mußten uns trennen und die Tante sagte:

„Dies ist das zweite Zeichen, wir werden also so bald als möglich zum Mittagessen kommen."

„Ja, ja, Mutter Gretel," erwiderte Vater Gulden, „wir erwarten euch."

Damit standen sie auf. Ich begleitete Kathrine bis unten an die Treppe, um sie nochmals zu küssen. Die Tante Gretel rief:

„Vorwärts, vorwärts! Wir müssen fort!"

Sie gingen, und ich kehrte an meine Arbeit zurück. Aber von dem Augenblicke an bis gegen elf Uhr konnte ich nichts thun. Die Menschenmenge war so groß, daß man von außen her ein ungeheures Summen hörte, wie wenn man durch raschelndes Laub geht. Als aber die Prozession aus der Kirche kam, wurde der Lärm so laut, daß auch Vater Gulden zu arbeiten aufhörte und auf die Gesänge und Gebete horchte.

Ich indessen stellte mir Kathrine unter der Menge vor, neben ihr die Tante Gretel, wie sie immer laut wiederholt: „Bitt für uns! Bitt für uns! — Ich dachte mir, sie werden sehr ermüdet sein, und alle diese Töne, alle diese Gesänge machten mich träumerisch; ich hielt wohl eine Uhr in der Hand und versuchte zu arbeiten, aber mein Geist war anderswo . . . Je höher die Sonne stieg, desto mehr wuchs meine Ungeduld . . . Da sagte Herr Gulden plötzlich lachend zu mir:

„He, Joseph, heute will's also durchaus nicht gehen?"

Ich wurde über und über roth, und er fuhr fort:

„Ja, ja, zu der Zeit, als ich für Luise Benedum schwärmte, da mochte ich, so viel ich wollte, in die Federchen und Räderchen hineinstarren, ich sah doch nur ihre blauen Augen."

Er seufzte und ich seufzte ebenfalls und dachte: „Ach, wie recht hast du, Vater Gulden, wie recht hast du!"

„Es ist genug," sagte er nach einer Weile, und nahm mir die Uhr aus der Hand. „Geh, mein Junge, geh nur und

suche deine Kathrine. — Man kann die Liebe nicht abzwingen, sie ist stärker als wir!"

Als ich ihn diese Worte sagen hörte, hätte ich ausrufen mögen: „O du guter Mann, o du gerechter Mann . . . du wirst es nie erfahren, wie sehr ich dich liebe!"

Er war indessen aufgestanden, und trocknete sich die Hände am Handtuche hinter der Thüre, da sagte ich zu ihm:

„Weil Sie es absolut wollen, Herr Gulden . . ."

„Ja . . . ja . . . absolut!" erwiderte er.

Weiter hörte ich nicht, mein Herz hüpfte vor Freuden; ich setzte meinen Hut auf, und mit einem Satze war ich die Treppe hinab, indem ich rief:

„In einer Stunde, Herr Gulden."

Ich war schon draußen. Aber was Leute — welche Last Leute! — welches Gewimmel — Dreispitze, Filzhüte, Hauben, und droben, über allem, läutete langsam die Kirche. Länger als eine Minute stand ich auf unserer Staffel und sah mich um, ohne zu wissen, wohin; und da ich mich endlich überzeugte, daß es nicht möglich wäre, in diesem Gedränge einen Schritt vorwärts zu kommen, ging ich durch das Lauche-Gäßchen, um auf den Wall zu gelangen, und, wenn ich recht laufe, die Prozession noch auf der Böschung am deutschen Thor zu erwarten, denn dort kam sie die Gymnasiumsstraße herauf.

Es mochte elf Uhr sein. An diesem Tage sollte ich Dinge sehen, welche mir seither viel zu denken gaben: es waren die Vorzeichen großer Unglücksfälle, und niemand gab acht darauf, niemand war so gescheidt, zu begreifen, was sie bedeuten. Erst später, als allen das Elend noch einmal bis an den Hals ging, als man den Tornister und die Muskete wieder nehmen mußte, um sich in Stücke hauen zu lassen, — da sagte sich jeder: „Ach, wenn wir Vernunft gehabt hätten . . . wenn

man Gerechtigkeit geübt hätte . . . wenn man klug gewesen wäre! Wir hatten es so gut; jetzt wären wir daheim, anstatt daß jetzt der Umsturz zum zweitenmal beginnt. Was hätte man thun sollen? Nichts, als sich ruhig verhalten, es war gar nicht schwer!“ Welches Elend!

So ging ich also das Lanche-Gäßchen hinauf, wo man die Ausreißer unter dem Kaiserreich erschossen hatte. Der Lärmen verlor sich hier, die Gesänge, die Gebete und selbst der Klang der Glocken! Alle Thüren und Fenster waren geschlossen, jedermann war zu der Prozession gegangen. Inmitten dieser Stille hielt ich einige Augenblicke an, um im Schatten dieses abgelegenen Quartiers Athem zu schöpfen; ein leichtes, frisches Windchen kam von den Feldern über die Wälle herein; ich lauschte dem fernen Tumult, trocknete mir das schweißbedeckte Gesicht und dachte: „Wo soll ich jetzt Kathrine finden?“

Ich wollte eben zurück und die Treppe des Ausfallthors hinaufsteigen, als ich eine Stimme rufen hörte: „Marqueur, zähle doch, wie die Parthie steht.“

Da bemerkte ich erst, daß bei Vater Colin die Fenster des ersten Stocks offen standen, und daß droben Leute in Hemdärmeln Billard spielten. Es waren alte Soldatengestalten mit kurzgeschornen Haaren und mit Schnurrbärten wie Bürsten. Sie gingen laut rufend um das Billard herum und kümmerten sich weder um Louis XVI., noch um den Bürgermeister, weder um den Kommandanten noch um die Bürger. Einer, ein kurzer, stämmiger, mit einem Husaren-Backenbart, der ihm wie zwei Pistolenläufe in's Gesicht hereinstarrte, lehnte sich in offener Halsbinde sogar zum Fenster hinaus, das Billardqueue auf den Sims gestützt, und rief, indem er gegen den Platz hinübersah: „Wir wollen die Partie auf fünfzig spielen!“

Gleich kam mir der Gedanke, das müßten Offiziere auf

Halbsold sein, welche hier ihren letzten Kreuzer ausgeben und bald nicht mehr wissen werden, wie sie ihren Unterhalt finden sollen. Ich ging meines Weges weiter, unter dem Gewölbe des Pulverthurmes, hinter dem Gymnasium, beschleunigte ich meine Schritte, indeß ich mir meine Gedanken machte; aber sobald ich auf der Höhe des Walls beim deutschen Thore angekommen, war alles vergessen; da bog eben die Prozession um die Ecke an Bockholz's Haus. Wie Trompetenstöße erschallten die Gesänge vor dem Ruhaltar; die jungen Priester von Nanzig liefen mit emporgehaltenen Kreuzen unter der Menge herum, um Ordnung zu halten; der Schweizer Siron schritt majestätisch unter seiner Fahne einher; voraus sangen die Pfaffen und Chorknaben, ihre Gebete stiegen bis zum Himmel empor; hinter ihnen respondirte die Menge, und all das gab ein dumpfes und schreckliches Tongewirr. Auf den Zehenspitzen stehend und halb verdeckt von dem Vordach, dachte ich nur an Kathrine; ich hätte sie unter der Menge entdecken mögen; aber welche Masse von Fahnen, Dreispitzen und Hauben, die da in der Ulrichsstraße an mir vorüberzog! Man hätte nicht geglaubt, daß es so viel Leute in unserer Gegend gäbe; außer Kindern und Greisen muß keine Seele mehr in den Dörfern zu finden gewesen sein.

Dies dauerte wenigstens schon zwanzig Minuten, bereits hatte ich die Hoffnung, Kathrine zu erblicken, aufgegeben, da entdeckte ich sie plötzlich sammt der Tante Gretel. Die Tante betete mit so heller Stimme, daß ich sie aus allen heraus hörte; Kathrine sprach nichts und ging mit kleinen Schritten und mit gesenkten Augen einher. Ach, wenn ich sie hätte anrufen können, sie hätte mich vielleicht gehört; aber es war schon genug, daß ich nicht mit der Prozession gegangen war, ich durfte nicht noch mehr Aergerniß geben. Ich kann bloß sagen, und kein alter

Pfalzburger wird mir widersprechen, daß Kathrine nicht das wenigst hübsche Mädchen des Landes, und daß Joseph Berthold nicht zu beklagen war.

Sie war schon eine gute Weile vorüber, die Prozession hielt auf dem Exerzierplatze an vor dem großen Ruhaltar rechts von der Kirche; der Herr Stadtpfarrer las die Messe, und Stille legte sich über die ganze Stadt; in den Gäßchen rechts und links schwieg alles, wie wenn man den Priester am Altar hätte sehen können, manche knieten nieder, andere ruhten auf den Haustreppen aus, denn die Hitze war außerordentlich, und viele waren schon vor Tag von Hause weggegangen.

Dieser Anblick rührte mich, ich betete für das Vaterland, für den Frieden und für alles, was ich in mir fühlte, da, ich weiß es noch gut, in diesem Augenblicke wurden unten an der Böschung einige Stimmen vernehmbar, sie kamen vom deutschen Thore her und lauteten gar freundlich:

„Ein wenig Platz, guter Freund, ein wenig Platz.“

Die Prozession versperrte die Straße, die Ankömmlinge waren dadurch aufgehalten und ihre Stimmen störten ein wenig die Andacht der Menge. Einige Leute am Thore machten Platz; der Schweizer und der Kirchendiener blickten von Ferne herüber und ich selbst war aus Neugierde ein wenig gegen den Abhang unter dem Vordache vorgetreten. Es waren fünf oder sechs alte Soldaten, ganz weiß vom Staub, mit gekrümmten Schultern und von ganz ermattetem Aussehen, sie drängten sich der Böschung entlang durch, um in die Arsenalstraße zu gelangen, wo sie ohne Zweifel den Durchgang frei glaubten. Noch seh' ich sie mit ihren zerrissenen Stiefeln und weißen Gamaschen, in der alten abgeschabenen Uniform und mit den schweren Tschakos, die von Regen und Sonne und von all' dem Elend der Feldzüge verdorben waren; sie gingen

einer hinter dem andern auf dem abhängigen Rasen hin, um die unten sitzenden Leute so wenig als möglich zu belästigen; ein alter Soldat mit drei Einsteherzeichen ging voraus, er glich meinem armen Serschanten Pinto, welcher am Hinterthor bei Leipzig gefallen war, und rührte mir das Herz; er hatte auch so einen langen grauen Schnurrbart, dieselben hohlen Wangen und trotz aller Mühseligkeiten und Leiden dasselbe zufriedene Gesicht; er lächelte vor sich hin; am Ende seines Stocks trug er ein kleines Päckchen und sagte ganz leise:

„Entschuldigen Sie meine Damen und Herren, entschuldigen Sie.“ Die andern folgten ihm Schritt für Schritt.

Es waren die ersten Gefangenen, welche zufolge des Vertrags vom 23. April zurückkamen, wir haben sie von da an bis zum Juli alle Tage vorüberziehen sehen. Diese hatten zweifelsohne ihre Tagmärsche verdoppelt, um Frankreich früher wieder zu sehen.

Als sie am Ende der Straße angekommen waren, sahen sie, daß die Menge noch sehr weit nach dem Arsenal zu sich ausdehnte, und um die Leute nicht weiter zu behelligen, traten sie in die Nische der Ausfallpforte und setzten sich auf die feuchte Treppe, legten ihre Päckchen neben sich und warteten den Verlauf der Prozession ab; sie kamen von weit her und wußten kaum, was bei uns vorgegangen war.

Unglücklicherweise hatten die Häusler vom Eichwald, der große Horni, Zapherie Roller, Nikolaus Cochart, der Wollkardätscher, und der Hausirer Gipfel — den man zum Bürgermeister gemacht hatte zum Lohn dafür, daß er den Verbündeten während der Belagerung den Weg auf den Falberg und in's Graufthal gezeigt hatte — alle diese Schurken und noch andere, welche die Lilie bekommen wollten — wie wenn ein Orden vermöcht hätte, sie besser zu machen — diese ganze schlechte

Bande, welche von gestohlenen Reisigbüscheln aus dem Walde lebt, hatte unglücklicherweise von Ferne die alte dreifarbige Kokarde an den Tschako's entdeckt und jeder von ihnen dachte: „Das ist eine Gelegenheit, zu zeigen, daß wir die wahren Stützen von Thron und Altar sind.“

Sie kamen herbei, indem sie die Leute aus dem Weg stießen. Gipfel war der vorderste, den Hals in einer dicken, schwarzen Halsbinde, einen ellenlangen Flor am Hute, den Hemdkragen zwei Linien über die Ohren aufgesteift, hatte er die Miene eines Banditen, welcher sich das Ansehen eines ehrlichen Mannes geben will. Der alte Soldat mit den drei Streifen hatte die Kerle von Weitem erblickt, welche so drohend daher kamen, und war aufgestanden, um zu sehen, was dies bedeute.

„Pressirt es so,“ sagte er, „wir sind nicht gewohnt, durchzugehen. Was will man denn von uns?“

Aber Gipfel war nicht der Mann, eine so schöne Gelegenheit, seinen Eifer für Ludwig XVIII. zu zeigen, hinauszulassen; statt aller Antwort gab er ihm eine tüchtige Ohrfeige, daß ihm der Tschako vom Kopfe fiel und rief:

„Weg mit der Kokarde!“

Natürlich wollte sich der entrüstete Veteran zur Wehre setzen, aber die Häusler vom Eichwald kamen massenhaft herbei, Männer und Weiber fielen über die Soldaten her, warfen sie nieder, rissen ihnen die Kokarden und die Epauletten ab und traten sie scham- und erbarmungslos mit Füßen. Der arme alte Soldat erhob sich mehrmals und rief mit herzzerreißender Stimme:

„Ha! feiges Pack! Ha! seid ihr Franzosen . . . Ha! Kanaillen! . . .“

Und immer wieder schlugen sie auf ihn ein. Endlich ließ

man sie mit Blut bedeckt und mit zerrissenen Kleidern in der Ecke liegen, und der Herr Fasanenmeister, der dazu kam, sagte, man solle sie in's Loch stecken.

Hätte ich hinuntersteigen können, ich wäre im Stand gewesen, Kathrine, Tante Gretel und Herrn Gulden zu vergessen und den Soldaten zur Hilfe zu eilen; die Bauern aber hätten mich zu Boden geschlagen, so gut wie die. Es schaudert mich noch, wenn ich dran denke.

Glücklicherweise ist die Mauer des Ausfallthors mehr als zwanzig Fuß hoch, und als man sie ganz blutbedeckt fortführte, lief ich beim Anblick dieses Greuels gegen das Arsenal hin und kam so blaß zu Hause an, daß Vater Gulden ausrief:

„Joseph, bist du erdrückt worden?"

„Nein, Herr Gulden, nein," sagte ich zu ihm, „aber ich habe soeben etwas Schreckliches mit angesehen."

Und weinend erzählte ich ihm, was ich gesehen. Er ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und stand von Zeit zu Zeit still, um mir zuzuhören, er biß die Lippen übereinander und seine Augen funkelten.

„Joseph," sagte er zu mir, „haben diese Leute etwas gethan?"

„Nein, Herr Gulden."

„Es ist nicht möglich . . . die Leute müssen sich eine solche Behandlung durch irgend etwas zugezogen haben . . . Wir sind keine Wilden, zum Henker! Die Häusler müssen andere Gründe gehabt haben, als die Kokarde."

Er konnte es gar nicht glauben, und erst nachdem er's zweimal mit allen Einzelheiten angehört hatte, sagte er endlich

„Gut, ich glaub's . . . Ja, ich glaub's, weil alles unter deinen Augen vor sich gegangen ist. Das ist ein größeres Unglück, als du denkst, Joseph. Wenn das so fortgeht, wenn

man nicht all diesen Taugenichtsen Zügel anlegt, wenn Kerle, wie dieser Gipfel, oben auf bleiben, dann werden die rechtschaffenen Leute noch sehen, was geschieht."

Mehr sagte er nicht, denn Kathrine und Tante Gretel kamen jetzt nach Schluß der Prozession zurück.

Wir speisten zusammen, die Tante war sehr vergnügt, und Kathrine auch. Aber trotz der Freude über ihren Besuch, war mir's doch schwer um's Herz. Herr Gulden sah sehr ernst darein.

Mit Anbruch der Nacht begleitete ich Kathrine und die Tante bis nach la Roulette, wo ich ihnen den Abschiedskuß gab und gute Nacht sagte; ich ging geraden Wegs nach Hause zurück. Es mochte acht Uhr sein. Herr Gulden war in die Brauerei zum „wilden Mann" gegangen, um nach seiner Gewohnheit an den Sonntagen die Zeitungen zu lesen. Ich legte mich zu Bett. Gegen zehn Uhr kam er heim, und da er mein Licht noch auf dem Tische brennen sah, stieß er die Thüre auf und rief herein:

„Es scheint, daß man überall Prozessionen veranstaltet, Joseph, man liest von nichts sonst in der Zeitung."

Er fügte auch noch bei, daß achtzigtausend Gefangene den Rückweg in die Heimath angetreten hätten, und daß das ein Glück für das Land sei.

V.

Am folgenden Morgen waren die Stadtuhren aufzuziehen; Herr Gulden, der allgemach das Alter spürte, hatte mich damit beauftragt, und ich ging frühe aus. Ein Windstoß hatte während der Nacht die Blätter an die Wände hingefegt; jeder holte seine Sachen von den Ruhaltären wieder weg, der seinen Leuchter, der seine Blumentöpfe. Dieser Anblick machte mich

traurig und ich dachte: „Jetzt haben sie ihren Trauergottesdienst gehalten, jetzt werden sie einmal zufrieden sein! Wenn nur die Erlaubniß kommt, dann ist alles recht; aber wenn diese Leute glauben, uns mit ihren geistlichen Liedern satt machen zu können, so täuschen sie sich. Zur Zeit des Kaisers mußte man fort nach Spanien und Rußland, das ist wahr; aber die Minister ließen wenigstens die Jugend nicht schmachten. Ich möchte wissen, wozu der Friede da ist, wenn man sich nicht heirathen kann."

Diese Gedanken versetzten mich in Zorn; ich war wild auf Ludwig XVIII., auf den Grafen von Artois, auf die Emigranten, auf jedermann und ich rief aus: „Der Adel hält das Volk für Narren!"

Als ich heim kam, deckte Herr Gulden den Tisch; während des Frühstücks sagte ich ihm dann alles, was ich dachte; er hörte mir lächelnd zu und erwiderte:

„Gib acht, Joseph, gib acht! laß dich nicht fortreißen, du scheinst mir ein Jakobiner werden zu wollen!"

Er war aufgestanden und ging an den Schreibtisch; ich sah ihm zu und dachte: er werde eine Flasche holen, allein er hielt mir einen dicken viereckigen Brief hin, mit einem großen rothen Siegel.

„Hier, Joseph," sagte er, „hier ist etwas was der Brigadier Werner gebracht hat, ich soll dir's übergeben."

In diesem Augenblicke fühlte ich mein Herz klopfen und es war mir wie ein Flor vor den Augen, als ich den Brief betrachtete.

„So mach' und öffne ihn doch!" sagte Vater Gulden.

Ich riß ihn auf und wollte lesen, aber ich brauchte Zeit und plötzlich rief ich aus:

„Herr Gulden, es ist die Erlaubniß!"

„Glaubst du?“ sagte er.

„Ja, es ist die Erlaubniß!“ rief ich mit ausgestreckten Armen.

„So, hat der Schlingel von Minister sonst nichts zu thun?“ sagte Vater Gulden.

Aber ich entgegnete:

„Hören Sie, ich verstehe mich nicht auf Politik; aber die Erlaubniß ist nun da, damit ist alles gut, das übrige geht mich nichts an.“

Er lachte laut auf und rief:

„Ach, guter Joseph, guter Joseph!“

Ich sah wohl, daß er sich ein wenig über mich lustig machte, aber das war mir ganz gleich.

„Jetzt muß man sogleich Katharine und Tante Gretel benachrichtigen,“ rief ich in der Freude meines Herzens, „man muß schnell Chardron's Buben hinausschicken.“

„Geh' doch selbst, das wird besser sein,“ sagte der vortreffliche Mann.

„Und das Geschäft, Herr Gulden?“

„Bah, bah, bei einem solchen Anlaß denkt man nicht an's Geschäft! Geh' mein Junge, eile dich. Wie könntest du zu dieser Stunde arbeiten? Du siehst ja nichts mehr!“

Es ist wahr, ich hätte nichts thun können. Ich stand auf und weinte vor Freude. Ich küßte sogar Herrn Gulden; dann eilte ich davon, ohne einen andern Rock anzuziehen. Da sieht man, was die Freude macht: ich war schon lange hinaus über das deutsche Thor, und über die Brücke am Vorwerk, am Wirthshaus zum Rad und an der Post vorbei, ohne es zu merken, und erst zwei- oder dreihundert Schritte vor dem Dorfe, als ich unser Dach und die kleinen Fenster sah, erwachte ich wie aus einem Traum; ich las die Erlaubniß

nochmals durch und wiederholte mir: „Ja, es ist wahr, es ist wahr! Welches Glück! Was werden sie sagen?"

So kam ich vor dem Hause an, stieß die Thüre auf und rief hinein:

„Die Erlaubniß!"

Die Tante Gretel, in Holzschuhen, kehrte eben die Küche, und Kathrine kam rechts die alte Holztreppe herab mit bloßen Armen, ihr blaues Tuch über die Brust gekreuzt. Sie hatte Späne auf dem Boden geholt, und als sie mich sahen und rufen hörten: „die Erlaubniß!" blieben beide wie gebannt stehen. Ich aber wiederholte: „die Erlaubniß!"

Da hob die Tante Gretel plötzlich beide Hände in die Höhe, wie ich gethan, und rief:

„Es lebe der König!"

Kathrine, ganz blaß, stützte sich auf das Geländer. Im selben Augenblick war ich bei ihr, und ich küßte sie so, daß sie mir endlich weinend wie eine Magdalene in die Arme sank, und ich sie, so zu sagen, heruntertrug, während die Tante um uns herum sprang und rief:

Es lebe der König! es lebe der Minister! So etwas hat man noch nicht erlebt."

Endlich kam sogar unser Nachbar, der alte Schmid Rupper, mit seiner Lederschürze und mit seinem offenen Hemde heran und fragte:

„Nun . . . nun! was ist denn los, Nachbarin?"

Er hatte seine große Beißzange in der Hand und riß seine kleinen Augen weit auf. Wir wurden etwas ruhiger und ich entgegnete:

„Wir haben die Erlaubniß erhalten, uns zu heirathen."

„Ach, das ist's!" sagte er; „jetzt versteh' ich, jetzt versteh' ich!"

Er hatte die Thüre offen gelassen, und fünf oder sechs Nachbarn und Nachbarinnen, die Spinnerin Anna Schmutz, der Feldschütz Christoph Wagner, Zapheri Groß und mehrere andere kamen ebenfalls herbei; das Zimmer war voller Leute. Ich las die Erlaubniß vor. Jeder hörte zu; als es zu Ende war, fing Kathrine wieder an zu weinen, und die Tante sagte:

„Dieser Minister, siehst du, Joseph, ist der beste Mensch. — Wenn er hier wäre, würde ich ihn küssen und zur Hochzeit einladen; er müßte mit Herrn Gulden den Ehrenplatz theilen.“

Als dann die Nachbarinnen fortgegangen, um die Nachricht zu verbreiten, fing ich wieder an, Kathrinen Liebeserklärungen zu machen, wie wenn die alten nichts gegolten hätten; ich ließ sie tausend und tausendmal wiederholen, daß sie nie einen andern geliebt habe als mich, bis wir vor Rührung weinten, dann wieder lachten und wieder weinten und wieder lachten und so fort bis zum Abend. Die Tante sagte draußen beim Kochen laut vor sich hin: „Das heiß' ich mir einmal einen guten König!“ Oder auch: „Wenn mein armer Franz aus dem Grabe käme, hätte er einen glücklichen Tag, aber man kann nicht alles haben!“

Sie sagte auch, daß die Prozession uns gut gethan habe. Kathrine und ich erwiderten nichts, unsere Freude war zu groß. Wir aßen zu Mittag, wir vesperten, wir speisten zu Nacht, ohne etwas zu sehen und zu hören, und erst gegen neun Uhr abends bemerkte ich plötzlich, daß es Nacht war, und daß ich heim mußte. Dann gingen die Tante, Kathrine und ich zusammen fort. Es war ein schöner Mondschein. Sie begleiteten mich bis an's Rad hin, und unterwegs wurden wir einig, daß die Hochzeit in vierzehn Tagen stattfinden solle. Vor dem Meierhof unter den alten Pappeln küßte mich die Tante, und ich küßte Kathrine, dann sah ich beiden nach, wie sie wieder

in's Dorf hinaufgingen. Sie kehrten sich um und winkten mit der Hand, und ich winkte ihnen auch.

Als sie endlich im Haus verschwunden waren, ging ich der Stadt zu, wo ich gegen zehn Uhr ankam. Ich ging über den großen Platz und trat in's Haus.

Herr Gulden wachte noch in seinem Bett; er hörte mich ganz leise die Thüre öffnen. Wie ich die Lampe anzündete und in mein Zimmer gehen wollte, rief er mir:

„Joseph!"

Sogleich näherte ich mich, und da er mich ganz gerührt sah, streckte er die Arme aus. Wir umarmten uns; dann sprach er zu mir:

„Gut, mein Sohn, du bist glücklich und du verdienst es. Geh' jetzt zu Bett, morgen wollen wir weiter reden."

Ich legte mich dann nieder, aber ich konnte lange nicht schlafen; jeden Augenblick wachte ich auf und dachte: „Ist es denn wahr? Ist die Erlaubniß da?" Und in Gedanken rief ich mir zu: „Ja, es ist wahr!" Gegen Morgen schlief ich endlich ein. Als ich erwachte, war es voller Tag; ich sprang aus dem Bett, um mich anzukleiden; im selben Augenblick rief mir Herr Gulden im Nebenzimmer ganz heiter:

„Joseph, komm doch und setz dich zu Tisch!"

„Ach, verzeihen Sie, Herr Gulden," sagte ich, „ich war so glücklich, daß ich gar nicht einschlafen konnte."

„Ja . . . ja . . . ich habe dich wohl gehört," erwiderte er lachend.

Ich ging in unsere Werkstätte, wo der Tisch schon gedeckt war.

VI.

Außer dem Glück, Katharinen heirathen zu dürfen, war meine größte Freude der Gedanke, daß ich jetzt Bürger werden sollte; denn es ist ein großer Unterschied, ob man sich für nichts und wieder nichts plagen soll, oder auf eigene Rechnung zu arbeiten hat. Herr Gulden hatte mir gesagt, er wolle mich als Theilhaber in sein Geschäft nehmen und ich malte mir schon aus, wie Joseph Berthold sein junges Frauchen Sonntags zur Messe führen werde, und auf den Spaziergang gegen la Roche-plate oder Bonne-Fontaine. Diese Aussicht versetzte mich in die beste Stimmung. Einstweilen ging ich alle Tage zu Kathrinen; sie wartete auf mich im Obstgarten, während Tante Gretel „Küchlen" und „Gugelhopfen" für die Hochzeit zubereitete; wir sahen uns stundenlang in die Augen; sie war frisch und heiter und wurde von Tag zu Tag schöner.

Als mich Herr Gulden jeden Abend stets glücklicher heimkommen sah, sagte er:

„Nun, Joseph, das scheint mir besser zu gehen, als bei Leipzig."

Manchmal war ich bereit, die Arbeit wieder aufzunehmen, aber er gab es nicht zu und meinte:

„Ach was, die Tage des Glücks sind so selten im Leben! Geh' nur zu deiner Kathrine, geh! — Wenn ich mich dann auch einmal verheirathen will, so wirst du für uns beide schaffen."

So sprach er lachend. Ach, solche Männer sollten hundert Jahre leben. Welch' gutes Herz! Welch' ein gerader und schlichter Mann! Er war ein wahrer Vater für uns, und heute noch oft, wenn ich ihn mir vorstelle, mit seiner schwarzseidenen Zipfelmütze über die Ohren, mit seinem achttägigen,

grauen Bart, mit seinen freundlich aus den Fältchen blinzelnden Augen und mit dem Lächeln auf den Lippen, nach so viel Jahren noch glaube ich seine Stimme zu hören und die Thränen kommen mir in die Augen.

Aber jetzt muß ich noch etwas erzählen, was sich am zweiten Vorabend unserer Hochzeit begab und niemals aus meinem Gedächtniß verschwinden wird. Es war am 6. Juli 1814 (die Hochzeit sollte am 8. stattfinden) und ich hatte die ganze Nacht nur von dieser geträumt. Morgens zwischen sechs und sieben stand ich auf, der Vater Gulden arbeitete schon bei offenen Fenstern. Ich wusch mir das Gesicht und gedachte nach Vierwinden hinaus zu gehen; da ertönte plötzlich ein Trompetenstoß und darauf zwei Trommelschläge unter dem französischen Thor, wie wenn ein Regiment kommt: die Trompeter probiren ihren Ansatz und die Tambours geben zwei oder drei leichte Schläge, um die Trommelschlegel in Gang zu bringen. Mehr brauchte ich nicht zu hören, da stiegen mir die Haare auf dem Kopf empor und ich rief:

„Herr Gulden, das ist das Sechste!“

„Ja wohl,“ sagte er, „seit acht Tagen spricht die ganze Stadt davon, aber du hörst ja nichts mehr; das ist dein Hochzeitsstrauß, Joseph, ich habe dir diese Ueberraschung nicht verderben wollen!“

Ich aber hörte nichts mehr, wie der Wind war ich aus dem Zimmer und mit einem Satze draußen. Unser alter Tambourmajor, Padoue, erhob schon seinen Stock unter dem düstern Thor, die Trommler kamen hinter ihm und wiegten sich in den Hüften; dann kam der Oberleutnant, Gemeau, zu Pferd, dann die großen, rothen Federbüsche unserer Grenadiere und langsam dahinter die Bajonette: es war das 3. Bataillon. Der Marsch begann und mein Blut wirbelte. Beim ersten

Blick erkannte ich die langen, grauen Mäntel, welche wir am 22. Oktober 1813 auf dem Glacis von Erfurt gefaßt hatten; sie waren vom Regen, Schnee und Wind ganz grün geworden. Sie sahen noch schlimmer aus, als nach der Leipziger Schlacht. Die alten Tschakos hatten Kugellöcher, die Fahne allein war neu in ihrem schönen Wachstuch-Ueberzug, mit der Lilie an der Spitze.

Ach, wer keinen Feldzug mitgemacht hat, weiß nicht, was es heißt, sein Regiment wieder zu sehen und dieselben Trommelwirbel wieder zu hören, wie vor dem Feind.

„Da kommen deine Kameraden zurück,“ sagt' ich mir, „geschlagen, gedemüthigt, wie vernichtet! Da kommen sie, mit gesenktem Haupte, unter der andern Kokarde.“

Nein, ich habe nichts Aehnliches erlebt. Später haben sich viele vom Sechsten, meine ehemaligen Offiziere und Feldwebel, in Pfalzburg niedergelassen, wo alte Soldaten stets gut aufgenommen waren, z. B. la Flèche, Caradin, Lavergne, Mouyot, Padoue, Chazi und noch viele andere. Diejenigen, welche mir im Kriege Befehle ertheilt hatten, waren meine Holzsäger, meine Lastträger, meine Dachdecker, meine Zimmerleute, meine Maurer. Die mir befohlen hatten, mußten sich jetzt von mir befehlen lassen, denn ich war ein gemachter Mann und stand einem Geschäfte vor, sie aber waren einfache Arbeiter. Doch das war mir eins, wenn ich mit ihnen sprach, bewahrte ich immer die Achtung vor meinen ehemaligen Vorgesetzten; ich dachte mir immer: „Da unten bei Weißenfels, bei Lützen, bei Leipzig, da haben diese Leute, welche sich jetzt für den Lebensunterhalt ihrer Familien mühsam krümmen und arbeiten müssen, die Ehre und den Muth Frankreichs vertreten.“ Diese Veränderungen sind übrigens später nach Waterloo eingetreten, und unser ehemaliger Fahnenträger, Faizart, hat fünfzehn Jahre lang die

Brücke am deutschen Thore gekehrt. Das ist nicht schön, wahrlich nicht. Das Vaterland sollte dankbarer sein!

Es war also das dritte Bataillon, welches zurückkam und in einem so elenden Zustande, daß allen rechtschaffenen Leuten das Herz im Leibe blutete. Zebedäus hat mir erzählt, daß sie von Versailles am 31. März nach der Kapitulation von Paris abmarschirt seien, und daß man sie von Versailles nach Chartres, nach Chateaudun, nach Blois, nach Orleans und so weiter beordert habe wie wahre Zigeuner, sechs ganze Wochen lang ohne Sold und Ausrüstung. Endlich haben sie in Rouen Befehl erhalten, durch ganz Frankreich zu marschiren, wieder zurück nach Pfalzburg, und überall haben die Prozessionen und Trauergottesdienste das Volk gegen sie aufgehetzt. Da haben sie alles erdulden müssen, selbst im freien Felde biwakiren, während die Russen, die Oesterreicher, die Preußen und die andern Feinde ruhig in unseren Dörfern lagen.

Als mir nach langer Zeit Zebedäus dieses Elend erzählte, weinte er vor Wuth:

„Ist Frankreich nicht mehr Frankreich?“ sagte er. „Haben wir nicht seine Ehre vertheidigt?“

Aber was mich noch in meinen alten Tagen freut, ist die Aufnahme, welche das Sechste bei uns fand. Man wußte schon, daß auch das erste Bataillon aus Spanien kommen werde, und daß die Trümmer des Regiments und die des vierundzwanzigsten leichten Infanterieregiments das sechste Regiment Berry zu bilden bestimmt waren; und die ganze Stadt freute sich im voraus, daß wir wieder zweitausend Mann Garnison bekommen sollten, anstatt einiger Kanoniere der Marine, welche wie Veteranen aussahen.

Es war eine große Freude, jedermann rief:

„Es lebe das Sechste!“ Die Kinder waren ihm bis zur

Höhe von Saint-Jean entgegengelaufen, und das Bataillon war seit 1813 nirgends auf solche Weise empfangen worden. Mehrere Alte weinten deshalb und riefen aus den Gliedern heraus:

„Es lebe Frankreich!“ Trotzdem senkten die Offiziere den Kopf mit niedergeschlagener Miene; sie gaben blos ein Zeichen mit der Hand, wie um den Leuten für einen so guten Empfang zu danken.

Von der Schwelle unseres Hauses sah ich diese drei- oder vierhundert Mann vorbeimarschiren, so zerlumpt, daß ich nur noch unser Numero erkannte. Aber plötzlich erblickte ich Zebedäus, — welcher im hintersten Glied marschirte — er war so mager, daß seine große Habichtsnase ihm wie ein Schnabel aus dem Kopfe hervorstand, sein alter Kaputrock hing ihm in Fetzen den Rücken hinab; aber er hatte Serschantenauszeichnung, und seine breiten, knochigen Schultern, solid wie eine Tragbahre, gaben ihm ein tüchtiges Aussehen. Als ich ihn gewahr wurde, stieß ich einen Schrei aus, den man durch den Trommelwirbel hindurch hörte:

„Zebedäus!“

Er wandte sich um, und ich stürzte in seine Arme, während er das Gewehr an die Ecke von Fouquet's lehnte. Ich weinte wie ein Kind; er aber sagte:

„Bist du's, Joseph? Ach, so blieben doch noch zwei übrig.“

„Ja, ich bin's,“ entgegnete ich, „ich bin im Begriff, mich mit Kathrine zu verheirathen, und du mußt mein Brautführer sein.“

Wir gingen weiter. Oben an der Ecke von Houte's wartete der alte Fürst und sah mit verweinten Augen zu. Der arme Alte dachte: „Jetzt käme mein Sohn auch zurück!“ und als er Zebedäus und mich herankommen sah, trat er schnell

in seinen dunklen Hausgang zurück. Auf dem Platz sahen sich auch Vater Klipfel und fünf oder sechs andere das in Reih und Glied aufgestellte Bataillon an. Sie hatten wohl Todtenscheine erhalten, aber das war eins, sie hofften, daß doch ein Irrthum vorgegangen sein könnte, denn ihre Buben schrieben nicht gerne. Sie schauten sich um und gingen dann weg, indeß die Trommeln wirbelten.

Man schlug nun zum Appell und in demselben Augenblick kam der alte Todtengräber herbei. Er trug immer noch sein braunes Manchester-Wams und seine graue Zipfelkappe. Er ging hinter der Front herum, wo ich mit Zebedäus plauderte, und als dieser sich umwendete, erblickte er ihn und wurde ganz blaß. Sie schauten sich einen Augenblick an. Ich nahm das Gewehr und der Alte umarmte seinen Sohn. Sie sagten nichts und hielten sich lange umschlungen. Als hierauf das Bataillon rechts nach der Kaserne abmarschirte, bat Zebedäus den Hauptmann Vidal um Erlaubniß, mit seinem Vater gehen zu dürfen, und übergab sein Gewehr dem ersten besten Soldaten. Wir gingen zusammen nach der Kapuzinerstraße. Der Vater sagte:

„Du mußt wissen, daß die Großmutter so alt ist, daß sie das Bett nicht mehr verlassen kann, sonst wäre sie auch gekommen."

Ich begleitete sie bis an die Thüre und sagte:

„Ihr werdet mit uns zu Mittag essen, Vater Zebedäus, und du auch."

„Ich bin's zufrieden," erwiderte der Vater; „ja, Joseph, wir werden kommen."

Sie gingen hinein und ich kehrte nach Hause zurück, um Herrn Gulden von meiner Einladung zu benachrichtigen, was ihn um so mehr freute, als Kathrine und die Tante Gretel auch kommen sollten.

Ich war nie glücklicher gewesen, als bei der Vorstellung, daß mein bester Freund, mein Schatz und alle die, welche mir theuer waren, zu Hause beisammen sein werden.

Unser großes Zimmer im ersten Stock bot an jenem Tag, gegen elf Uhr, einen fröhlichen Anblick dar: der Fußboden war blank gescheuert, der runde Tisch in der Mitte war mit einem schönen Tischtuch mit rothgewirkter Einfassung gedeckt, sechs schwere silberne Bestecke lagen neben den blinkenden Tellern, und auf diesen die in Form von Schiffen gefalteten Servietten; das Salzfaß, die gesiegelten Flaschen, die dicken geschliffenen Gläser — alles glänzte im Sonnenlichte, welches durch die auf dem Fenstersims in einer Reihe stehenden Syringentöpfe hereinfiel.

Herr Gulden hatte gewollt, daß alles gehörig, großartig und prächtig hergerichtet werde, wie für Prinzen und Gesandte; er hatte sein Silberzeug aus dem Aussteuerschrank hervorgeholt, was etwas ganz außerordentliches war, und außer dem Suppentopf, den ich selbst überwacht hatte, und in dem auf dem Herd drei Pfund gutes Fleisch sotten nebst einem Krautkopf und gelben Rüben im Ueberfluß, sammt sonstigem Zubehör — außer diesem, den man in einem Gasthof nie so gut bekommt, sollte alles übrige aus der „Stadt Metz“ gebracht werden, wohin Herr Gulden selbst gegangen war, um das Mittagessen zu bestellen.

Als es gegen Mittag ging, blickten wir einander an, lächelnd und händereibend — er, in seinem schönen haselnußbraunen Rock, glatt rasirt, seine große, etwas fuchsige Perrücke statt der schwarzseidenen Mütze auf dem Kopfe, seine hellbraunen Hosen sauber über die dicken wollenen Strümpfe geschnallt, auf den Schuhen breite Schnallen, und ich in himmelblauem Rocke nach der neuesten Mode, das feine Hemd vornen gefältet, und das Glück im Herzen.

Nur die Gäste fehlten noch: Kathrine, die Tante Gretel, der Todtengräber und Zebedäus. Wir gingen mit strahlendem Gesichte auf und ab und sagten uns: „Alles ist in Ordnung, alles an seinem Platze, jetzt kann man die Suppe anrichten.“ Von Zeit zu Zeit sah ich durch's Fenster, ob sie noch nicht kämen.

Endlich bogen die Tante Gretel und Kathrine um die Ecke von Fouquet, sie kamen aus der Messe, das Gebetbuch unter dem Arm; gleich hinter ihnen sah ich den alten Todtengräber kommen, in seinem Sonntagsfrack mit breiten Aermeln, den alten Schiffhut quer über die Schultern, und mit ihm Zebedäus, welcher ein frisches Hemd angelegt und sich rasirt hatte. Sie kamen vom Walle her und gingen Arm in Arm mit ernster Miene. Sie sahen gerührt aus, wie Leute, die ganz glücklich sind.

„Da sind sie, Herr Gulden!“ sagte ich. Wir hatten nur noch Zeit, die Fleischbrühe über das schon geröstete Brod zu schütten und die große, rauchende Suppenschüssel mitten auf den Tisch zu stellen, was auch glücklich von statten ging. Im selben Augenblick traten Kathrine und die Tante Gretel in die Stube. Stellt euch selbst ihr Erstaunen vor, als sie diesen schönen Tisch sahen. Wir hatten uns kaum geküßt, als Tante Gretel ausrief:

„Ist denn heute die Hochzeit, Herr Gulden?“

„Ja, Madam Gretel,“ erwiderte lächelnd der brave Mann, denn an feierlichen Tagen nannte er sie Madam Gretel, anstatt Frau Gevatterin oder Mutter Gretel, „ja heut ist die Freundschaftshochzeit. Sie müssen wissen, daß Zebedäus zurückgekommen ist, und daß er bei uns speist mit dem alten Todtengräber.“

„Ah,“ sagte die Tante, „das freut mich.“

Und Kathrine, welche ganz roth geworden war, sagte leise zu mir:

„Jetzt ist alles gut, das hat uns gefehlt, um völlig glücklich zu sein.“

Sie sah mich an und gab mir die Hand. Und wir warteten nicht lange, so ging die Thüre auf, und da stand der alte Laurent von der Stadt Metz mit zwei hohen Henkelkörben, in welchen die Schüsseln in schöner Ordnung über einander gestellt waren, und rief an der Schwelle:

„Herr Gulden, hier ist das Essen!“

„Gut, gut,“ erwiderte Herr Gulden, „richten Sie's uns nur selbst auf den Tisch.“

Laurent stellte alsdann die kleinen Rettiche, das Hühner-Frikassee und eine schöne fette Gans zur rechten und links das Ochsenfleisch, welches wir selbst auf Petersilie gelegt hatten; dann stellte er noch eine große Platte Sauerkraut mit kleinen Bratwürsten neben die Suppenschüssel, so daß unser Zimmer nie ein derartiges Mittagessen gesehen hatte.

Zu gleicher Zeit hörten wir den alten Todtengräber und Zebedäus heraufkommen; Vater Gulden und ich liefen ihnen entgegen und letzterer küßte Zebedäus und sagte zu ihm:

„Ich bin froh, dich zu sehen! Ja, ich weiß, daß du dich als guter Kamerad gegen Joseph gehalten hast, mitten in den größten Gefahren.“

Dann drückte er dem alten Todtengräber die Hand und sagte:

„Vater Zebedäus, ich preise Sie glücklich, einen solchen Sohn zu haben.“

Und als Kathrine hinter uns hervorgetreten war, sagte sie zu Zebedäus:

„Ich kann Joseph kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich Sie küsse. Sie haben ihn bei Hanau getragen, bis Ihnen selbst die Kraft versagte. Ich betrachte Sie als meinen Bruder.“

Zebedäus wurde ganz bleich und küßte Kathrine ohne etwas zu erwidern, und wir gingen schweigend in's Zimmer, Kathrine, Zebedäus und ich; der Vater Gulden und der alte Todtengräber zuletzt. Die Tante Gretel ordnete noch an den Schüsseln, nun aber rief sie sofort:

„Seid willkommen, seid willkommen. Die sich im Unglück getroffen, die finden sich im Glücke wieder. Des Herrn Auge wacht über allen Menschen."

Sie umarmte Zebedäus, welcher lächelnd zu ihr sagte:

„Immer frisch und wohlauf, Madam Gretel; es ist eine Freude, Sie zu sehen!"

„Kommen Sie, Vater Zebedäus, setzen Sie sich hieher, oben an den Tisch," rief Herr Gulden ganz erfreut, „und du, Zebedäus, da — damit ich euch zur Rechten und Linken habe; und dann Joseph seiner Kathrine gegenüber neben Zebedäus; und Madam Gretel am andern Ende, um die Aufsicht zu führen."

Jeder war zufrieden mit seinem Platze; Zebedäus sah mich lächelnd an, wie wenn er sagen wollte: „Wenn wir bei Hanau nur den vierten Theil eines solchen Essens gehabt hätten, so wären wir nicht an der Landstraße hingesunken!" Die Freude und der gute Appetit erglänzten auf allen Gesichtern. Vater Gulden aber war ernsthaft geworden und tauchte vor den Gästen den großen silbernen Schöpflöffel in die Suppenschüssel; er gab zuerst dem alten Todtengräber, welcher nichts sprach und von dieser Ehre gerührt schien; hierauf seinem Sohne; nachher der Kathrine, der Tante Gretel, mir und sich. Und das Essen begann in einer Art andächtigen Stimmung.

Zebedäus blinzelte mit den Augen und sah mich von Zeit zu Zeit mit einem Gesicht voll Zufriedenheit an. Man machte die erste Flasche auf und füllte die Gläser. Das war ein guter Landwein; aber es sollte ein besserer nachkommen,

deshalb wartete man noch mit den gegenseitigen Gesundheiten. Man aß ein gutes Stück Ochsenfleisch, und der alte Todtengräber sagte:

„Das ist eben etwas gutes um so ein gutes Ochsenfleisch!“

Und als er dann auch das Hühnerfrikassee sehr gut gefunden hatte, da sah ich, was Katharine für eine gescheidte Frau war, denn sie sagte:

„Sie müssen wissen, Herr Zebedäus, daß wir Ihre Großmutter Margarethe auch eingeladen hätten, aber — ich besuche sie zuweilen — sie ist zu alt, um aufzustehen; deshalb soll sie, wenn es Ihnen recht ist, wenigstens, weil sie nicht selber kommen kann, ein Stück mit uns essen und ein Glas Wein auf die Gesundheit ihres Enkels trinken. Oder was meinen Sie dazu, Herr Zebedäus?“

„Gerade dachte ich daran,“ sagte der alte Todtengräber.

Der Vater Gulden betrachtete Katharinen mit Thränen in den Augen, und als sie aufstand, um ein geschicktes Stück auszuwählen, küßte er sie, und ich hörte, wie er sie seine Tochter nannte.

Sie ging mit einer Flasche und einem Teller fort. Während sie draußen war, sagte Zebedäus zu mir:

„Joseph, die, welche bald deine Frau sein wird, ist allen Glückes werth; sie ist nicht nur ein rechtschaffenes Mädchen, sie ist nicht nur ein Weib, welches Liebe verdient, sie verdient auch Achtung, denn sie hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Sie hat bemerkt, was ich und mein Vater bei diesem guten Essen dachten; sie hat gesehen, daß es uns tausendmal mehr Vergnügen mache, wenn die Großmutter ihren Antheil daran hat, und darum werde ich sie stets wie meine Schwester lieben.“

Dann wandte er den Kopf zu mir um und flüsterte:

„Joseph, erst in der Freude fühlt man den Kummer, arm zu sein; nicht genug, daß man sein Blut dem Vaterland gibt, gerade deswegen bleibt das Elend statt unser daheim, und wenn man wiederkehrt, muß man es am Tisch sitzen sehen!“

Ich merkte, daß er traurig werden wollte, ich füllte daher sein Glas, wir tranken, und diese Gedanken vergingen ihm. Kathrine kam auch wieder und richtete aus, daß es die Großmutter sehr gefreut habe, sie lasse Herrn Gulden danken und dies sei ein schöner Tag für sie! Das machte uns alle heiter. Später ging Tante Gretel zwischen dem Essen hinaus, als sie zur Vesper läuten hörte, aber Kathrine blieb, und als die gute Stimmung, welche ein guter Wein einflößt, zu wirken begann, sprach man vom letzten Feldzug.

Da erfuhren wir erst, was dieser große Rückzug vom Rhein bis hinter Paris zu bedeuten hatte; die Gefechte des Bataillons zu Bibelskirchen und Saarbrücken, wo der Leutnant Baubin bei einer Kälte, daß es Stein und Bein fror, über die Saar schwamm, um einige Nachen zu zerstören, die noch in Feindesgewalt waren. Dann der Uebergang bei Narbefontaine, bei Courcelles, Metz, Enzelvin, Champlon, Verdun — ein ewiger Rückzug; zuletzt die Schlacht von Brienne. Es war endlich keine Mannschaft mehr übrig, aber am 4. Februar hatte man das Bataillon mit den Resten vom fünften leichten Regiment ergänzt; von da ab war es jeden Tag im Feuer; am 5., 6. und 7. bei Mer=sur=Seine; am 8. bei Sézanne, wo die Soldaten im Dreck umkamen, weil sie keine Kraft mehr hatten, sich herauszuarbeiten; am 9. und 10. bei Mürs, wo sich Zebedäus abends in den Düngerhaufen eines Pachthofs eingrub, um sich zu erwärmen; am 11. die schreckliche Schlacht von Marché, wo der Kommandant Philippe durch einen Bajonettstich verwundet worden war; am 12. und 13.

der Uebergang bei Montmirail; am 14. das Treffen bei Beauchamp; am 15. und 16. der Rückmarsch auf Montmirail, wohin die Preußen noch einmal gekommen waren; hierauf die Gefechte bei Ferté-Gauché, Jouarre, Gué-à-Train, Neufchettes u. s. w. Wenn man die Preußen geschlagen hatte, so kamen die Russen, und nach den Russen die Oesterreicher, die Bayern, die Württemberger, die Hessen, die Sachsen, die Badischen.

Ich habe oft diesen Feldzug in Frankreich erzählen hören, aber nie so wie von Zebedäus.

Wenn er sprach, so erbebte seine große magere Gestalt, seine Nase bog sich herab zu seinen vier gelben Schnurrbarthaaren und seine Augen wurden starr; er streckte die Hand aus dem alten weiten Aermel hervor, und was er sagte, glaubte man zu sehen: — Da sah man die großen Ebenen der Champagne vor sich, wo die Dörfer rechts und links in Rauch aufgingen; die Frauen, die Kinder und Greise truppweise davonlaufend, halbnackt, die einen mit ihren alten Strohsäcken auf dem Rücken, die andern mit einigem morschen Gerümpel auf dem Karren, dazu den vom Himmel flockenden Schnee, der Kanonen fernen Donner, und die Kosaken hinfliegend wie der Wind; an ihren Sätteln hingen Pfannen und selbst alte Stubenuhren, und „Hurrah“ riefen sie.

Da sah man diese wüthenden Schlachten, wo einer gegen zehn stand; die verzweifelnden Bauern, welche mit Heugabeln herbeikamen, und am Abend den Kaiser, draußen im freien Feld, rittlings auf einem Stuhl, das Kinn an der Stuhllehne auf seine gefalteten Hände gestützt, einem kleinen Feuer gegenüber, seine Generale um ihn her. So schlief und träumte er! Die Gedanken mußten ihm seit Marengo, Austerlitz und Wagram fürchterlich den Kopf durchkreuzen!

Ach! sich schlagen, Hunger leiden, Kälte, Elend dulden,

Vor- und Rückmärsche, das ist nichts," sagte Zebedäus; „aber Weiber und Kinder in seiner Muttersprache weinen und jammern hören mitten in all dem Ruin, und sich sagen müssen, daß man sie nicht retten kann; daß, je mehr Feinde man tödtet, um so mehr neue nachkommen; daß man zurückweichen muß, immer zurück, trotz den Siegen, trotz dem Muthe, trotz allem! . . . Das zerreißt einem das Herz, Herr Gulden!"

Wir hörten ihm zu und sahen einander an; niemand hatte mehr Lust, zu trinken, Vater Gulden neigte seinen großen Kopf, und mit träumerischer Miene sagte er ganz leise:

„Ja, ja . . . das kostet der Ruhm! Die Freiheit verlieren und alle Rechte, welche wir mit so vieler Mühe errungen hatten — das ist nicht genug: man muß auch noch beraubt, geplündert, verbrannt und von Kosakenbanden zerhackt werden; man muß sehen, was man seit hunderten von Jahren nicht mehr erlebt hatte: Räuberhaufen, welche uns Gesetze vorschreiben! Nur zu, nur zu . . . wir hören dir zu . . . erzähle alles!"

Als Kathrine unsere Traurigkeit sah, füllte sie die Gläser auf:

„Kommt, auf die Gesundheit des Herrn Gulden! auf die Gesundheit des Vaters Zebedäus!" sagte sie; „alle diese Leiden sind vorbei, sie werden nicht wiederkehren."

Und wir tranken! Und Zebedäus erzählte, wie man das Bataillon noch einmal ergänzen mußte auf der Straße nach Soissons, durch Soldaten vom leichten sechszehnten; wie sie nach Meaux gekommen waren, wo im Spital „zur Pieté" die Pest ausbrach trotz des Winters, wegen der Massen Verwundeter, welchen man keine Aufmerksamkeit schenken konnte.

Das war fürchterlich, aber das schlimmste war, als er uns ihre Ankunft in Paris durch die Barrière Charenton erzählte: wie die Kaiserin, der König Joseph, der König von Rom, die Minister, die neuen Prinzen, die neuen Herzoge, wie all diese

hohen Herrschaften sich Blois zu in Kaleschen flüchteten und die Hauptstadt dem Feinde überließen, während die armen Arbeiter in Blusen — welche vom Kaiserreich doch wahrlich nichts gehabt hatten, als daß sie gezwungen worden waren, ihre Kinder herzugeben — tausendweise auf die Mairien eilten und Waffen verlangten, um die Ehre Frankreichs zu vertheidigen, aber von der alten Garde mit dem Bajonett zurückgetrieben wurden . . . Da rief Vater Gulden plötzlich aus:

„Es ist genug, es ist gut, Zebedäus! Halt ein! Lassen wir das und sprechen wir lieber von etwas anderem!"

Er war auf einmal erblaßt. Im selben Augenblick war Tante Gretel aus der Vesper zurückgekommen, und da sie uns alle stumm beisammen und Herrn Gulden ganz erschüttert sah, fragte sie:

„He! Was geht denn hier vor?"

„Wir sprachen von der Kaiserin und den Ministern des Kaisers," erwiderte Herr Gulden, indem er sonderbar dazu lächelte.

„Ach! ich wundere mich nicht mehr, wenn euch der Wein das Herz umdreht," sagte sie. „Jedesmal, wenn ich an diese Dinge denke und mich zufällig im Spiegel erblicke, sehe ich, daß es mich ganz grün macht. Ach, diese Lumpenhunde! Gottlob, daß sie fort sind."

Zebedäus schien sich darüber zu ärgern; Herr Gulden bemerkte es und rief:

„Das ist eins, Frankreich ist immer ein großes und ruhmvolles Land. Wenn die neuen Adligen auch grad so viel werth sind, als die alten, so ist doch wenigstens das Volk fest geblieben. Sie mögen es machen, wie sie wollen, die Bürger, die Arbeiter, die Bauern halten zusammen; sie haben gleiche Interessen, sie werden das, was sie haben, nicht preisgeben,

sie werden sich auch den Fuß nicht mehr auf den Nacken setzen lassen. — Und jetzt meine Freunde, wollen wir frische Luft schöpfen. Es ist spät; die Mutter Gretel und Kathrine haben einen ziemlich weiten Weg nach Vierwinden, Joseph wird sie begleiten."

„Nein," sagte Kathrine, „heute soll Joseph bei seinem Freunde bleiben, wir gehen allein zurück."

„Wohlan, es sei! Kathrine hat recht," sagte Herr Gulden; „an einem solchen Tag sollen die Freunde beisammen bleiben."

Wir waren Arm in Arm hinausgegangen, es wurde Nacht. Auf dem Exerzierplatz umarmte man sich nochmals; die Tante und Kathrine schlugen den Weg nach dem Dorfe ein, und wir begaben uns, nachdem wir einigemale unter den großen Linden auf- und abgegangen waren, in die Brauerei zum „wilden Mann". Wir tranken ein gutes schäumendes Bier. Herr Gulden erzählte von der Belagerung, dem Angriff auf die Ziegelhütte von Pernette, den Ausfällen am Bigelsberg und an den Baraken und von dem Bombardement. Da erfuhr ich zum erstenmale, daß er Oberfeuerwerker gewesen war, und daß er zuerst den Gedanken hatte, die Oefen abzubrechen und Kartätschen daraus zu machen. Diese Geschichten dauerten bis zum Zapfenstreich um zehn Uhr. Dann verließ uns Zebedäus um in die Kaserne zu gehen; der alte Todtengräber kehrte in die Kapuzinerstraße zurück und wir in unser Bett, wo wir bis acht Uhr morgens schliefen.

VII.

Zwei Tage nachher fand meine Hochzeit mit Kathrine statt im Hause der Tante Gretel zu Vierwinden.

Herr Gulden stellte meinen Vater vor; ich hatte Zebedäus zum Brautführer gewählt, und einige ehemalige Kameraden, die noch im Bataillon standen, waren auch eingeladen.

Am folgenden Morgen schon zogen Kathrine und ich bei Herrn Gulden ein, in die zwei Zimmerchen über der Werkstätte.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Herr Gulden, Tante Gretel und meine Kameraden haben diese Welt verlassen, Kathrine ist ganz weiß geworden; und doch, noch oft, wenn ich sie ansehe, wachen diese fernen Zeiten wieder in mir auf: mir ist, als sähe ich sie wieder zwanzigjährig, blond und frisch wie eine Rose; ich sehe, wie sie unsere Blumentöpfe oben auf's Fensterbrett stellt; ich höre sie leise singen, vom Sonnenlicht umflossen. Noch ist mir, als stiegen wir zusammen die kleine steile Treppe hinab und sagten beim Eintritt in die Werkstätte: „Guten Morgen, Herr Gulden!“ Er dreht sich lächelnd um und erwidert: „Guten Morgen, Kinder, guten Morgen.“ Er küßt Kathrine, und sie schickt sich an, das Zimmer zu kehren, die Möbel abzuwischen, den Topf an's Feuer zu stellen, indessen wir uns die Arbeit besehen, welche den Tag über vorzunehmen ist.

Ach! die gute Zeit! . . . Das schöne Leben . . . Welche Freude . . . welche Befriedigung, jung zu sein, eine einfache, gute, fleißige Frau zu haben! Da lacht einem das Herz im Leib. Wie sieht man die Zukunft endlos vor sich liegen! Man glaubt, nie alt zu werden! sich ewig zu lieben . . . seine Lieben immer zu behalten und den Muth nie zu verlieren. Sonntags denkt man immer Arm in Arm nach Bonne-Fontaine zu spazieren, im Wald in's Moos zu liegen, und die Bienen und die Käfer um die alten sonnigen Bäume summen zu hören. Eins lächelt dem andern zu. Welch ein Leben, mein Gott, welch ein Leben! Abends aber kehrt man still zum Nest zurück und betrachtet

die goldenen Streifen am Himmel droben, die von Wechem bis zum Mittelbronner Walde hinüberziehen, schweigend drückt man sich die Hand, wenn das kleine Glöckchen von Pfalzburg beginnt und die Dorfglocken ringsumher in der Dämmerung einfallen. Ach die Jugend . . . das Leben! Alles ist mir noch vor Augen, es ist noch heute wie vor fünfzig Jahren. Aber andere Lerchen und andere Grasmücken nisten im Frühling, andere Blüthen bedecken die großen Apfelbäume . . . und wir sind alt geworden, alt, wie's andere in unseren jungen Tagen waren!

Kurz, wir fühlten uns ganz glücklich, wir sahen alles im schönsten Licht, und nichts schien unser Glück zu stören.

Um diese Zeit zogen die Verbündeten zu Hunderttausenden, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zu Fuß und zu Pferd, Tschakos und Mützen, Flintenläufe und Lanzen mit Eichenlaub geschmückt, an unserer Stadt vorbei, um nach Hause zurückzukehren.

Auf Meilenweite hörte man ihr Jubelgeschrei, gerade wie man die Rufe der Finken, der Drosseln, Amseln und tausend anderer Vögel unter dem Himmel vernimmt zur Zeit, wo es Buchnüßchen gibt. Zu jeder andern Zeit hätte mir das Schmerz verursacht, weil es das Zeichen unserer Niederlage war; aber damals tröstete ich mich und dachte: „Mögen sie gehen und nimmer wiederkehren!“

Wohl erzählte mir Zebedäus, daß alle Tage russische, österreichische, preußische, bayerische Offiziere durch die Stadt kämen, um unseren Platzkommandanten, Herrn de la Faisanerie, zu besuchen, einen ehemaligen Emigrirten, der sie mit Ehren überhäufe; daß der und der Offizier des Bataillons einen dieser Fremden gefordert habe; daß ein anderer Offizier so und so, auf Halbsold, deren zwei oder drei im Duell getödtet habe, sei es hinter dem „Rad“, sei es beim „grünen Baum“ oder

auch im „Blumenkorb“ — denn man paukte sich damals allenthalben, die unsrigen konnten einmal den Anblick der Feinde nicht ertragen, überall warf man seinen Rock in's Gras und die Tragbahren des Spital's hatten vollauf zu thun. Alle diese Dinge erzählte mir Zebedäus, oder er sagte uns, man habe so und so viele Offiziere auf Halbsold gesetzt, um andere aus Koblenz an ihre Stellen zu bringen; man wolle die Soldaten zwingen, in großer Paradeuniform der Messe anzuwohnen; die Geistlichen seien alles, und die Epauletten gelten nichts mehr! Aber anstatt mich darüber zu betrüben, sagte ich mir: „Bah! bah! das wird sich schließlich alles geben. Wenn wir nur Ruhe behalten, wenn wir nur im Frieden arbeiten und leben können, das ist die Hauptsache.“

Ich bedachte nicht, daß es zur Erhaltung des Friedens nicht genügt, wenn Einer zufrieden ist, sondern daß es den andern auch recht sein muß. Ich war wie die Tante Gretel, welche seit unserer Verheirathung alles vortrefflich fand. Sie besuchte uns oft und brachte uns einen Korb voll frischer Eier, oder Obst, oder Gemüs, oder Flammkuchen in die Haushaltung; sie rief dann:

„He, Herr Gulden, man braucht nicht zu fragen, ob es den Kindern gut geht, man darf nur ihre Gesichter ansehen.“

Zu mir fuhr sie fort:

„Gelt, Joseph, es ist doch etwas anderes, verheirathet zu sein, als mit einem Ranzen auf dem Buckel und mit einem Gewehr auf der Achsel bei Lützen im Feld herumzustolpern?“

„Ja, ja, Mutter Gretel, das glaub ich!“ erwiderte ich ihr, aus vollem Herzen lachend.

Sie setzte sich dann, legte die Hände auf die Kniee und fuhr fort:

„Dies alles kommt vom Frieden her. Der Friede macht jedermanns Glück! — sollte man da denken, daß noch ein Haufe baarfüßiger Lumpenhunde es wagen darf, über den König zu schimpfen?“

Anfangs erwiderte Herr Gulden nichts und arbeitete fort; wenn sie aber weiter machte, sagte er:

„Aber, Mutter Gretel, gebt doch ein wenig Ruhe, zum Teufel auch! Ihr wißt ja wohl, daß die Meinungen jetzt frei sind, wir haben zwei Kammern, wir haben eine Verfassung, jeder kann seine Ansicht haben.“

„Aber wahr ist's doch,“ sagte die Tante und warf einen schadenfrohen Seitenblick zu mir herüber: „als noch der andre dran war, mußte man schweigen, das ist doch ein Unterschied jetzt!“

Herr Gulden ließ sich nicht weiter ein, denn er betrachtete die Tante als eine seelengute Frau, deren Bekehrung sich jedoch nicht der Mühe lohne. Er lächelte sogar, wenn sie nicht gar zu arg schimpfte, und so gingen die Tage hin ohne Bitterkeit, bis sich dann etwas Neues ereignete.

Zuerst kam ein Befehl aus Nanzig, der den Leuten gebot, während des Sonntagsgottesdiensts die Läden ihrer Geschäfte zu schließen; Juden und Lutheraner mußten zumachen, wie die andern. Von da an schrie man nicht mehr, weder in den Gasthöfen noch in den Wirthschaften; während der Messe und Vesper war alles wie todt in der Stadt; die Leute sprachen nichts mehr, man sah sich an, wie wenn man sich fürchtete.

Am Sonntag, als wir zum erstenmal unseren Laden schlossen und im Dunkeln zu Mittag speisten, sah Vater Gulden traurig drein und sagte:

„O Kinder, ich hatte gehofft, es werde nun alles vorbei sein, man werde die gesunde Vernunft respektiren und wir werden auf lange hinaus Ruhe haben; aber ich sehe leider,

daß die Bourbonen von der Rasse sind, wie der König Dagobert. Die Sachen werden ernst.“

Weiter sagte er an diesem Sonntag nichts, und Nachmittags ging er fort, um die Zeitungen zu lesen. Alle Leute, welche lesen konnten, gingen, während die andern in der Messe waren, fort, um die Zeitungen zu lesen, nachdem sie ihre Läden geschlossen hatten. Seit dieser Zeit haben die Bürger und die Handwerksmeister die Gewohnheit angenommen, die Zeitung zu lesen, und ein wenig später wollten sie sogar ein Kasino haben.

Ich erinnere mich, daß damals jedermann von Benjamin Constant sprach, und daß man Vertrauen in ihn setzte; Herr Gulden liebte ihn sehr. Da er jeden Abend auszugehen pflegte, um bei Vater Colin zu lesen, was vorging, so erfuhren auch wir die Neuigkeiten. Er sagte uns: „Der Herzog von Angoulême ist in Bordeaux; der Graf von Artois ist in Marseille; sie versprechen dies; sie haben das und das gesagt.“ Kathrine war neugieriger als ich, sie hörte gerne was sich im Lande zutrug und wenn Herr Gulden etwas sagte, sah ich ihr an den Augen an, daß sie ihm recht gab.

Eines Abends sagte er uns:

„Der Herzog von Berry kommt hieher.“

Wir waren sehr erstaunt.

„Was will denn der hier, Herr Gulden?“ fragte Kathrine.

„Er will über das Regiment Musterung halten,“ sagte er lächelnd. „Ich bin begierig, ihn zu sehen; die Blätter erzählen, er gleiche Bonaparte, habe aber viel mehr Verstand. Dies ist nicht zu verwundern bei einem rechtmäßigen Prinzen; es wäre schlimm, wenn er nicht mehr Geist hätte, als der Sohn eines Bauern. Nun, Joseph, du kennst ja den andern, du wirst es beurtheilen können.“

Man kann sich denken, welches Leben diese Nachricht in’s

Land brachte. Von Stund' an dachte man nur noch an's Errichten von Triumphbögen und an die Beschaffung weißer Fahnen; alle Dorfschaften der Umgegend sollten auf bekränzten Leiterwägen hereinkommen. Man baute einen Triumphbogen in Pfalzburg und einen zweiten an der Zaberner Steige. Dies geschah gegen Ende Septembers. Alle Abende, nach dem Nachtessen, gingen Kathrine und ich hinaus, um zu sehen, wie weit man mit dem Triumphbogen war; er erhob sich zwischen dem Gasthof zur „Stadt Metz" und dem Konditor Dürr, quer über die Straße. Der alte Zimmermann Ulrich und seine Jungen richteten ihn auf; er glich einem großen Thor, das mit Eichlaub-Guirlanden überdeckt war; über den Eingängen hingen prächtige weiße Fahnen herab.

Während man an dieser Arbeit war, besuchte uns Zebedäus zwei- oder dreimal. Der Prinz sollte von Metz herkommen; nach Briefen, die beim Regiment anlangten, war er ein so strenger Herr, als ob er fünfzig Schlachten gewonnen hätte; am meisten aber ärgerte sich Zebedäus darüber, daß er unsere alten Offiziere — Glückssoldaten nannte.

Am 1. Oktober abends sechs Uhr kam er endlich an; man löste die Kanonen schon, als er noch beim Stich am Gerberhof war. Er stieg in der „Stadt Metz" ab, ohne unter dem Triumphbogen durchzugehen. Der Platz war ganz bedeckt von Offizieren in großer Uniform; aus allen Fenstern rief es: „Es lebe der König! es lebe der Herzog von Berry!" wie man zu Napoleons Zeit gerufen hatte: „Es lebe der Kaiser!"

Herr Gulden, Kathrine und ich konnten nicht in die Nähe kommen, so voll stand der Platz; wir sahen nur die Kutschen und die Husaren vorbeirasseln. Gegen unser Haus her war die Straße durch ein Spalier Soldaten gesperrt.

Am gleichen Abend empfing der Herzog das Offizierkorps; er geruhte, ein Essen anzunehmen, das die Offiziere vom Sechsten ihm anbieten ließen, aber er lud nur den Oberst Zäpfel ein. Nach dem Essen, das sich bis zehn Uhr hinauszog, gaben ihm die Adeligen einen Ball im Gymnasium. Alle Offiziere und alle Freunde der Bourbonen, in schwarzem Frack, kurzer Hose und weißseidenen Strümpfen, begaben sich im Gefolge des Prinzen dahin; die Fräulein von guter Familie, in weißen Kleidern, fanden sich in Masse ein. Noch höre ich mitten in der Nacht die Kutschen vorfahren und der tausendstimmige Ruf erscholl: „Es lebe der König! es lebe der Herzog von Berry!“

Alle Fenster waren erleuchtet, vor denen des Platzkommandanten war ein großes, himmelblaues Wappen angebracht; die Krone und die drei goldenen Lilien glänzten in der Dunkelheit. Im großen Gymnasiumssaal ertönte die Regimentsmusik. Fräulein Bremer, welche eine sehr hübsche Stimme besaß, sollte vor dem Prinzen das Lied singen: „Vive Henri IV!“ Aber die ganze Stadt erzählte sich den andern Tag, daß sie durch den Anblick des Prinzen wie verwirrt war und kein Wort hervorbringen konnte, und alles sagte:

„Armes Fräulein Felicitas! armes Fräulein Felicitas!“

Der Ball dauerte die ganze Nacht. Kathrine, Herr Gulden und ich schliefen längst, als uns morgens gegen drei Uhr das Getrappel der Husaren und der Ruf: „Es lebe der Herzog von Berry!“ weckten. Die Prinzen müssen doch eine gute Gesundheit haben, um alle diese Bälle und alle diese Essen durchzumachen, die man ihnen überall auf ihrem Wege veranstaltet. Es muß ihnen schrecklich langweilig werden, besonders auf die Länge, wenn es immer heißt: — „Euer Majestät! Euer Hoheit! Euer Excellenz! Euer Gnaden! Euer Gestrengen!“

und, was man sonst Außerordentliches und Neues ersinnen kann, um ihnen die Meinung beizubringen, man bete sie an und halte sie für Götter. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn sie endlich die Menschen verachten; wenn man es uns ebenso machte, würden wir auch glauben, wir seien Genies.

Was ich da erzähle, ist pure Wahrheit, ich habe nicht zu viel gesagt.

Der folgende Tag begann, so zu sagen, mit neuem Taumel. Es war sehr schönes Wetter. Aber der Prinz hatte schlecht geschlafen, oder er hatte sich beim Anblick dieser kleinen Bürgersleute gelangweilt, welche den Hof nachahmen wollten, ohne es herauszubringen; vielleicht erwies man ihm auch nicht genug Ehre und rief nicht genug: es lebe der König! es lebe der Herzog von Berry! denn die Soldaten blieben immer still dabei — kurz, er war schlechter Laune.

An diesem Tage während der Musterung, welche die Seiten des Platzes einnahm, sah ich ihn sehr gut; Herr Gulden, Kathrine und ich waren beim Lederhändler Wittmann im ersten Stock. Während der Einsegnung der Fahne und des „Tedeums" in der Kirche sahen wir ihn auch, denn wir saßen in der vierten Bank vor dem Chor. Man sagte wohl, daß er Napoleon gleiche, aber es war nicht wahr; er war ein guter dicker Mensch, kurz und plump, seine Wangen waren blaß vor Ermüdung, er war nichts weniger als lebhaft, im Gegentheil. Während des ganzen Gottesdienstes gähnte er in einem fort und wiegte sich, wie ein Perpendikel, von einer Hüfte auf die andere. Ich erzähle euch, was ich selbst gesehen habe, woraus ihr sehen könnt, wie blind die Leute sind; sie wollen überall Aehnlichkeiten herausfinden.

Ich erinnere mich auch an Musterungen, zu denen der Kaiser zu Pferd herbeikam; mit einem raschen Blick übersah

er, ob alles in Ordnung sei, der Herzog dagegen ging zu Fuß durch die Glieder und er selber gab zwei- oder dreimal alten Soldaten einen Verweis, indem er sie von Kopf zu Fuß betrachtete. Das war das schlimmste. Auch Zebedäus hatte er auf diese Weise besehen und der konnt es ihm nie verzeihen.

So viel von der Musterung. Aber viel ernsthafter war die Vertheilung der Kreuze und Lilienorden. Wenn ich euch sage, daß die Bürgermeister, die Beisitzer, die Gemeindevorsteher von den oberen „Baracken" und von den „Baracken am Eichholz," die von Holderloch und Hirschlanden den Lilienorden bekamen, bloß weil sie an der Spitze ihres Dorfes mit der weißen Fahne marschirten, ja daß Gipfel — weil er zuerst und mit der Musik des Zigeuners Waldteufel angekommen war, welche „Vive Henri IV!" spielte, und weil er fünf oder sechs weiße Fahnen führte, größer als die übrigen — das Ehrenlegionskreuz erhielt! wenn ich euch alles dies erzähle, könnt ihr begreifen, was die vernünftigen Leute dachten; es war ein wahrer Skandal.

Am Nachmittag gegen vier Uhr reiste der Prinz nach Straßburg ab, und alle königlich Gesinnten gaben ihm das Geleit, die einen auf guten Pferden, die andern, wie Gipfel, auf alten Mähren. Das Mittagessen hatte man ihm auf der Höhe von Zabern bereitet.

Eines Vorfalls von dazumal erinnert sich gewiß noch ganz Pfalzburg. Der Prinz saß schon in seiner Kutsche und fuhr langsam weg, da lief ein emigrirter Offizier, mit bloßem Kopfe, in Uniform hintendrein und rief mit jämmerlicher Stimme, daß man's auf dem ganzen Platze hörte:

„Brot . . . mein Prinz . . . Brot für meine Kinder!"

Alles wurde roth vor Scham und man stahl sich hinweg.

Wir waren schweigend heimgegangen und der Vater Gulden schien nachdenklich, da kam die Tante Gretel.

„Nun, Mutter Gretel,“ sagte er, „Sie werden zufrieden sein?“

„Und warum?“

„Gipfel hat die Ehrenlegion.“

Sie wurde ganz grün und setzte sich, nach einer Minute sagte sie:

„Das ist die größte Bettelei, die man sich denken kann. Aber wenn der Prinz gewußt hätte, was der Gipfel für ein Bursche ist, so hätte er ihn hängen lassen, statt ihm das Kreuz zu geben.“

„Darin liegt eben das Uebel,“ erwiderte Herr Gulden, „diese Herren machen manchen dummen Streich, ohne zu wissen, was sie thun, und wenn sie es erfahren, dann wird es vielleicht zu spät sein.“

VIII.

So besuchte Seine königliche Hoheit, der Herzog von Berry, die Departements des Ostens; seine unbedeutendsten Worte wurden weithin umhergetragen. Die einen rühmten seine unendliche Huld, die andern schwiegen dazu.

Seit damals kam mir mehr als einmal der Gedanke, daß alle diese Emigrirten, alle diese Offiziere auf Halbsold, alle diese Prediger mit ihren Prozessionen und Bußtagen endlich alles unter einander bringen werden, und einige Zeit nachher, beim Beginn des Winters, erfuhren wir, daß es nicht blos bei uns so zuging, sondern daß es bis tief in’s Elsaß hinein eben so schlimm betrieben wurde.

Eines Morgens saßen Vater Gulden und ich zwischen elf und zwölf Uhr an der Arbeit, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und Kathrine deckte indessen den Tisch; ich

ging hinaus, um mir die Hände am Brunnen zu waschen, was ich immer vor dem Essen that. Da stand eine Alte unten an der Treppe und putzte sich auf dem Strohboden die Schuhe ab; sie schüttelte ihre schmutzbedeckten Röcke und hatte einen Stock in der Hand, ein großer Rosenkranz hing ihr vom Ellbogen herab. Wie ich sie oben vom Geländer aus betrachtete, kam sie herauf, und ich erkannte sie gleich an ihren kleinen zusammengekniffenen Augen und an ihrem kleinen Mund mit den unzähligen Falten: es war die Wallfahrerin Anne-Marie von St. Witt.

Diese arme Alte brachte uns oft Uhren zum Ausbessern von den Frommen, welche ihr das Vertrauen schenkten; ihr Erscheinen war für Vater Gulden jedesmal eine Freude.

„Ha!“ rief er, „das ist die Anne-Marie, da wollen wir eine gute Prise nehmen. Und wie geht es dem Herr Pfarrer so und so? Wie befindet sich der Herr Vikar so und so? sieht er immer noch so gut aus? Und der Herr Jakob von da und da? Und der alte Meßner Nikolaus? läutet er noch immer die Glocken von Dann, Hirschlanden und St. Johann? Der muß jetzt auch anfangen recht alt zu werden!“

„Ach! Herr Gulden, schönsten Dank für Herrn Jakob; Sie werden wissen, daß er vergangene Woche Jungfer Christine verloren hat.“

„Wie . . . wie . . . Fräulein Christine?“

„Mein Gott, ja . . .“

„Welches Unglück! . . . Doch da muß man eben denken, daß wir alle sterblich sind.“

„Ja, Herr Gulden, und dann, wenn man der Gnade theilhaftig wird, die heiligen Sakramente der Kirche zu empfangen! . . .“

„Ohne Zweifel . . . ohne Zweifel . . . das ist die Hauptsache!“

So plauderten sie, und Vater Gulden lachte in sich hinein. Er wußte alles, was in den Sakristeien sechs Stunden im Umkreis der Stadt vorging. Von Zeit zu Zeit warf er mir einen schelmischen Blick zu. Ich hatte dies hundertmal seit meiner Lehrzeit gesehen, aber man begreift, wie Herr Gulden damals noch viel neugieriger war, zu erfahren, was auf dem Lande vorging.

„Ja, ja, Anne=Marie,“ sagte er aufstehend, „wie lange ist's, daß man euch nicht mehr gesehen hat?“

„Das ist drei Monat her, Herr Gulden, drei starke Monat; ich habe Wallfahrten gemacht nach Sankt=Witt und Sankt=Odilien, nach Marienthal und Haßlach. Ich hatte Gelübde auszurichten an alle Heiligen im Elsaß, in Lothringen und in den Vogesen. Jetzt bin ich endlich beinahe fertig; es bleibt mir nur noch Saint=Quirin.“

„Um so besser, euer Geschäft geht also gut, das freut mich. Setzt euch, Anne=Marie, und ruht euch aus.“

Ich sah es ihm an den Augen an, wie sehr es ihm Spaß machte, die Alte ihren Rosenkranz hersagen zu lassen. Aber es kam mir vor, als ob Anne=Marie anderswo Geschäfte hätte.

„Ach, Herr Gulden,“ sagte sie, „ich kann heute nicht, die andern sind voraus; die Mutter Ewig, Kasper Rosenkranz und Jakob Heilig. Ich muß diesen Abend noch nach Sankt=Quirin und ich bin blos hereingekommen, um Ihnen zu sagen, daß der Thurmuhr in Dosenheim etwas fehlt, Sie sollen kommen und sie wieder herrichten.“

„Bah! bah! bleibet doch einen Augenblick.“

„Nein, ich kann nicht; es thut mir sehr leid, Herr Gulden, aber ich muß meinen Gang vollenden.“

Damit hatte sie schon ihren Pack wieder aufgenommen,

und Herr Gulden schien unwillig. Da stellte Kathrine die große Schüssel mit dem Kohl auf den Tisch und sagte:

„Wie, Sie wollen gehen, Anne-Marie? daran ist nicht zu denken . . . es ist schon für Sie gedeckt.“

Sie wendete den Kopf und sah die große rauchende Suppenschüssel und den Kohl darin, welcher einen köstlichen Geruch verbreitete.

„Ich habe große Eile,“ sagte sie.

„Bah, Sie haben gesunde Beine,“ erwiderte Kathrine und blinzelte dabei zu Herrn Gulden hinüber.

„Ach! was das anlangt, Gottlob, die Füße sind noch gut.“

„Gut also, setzen Sie sich und stärken Sie sich ein wenig; es ist ein sehr hartes Gewerb, so immer fort marschiren zu müssen.“

„Ja, Frau Berthold, die dreißig Sous, die man erhält, muß man sauer verdienen, das will nichts heißen.“

Ich rückte die Sessel heran.

„Setzen Sie sich, Anne-Marie, und geben Sie mir Ihren Stock.“

„So muß ich Ihnen eben nachgeben,“ sagte sie; „aber ich werde mich nicht lange aufhalten; ich will nur einen Mund voll nehmen, dann geh' ich.“

„Ja, ja, versteht sich, Anne-Marie, man wird euch nicht zu lange aufhalten,“ sagte Herr Gulden.

Jedes hatte Platz genommen, Herr Gulden schöpfte schon heraus, Kathrine sah mich lächelnd an, und ich sprach bei mir selbst:

„Die Frauen sind doch schlauer als wir!“

Ich war ganz froh, denn was kann sich ein Mann besseres wünschen, als eine verständige Frau? Es ist ein wahrer Schatz und ich habe oft gesehen, daß die Männer Glück haben, welche sich von solchen Frauen leiten lassen.

Man kann sich wohl denken, sobald sie einmal am Tische saß neben einem warmen Ofen, anstatt draußen im Kothe zu waten und sich vom kalten Novemberwind die Röcke aufwirbeln zu lassen, da dachte Anne-Marie nicht mehr daran, weiter zu gehen. Sie war ein gutes Geschöpf und verhielt bei ihren fünfundsechszig Jahren noch zwei kleine Kinder ihres Sohnes, der vor etlichen Jahren gestorben war. Wenn man in diesem Alter im Lande herumlaufen muß, bei Wind, Regen und Schnee, wenn man in den Scheunen und Ställen auf Stroh schlafen muß und unter vieren dreimal nichts als Kartoffeln zu essen kriegt und das nicht einmal genug, da verachtet man ein Teller guter, warmer Suppe nicht, und ein gutes Stück geräucherten Speck mit gutem Kohl und zwei oder drei Gläschen Wein, welche den Magen erwärmen. Nein, man muß die Dinge betrachten, wie sie sind, das Leben dieser armen Leute ist sehr traurig, und es wäre besser, wenn jedes für eigene Rechnung wallfahrten ginge.

Anne-Marie wußte wohl zu unterscheiden, ob sie bei Tisch war oder auf der Straße; sie aß mit gutem Appetit und machte sich ein wahres Vergnügen daraus, uns zu erzählen, was sie auf ihrer letzten Wallfahrt erfahren hatte.

„Ja, jetzt geht alles gut," sagte sie; „alle diese Prozessionen und Bußtage, welche Sie gesehen haben, sind noch nichts, es muß noch viel besser kommen. Sie müssen wissen, daß Missionäre zu uns kommen werden, wie vor Zeiten zu den Wilden, um uns zu bekehren; die schickt der Herr von Forbin-Janson und der Herr von Rauzan, weil die Verderbniß des Jahrhunderts gar zu groß ist. Man wird überall die Klöster wieder herstellen und über die Straßen werden wieder Schlagbäume gelegt, wie vor dem fünfundzwanzigjährigen Aufruhr! Und wenn die Wallfahrer an die Klosterpforten

kommen, dürfen sie nur läuten, da wird ihnen sogleich aufgemacht; der dienende Bruder wird ihnen an den gewöhnlichen Tagen eine Schüssel mit geschmälzter Suppe bringen, wo Fleisch drin ist; an den Freitagen, Samstagen und die ganze Fastenzeit hindurch aber gibts Wassersuppe und Fisch. Auf diese Weise wird die Frömmigkeit zunehmen und jedermann wird Pilger werden wollen. Aber die Nonnen von Bischofsheim haben gesagt, daß nur die bisherigen Wallfahrer, die es vom Vater zum Sohn getrieben haben, wie wir, das Recht zu wallfahren hätten, denn jeder müsse bei seinem Stand bleiben. Die Bauern müssen auf ihrem Feld bleiben und die großen Herren sollen ihre Schlösser wieder erhalten, um zu regieren. Das hab' ich mit meinen eigenen Ohren gehört bei den Klosterfrauen, die kriegen auch ihre Ausstattung wieder, weil sie aus der Verbannung zurückgekehrt sind, und weil man ihnen ihre Aussteuer wieder geben muß, damit sie die Kapelle wieder aufbauen können, das ist eine ausgemachte Sache.

„Ach Gott, wenn es nur schon so weit wäre, daß ich in meinem Alter auch noch Nutzen daraus ziehen könnte. Ich faste schon so lange und meine Enkelinnen auch. Ich würde sie dann mit mir nehmen und würde sie die Gebete lehren, dann hätte ich bei meinem Tode den Trost, ihnen einen guten Beruf zu hinterlassen."

Als wir sie all das dumme Zeug erzählen hörten, steckte uns doch die Rührung an, mit der sie weinenden Auges zum voraus sah, wie ihre Enkelinnen an den Klosterpforten bettelten, und ihnen der dienende Bruder Suppe brachte.

„Und Sie müssen wissen," fuhr sie fort, „der Herr von Rauzan und der ehrwürdige Vater Tarin wollen, daß man die Schlösser wieder aufbaue und dem Adel die Wälder, Wiesen und Felder zurückgebe; einstweilen aber müssen alle Teiche

wieder mit Wasser angelassen werden, denn diese gehören den ehrwürdigen Vätern, und die haben keine Zeit zum Arbeiten, weder zum Säen noch zum Ernten: denen muß alles von selber kommen."

„Aber hört, Anne-Marie," fragte Vater Gulden, „ist das, was Ihr da erzählt, auch ganz gewiß? Ich kann's beinahe nicht glauben, daß uns ein so großes Glück bevorsteht."

„Es ist ganz gewiß, Herr Gulden," sagte sie, „der Herr Graf von Artois will für sein ewiges Heil sorgen, und damit ihm sein ewiges Heil sicher sei, muß alles in seine alte Ordnung zurückkehren. In Marienthal der Herr Vikar Anton, der hat erst letzte Woche diese Sachen gesagt. Sehen Sie, das sind Sachen, die kommen von oben herab. Man muß nur ein wenig Geduld haben, die Herzen müssen sich durch Predigten und Buß- und Bettage daran gewöhnen. Diejenigen aber, die sich nicht daran gewöhnen wollen, die Juden und die Lutheraner, die werden müssen. Und die Jakobiner . . ."

Als sie auf die Jakobiner zu reden kam, sah Anne-Marie plötzlich Herrn Gulden an und wurde bis an die Ohren roth, aber sie faßte sich wieder, da er lächelte.

„Unter den Jakobinern," fuhr sie fort, „gibt es auch Leute, die sehr brav sind, aber die Armen müssen doch leben... Die Jakobiner haben den Armen die Güter weggenommen, das ist nicht schön."

„Aber wo denn und wann haben sie die Güter der Armen genommen, Anne-Marie?"

„Hören Sie, Herr Gulden, die Mönche und Kapuziner hatten die Güter der Armen und die Jakobiner haben alles unter sich getheilt."

„Ah! ich begreife, ich begreife," erwiderte Vater Gulden,

„die Mönche und Kapuziner hatten euer Gut, Anne=Marie? Darauf wäre ich nie gekommen.“

Herr Gulden lächelte immer und Anne=Marie sagte:

„Ich wußte wohl, daß wir zuletzt immer einverstanden sind.“

„Ja, ja, wir sind ganz einig,“ erwiderte er in aller Güte.

Ich hörte zu, ohne etwas zu sagen, und war natürlich neugierig, zu erfahren, was uns bevorstehe. Man sah sofort, daß Anne=Marie uns nur berichtete, was sie auf ihrer letzten Reise gehört hatte.

Sie sagte auch, daß die Wunder wiederkommen werden, daß der heilige Quirin, die heilige Ottilie und andere Heilige bloß unter dem Usurpator keine Wunder haben verrichten wollen; jetzt aber fangen dieselben schon wieder an; so habe der kleine schwarze heilige Johannes in Korzeroth, beim Anblick des aus der Verbannung wiederkehrenden Priors, Thränen vergossen.

„Ja, ja, ich begreife,“ sagte Gulden, „das wundert mich gar nicht, nach all den Buß= und Bettagen und Prozessionen müssen die Heiligen auch Wunder thun; das ist ganz natürlich, Anne=Marie, das ist ganz natürlich.“

„Versteht sich, Herr Gulden; und wenn man die Wunder sieht, kehrt auch der Glaube wieder.“

„Das ist klar, das ist klar.“

Das Essen war nun zu Ende, und da Anne=Marie sah, daß nichts mehr nachkomme, fiel ihr auf einmal ein, daß sie sich verspätet hatte und sie rief:

„Herr Gott und Vater, da schlägt es schon eins; die andern müssen schon in Erschewiller sein. Jetzt ist es Zeit, daß ich Sie verlasse.“

Sie war aufgestanden und nahm ihren Stock mit geschäftiger Miene.

„Nun, glückliche Reise, Anne-Marie," sagte Herr Gulden zu ihr, „lasset nicht mehr so lange auf euch warten."

„Ach! Herr Gulden," rief sie noch unter der Thüre, „wenn ich nicht alle Tage an Ihrem Tische sitze, so ist es nicht meine Schuld."

Sie lachte und sagte noch, indem sie ihren Pack aufnahm:

„Nun, auf Wiedersehen, ich will den seligen St. Quirin bitten, er soll euch einen guten dicken Buben schenken, frisch und roth, wie ein Borsdorfer Aepfelein. Sonst kann ich nichts für Sie thun, Frau Berthold, ich arme alte Frau."

Als ich diese letzten Worte hörte, dachte ich bei mir: „Sie ist doch eine gute Seele, diese alte Anne-Marie. Was sie eben gesagt, ist ja gerade das, was ich mir auf der Welt am meisten wünsche, Gott erhöre sie!"

Ich war gerührt von diesem braven Wunsch. Sie aber ging die Treppe hinunter und als man sie unten die Thüre zuschlagen hörte, fing Kathrine an zu lachen und sagte:

„Diesmal hat sie ihren Sack gründlich ausgeleert."

„Ja, mein Kind," erwiderte Herr Gulden, welcher ganz nachdenklich schien, „das kann man wohl menschliche Unwissenheit nennen. Man könnte glauben, das arme Ding bilde sich das alles ein; aber leider klaubt sie nur auf, was sie rechts und links hört; so denken die Emigrirten, Wort für Wort, das wiederholen ihre Zeitungen alle Tage und die Prediger auf ihren Kanzeln sagen es offen heraus. Ludwig XVIII. ist ihnen noch im Wege, er hat noch zuviel gesunden Menschenverstand für sie; ihr wahrer König ist Seine Hoheit der Graf von Artois, welcher für sein Seelenheil sorgen will; und damit sein Seelenheil gesichert werde, muß alles wieder hergestellt werden, wie es vor dem fünfundzwanzigjährigen Aufruhr war:

die Nationalgüter müssen ihren alten Herrn zurückgegeben werden, der Adel muß seine Rechte und Privilegien wieder haben, wie anno 1788, und alle Grade in der Armee müssen ihm gehören; die katholisch-apostolisch-römische Kirche muß die einzige Staatskirche sein; Sonn- und Feiertage müssen gefeiert, die Ketzer müssen aus allen Aemtern verjagt werden, und die Priester allein dürfen den Kindern des Volkes Unterricht ertheilen. Diese große und schreckliche Nation, welche seit fünfundzwanzig Jahren ihre Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die ganze Welt hinausgetragen hat, durch die Macht der Vernunft und durch ihre Siege, — diese Nation, die niemals besiegt worden wäre, wenn der Kaiser sich nicht zu Tilsit mit den Königen verbunden hätte; — diese Nation, welche in wenigen Jahren so viele große Heerführer, große Redner, große Gelehrte und Genies jeder Art hervorgebracht hat, sie muß alles herausgeben, sie muß wieder Erde schaufeln, wie vorher; die Junker aber, die nicht einer gegen tausend sind, die sollen im Schmalz sitzen, vom Vater zum Sohn, und sich's wohl sein lassen auf der andern Kosten! Gewiß muß man die Felder, Wiesen, Teiche zurückgeben, wie Anne-Marie sagt, muß man die Schlösser und Klöster wieder aufbauen, das kann nicht fehlen; um dem Herrn Grafen von Artois gefällig und ihm zur Erringung seines Seelenheils behilflich zu sein, ist dies das geringste, was man verlangen kann. Ein so großer Prinz!"

Dann faltete Herr Gulden die Hände, erhob die Augen zur Decke und sagte:

„Herr Gott! Herr Gott! — — Du, der du den kleinen schwarzen Johannes von Korzeroth so viele Wunder thun lässest, wenn du nur einen einzigen Strahl gesunder Vernunft in den Kopf Seiner Hoheit und seiner Freunde fallen ließest, ich glaube, daß dies noch schöner wäre, als die Thränen des

kleinen Heiligen! Und der andere da unten auf seiner Insel ist wie ein Sperber, der zu schlafen scheint, während er die Gänse in ihrer Pfütze plätschern sieht ... Herr Gott, du weißt es, mit fünf oder sechs Flügelschlägen wird er über ihnen schweben. Die Gänse werden sich retten, aber wir, wir werden Europa noch einmal auf den Nacken bekommen!"

Er sprach dies mit ernsthaftem Gesicht, und ich sah Kathrine an und wußte nicht, sollte ich dabei lachen oder weinen. Plötzlich setzte er sich und sagte:

„Komm, Joseph, dies alles ist nicht lustig; aber was können wir dabei machen? Es ist Zeit an die Arbeit zu gehen. Sieh ein wenig nach, was der Uhr des Herrn Pfarrer Jakob fehlt."

Kathrine nahm darauf das Tischtuch weg, und jedes ging an seine Arbeit.

IX.

Es war Winter geworden; regnerisches, mit Schnee und Wind untermischtes Wetter. Die Dächer hatten damals noch keine Rinnen, der Regen träufelte von den Ziegeln, und der Wind jagte ihn bis in die Mitte der Straße. Man hörte dies Geplätscher den ganzen Tag, während der Ofen summte, Kathrine um uns herumlief, das Feuer überwachte, die Deckel der Töpfe aufhob, und bisweilen leise zu singen anfing, wenn sie sich an ihr Spinnrädchen setzte. Vater Gulden und ich, wir waren schon so an ihre Gegenwart gewöhnt, daß wir, so zu sagen, fortarbeiteten, ohne dran zu denken. Wir hatten uns um nichts mehr zu kümmern, Schlag zwölf Uhr war der Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen. Es war ein rechtes Familienleben.

Abends nach dem Nachtessen ging Herr Gulden aus, um im Café Hoffmann die Zeitungen zu lesen; er wickelte sich fest in seinen alten Mantel und drückte seine große Mütze von Fuchspelz tief in's Gesicht; aber trotzdem hörten wir ihn oft abends nach zehn Uhr, wenn wir schon zu Bette waren, beim Nachhausekommen husten; er hatte nasse Füße bekommen und Kathrine sagte zu mir:

„Jetzt hustet er wieder; er hält sich immer noch für so jung wie mit zwanzig Jahren."

Und morgens schalt sie ihn tüchtig aus.

„Herr Gulden, das ist recht leichtsinnig, daß Sie mit Ihrem bösen Katarrh alle Abend ausgehen."

„Ja sieh, liebes Kind, ich bin halt gewohnt, die Zeitung zu lesen; das ist stärker als ich, ich muß wissen, was Benjamin Constant und die andern sagen: es ist, als ob man's noch einmal durchlebte, und oft denke ich: „sie hätten noch von dem und dem sprechen sollen . . . Wenn Melchior Gulden da gewesen wäre, so hätte er noch über diesen und jenen Punkt gesprochen, was unfehlbar großen Eindruck gemacht hätte."

Lachend warf er den Kopf zurück und meinte: „Man hält sich für geistreicher und klüger, als die meisten, aber Benjamin Constant macht mir immer Vergnügen."

Wir wußten nichts dagegen zu sagen, denn seine Lust am Zeitungslesen war zu groß. Eines Tags sagte Kathrine zu ihm:

„Herr Gulden, wenn Sie auch die Neuigkeiten lesen müssen, so brauchen Sie sich darum doch nicht krank zu machen. Sie dürfen's nur machen wie der alte Schreiner Garabin; er hat vergangene Woche mit Vater Hoffmann verabredet, daß er ihm nach sieben Uhr das Journal schickt, wenn die andern es schon gelesen haben — und bezahlt dafür drei Franken monatlich.

So erfährt Garabin auf die bequemste Weise alles, was vorgeht, und seine Frau, die alte Bevel, auch; sie sitzen am Kamin und plaudern und streiten miteinander über diese Dinge, und so sollten Sie's auch machen."

„Ja wahrhaftig, Kathrine, das ist ein famoser Einfall!" sagte Herr Gulden. „Ja . . . aber drei Franken!"

„Drei Franken," fiel ich ein, „das will nichts heißen, die Hauptsache ist, daß Sie nicht krank werden; Sie husten jeden Abend zum Erbarmen, so kann's nicht fortgehen."

Das Gespräch, weit entfernt, ihn zu ärgern, freute ihn, denn er sah, daß wir aus Liebe zu ihm so sprachen und daß er uns glauben mußte.

„Wohlan," sagte er, „ich will sehen, daß ich es so mache, wie ihr wollt; um so mehr, als eine Masse Offiziere auf Halbsold das Caféhaus von morgens bis abends belagern und die Zeitungen unter sich von Hand zu Hand gehen lassen, so daß man oft zwei Stunden warten muß, bis man eine erwischt. Ja, Kathrine hat Recht."

Am gleichen Tage noch ging er zu Vater Hoffmann, und Michel, einer der Kellner des Caféhauses, brachte uns von nun an jeden Abend nach sieben Uhr die Zeitung, gerade wenn wir vom Tisch aufstanden. Es war allemal eine wahre Freude, wenn wir ihn kommen hörten und alle sagten:

„Da kommt die Zeitung!"

Man stand auf; Kathrine nahm rasch das Tischtuch weg und räumte alles auf; ich legte noch ein großes Scheit im Ofen nach; Herr Gulden zog seine Brille aus dem Futteral und las uns, während Kathrine spann, und ich als alter Soldat meine Pfeife rauchte und dem flackernden Feuer im Ofen zusah, die Pariser Neuigkeiten vor.

Wie froh und glücklich wir waren, Benjamin Constant

und zwei oder drei andere das behaupten zu hören, was wir selber dachten — kann man sich gar nicht vorstellen.

Manchmal mußte Herr Gulden eine Pause machen, um seine Brille abzuwischen, dann brach Kathrine in die Worte aus:

„Wie gut die Leute reden! Das sind einmal gescheite Männer . . . Ja, alles was sie behaupten, ist richtig, es ist die reinste Wahrheit.“

Wir beide stimmten ihr bei. Nur, meinte Vater Gulden, hätten sie noch von diesem und jenem sprechen sollen, übrigens sei's gut so. Hierauf fuhr er fort zu lesen, was uns bis zehn Uhr wach hielt, und dann ging man schlafen und träumte von dem, was man eben gehört hatte.

Draußen blies der Wind, wie er nur in Pfalzburg bläst, die Wetterfahnen drehten sich schrillend auf ihren Stangen, der Regen peitschte die Mauern; und wir, im warmen Nest, lauschten und dankten Gott, bis der Schlaf kam und uns alles vergessen ließ.

Ach! wie gut schläft man und wie glücklich ist man mit dem Frieden im Herzen, in der Fülle der Gesundheit, im Gefühl der Liebe und der Achtung dessen, was man liebt! Was kann man auf dieser Welt mehr wünschen? — Die Tage, Wochen, Monate verflossen so; wir wurden gewissermaßen Politiker; und wenn die Minister das Wort nahmen, dachten wir zum voraus:

„Ach, die schlechten Kerle, sie wollen uns betrügen. — Ach! die heillose Bande . . . man sollte sie alle fortjagen.“

Kathrine besonders konnte diese Leute nicht ausstehen, und wenn die Mutter Gretel kam, und wie sonst von unserem guten König Ludwig XVIII. sprach, ließen wir sie aus Respekt reden und bedauerten sie, daß sie von den öffentlichen Angelegenheiten nichts verstand.

Man muß aber auch zugeben, daß diese Emigrirten, diese Minister und Prinzen sich höchst übermüthig gegen uns benahmen. Wenn der Graf von Artois und seine Söhne sich an die Spitze der Vendéer und Bretagner gestellt hätten, auf Paris marschirt und Sieger geblieben wären, so hätten sie recht gehabt, uns zu sagen: „Wir sind eure Herrn und wir schreiben euch Gesetze vor.“

Aber wenn man sich zuerst hat fortjagen und dann von den Preußen und Russen wieder zurückführen lassen, und dann kommt und uns übermüthig behandelt, so ist das ganz erbärmlich! Je älter ich werde, um so fester wird meine Ueberzeugung, daß dies schmählich war.

Von Zeit zu Zeit kam auch Zebedäus zu uns, und er wußte alles, was wir in der Zeitung lasen. Er theilte uns zuerst mit, daß junge Emigrirte den General Vandamme aus der Umgebung des Königs vertrieben hatten. Diesen alten Soldaten, der aus der russischen Gefangenschaft zurückkehrte und den die ganze Armee, trotz seines Unglücks bei Kulm, achtete, hatten sie hinausgewiesen und ihm gesagt, daß das nicht sein Platz wäre.

Vandamme war Oberst eines Regiments in Pfalzburg gewesen; die ganze Stadt kannte ihn; man kann sich die Entrüstung aller Ehrenmänner über diesen Vorfall denken.

Zebedäus war es auch, der uns sagte, daß man den Generalen auf Halbsold den Prozeß mache, und ihre Briefe auf der Post wegnehme, um sie des Verraths überweisen zu können. — Er sagte uns kurze Zeit drauf, daß man die Töchter der ehemaligen Offiziere, die sich im Institut von Saint-Denis befanden, mit einer Pension von zweihundert Franken heimschicken wolle — und später, daß die Emigrirten für sich ausschließlich das Recht in Anspruch nehmen, ihre Söhne in die

Militärschulen von Saint-Cyr und de la Flèche zu schicken, und als Offiziere austreten zu lassen: während das Volk in alle Ewigkeit Soldat mit fünf Centimes täglich bleiben müsse!

Die Zeitungen erzählten dasselbe, aber Zebedäus wußte noch ganz andere Einzelheiten; die gemeinen Soldaten wußten alles. Ich kann euch nicht beschreiben, wie Zebedäus aussah, wenn er mit der braungerauchten Pfeife im Mund hinter dem Ofen saß, und uns diese Erbärmlichkeiten erzählte; seine große Nase wurde ganz weiß, um die Winkel seiner hellgrauen Augen spielte ein eigenthümliches Zucken, und von Zeit zu Zeit that er, als ob er lachte, und murmelte vor sich hin:

„Es geht voran! . . . es geht voran! . . .“

„Und was denken die andern Soldaten von all dem?“ fragte Vater Gulden.

„Nun, sie denken, daß es gut geht. Wenn man während zwanzig Jahren sein Blut für Frankreich vergossen hat, wenn man zehn, fünfzehn, zwanzig Feldzüge hinter sich und drei Einstandszeichen hat und mit Narben bedeckt ist, und dann hören muß, daß einem seine alten Führer weggejagt, deren Töchter vor die Thüre gesetzt und die Söhne jener Höflinge fortan Offiziere werden, so freut einen das, Vater Gulden!“ sagte er, und über sein ganzes Gesicht lief ein krampfhaftes Zittern.

„Gewiß, gewiß, das ist hart,“ entgegnete Herr Gulden; „aber da ist halt die Disziplin; die Marschälle gehorchen den Ministern, die Offiziere den Marschällen und die Soldaten den Offizieren.“

„Sie haben recht,“ erwiderte Zebedäus.. „Doch horch! eben schlägt man den Zapfenstreich.“

Er drückte uns die Hand und eilte in die Kaserne.

So ging's den ganzen Winter durch; die Erbitterung wuchs von Tag zu Tag, die Stadt war voll von Offizieren

auf Halbsold, welche nicht mehr in Paris zu bleiben wagten: Leutnants, Hauptleute, Majore, Obersten der verschiedensten Kavallerie- und Infanterieregimenter, Leute, welche von einer Kruste Brod und einem Gläschen Schnaps lebten, und um so schlimmer dran waren, als sie äußerlich standesgemäß auftreten mußten.

Man denke sich diese Männer mit hohlen Wangen, kurz geschorenen Haaren, blitzenden Augen und großen Schnurrbärten, in ihren Uniformsmänteln, an welchen sie die Knöpfe hatten ändern lassen müssen. Man stelle sich vor, wie sie zu drei, sechs, zehn auf dem Platz spazieren gingen, den großen Stockdegen am Knopfloch hängend, den Schiffhut quer auf dem Kopf, stets sauber gebürstet, aber so schäbig, so heruntergekommen, daß man im Augenblick bemerkte, daß sie ihren Hunger nur zum vierten Theile gestillt hatten. Und doch mußte man sich sagen: „Das sind die Sieger von Jemappes, Fleurus, Zürich, Hohenlinden, Marengo, Austerlitz, Friedland, Wagram . . . Wenn uns noch einiges Recht blieb, unserer Nation mit Stolz anzugehören, so können sich weder der Graf von Artois, noch der Herzog von Berry oder von Angoulême rühmen, daran schuld zu sein, sondern nur diese da. Und jetzt läßt man sie zu Grunde gehen und verweigert ihnen sogar das tägliche Brod, um Emigrirten Platz zu machen. Es ist wahrhaft schändlich.“ Mit ein wenig Verstand, Herz und Billigkeit hätte man das Unnatürliche dieses Verfahrens einsehen müssen.

Mir drehte sich beim Anblick dieser Unglücklichen das Herz im Leibe um. Wenn man — und sei's auch nur ein Halbjahr lang — gedient hat, so bewahrt man immer die Achtung vor den Vorgesetzten, vor denen, welche man zuerst im Feuer gesehen hat. Ich schämte mich für mein Land, daß es solche Unwürdigkeiten erdulden mußte.

Einen Vorfall werde ich nie vergessen: es war gegen Ende Januar 1815, als zwei dieser Offiziere auf Halbsold bei uns eintraten und eine prachtvolle Uhr zum Kauf anboten, — der eine war groß, hager, mit grauen Haaren, unter dem Namen Falconette bekannt, und schien bei der Infanterie gedient zu haben; der andere klein, untersetzt, Namens Major Margarot, trug noch seinen Husarenbart.

Es mochte zehn Uhr morgens sein; ich sehe noch, wie sie feierlich hereintraten, der Oberst mit langgestrecktem Hals, der andere den Kopf zwischen den Schultern. Ihre Uhr war von Gold, mit doppeltem Gehäuse und einem Repetirwerk, sie zeigte die Sekunden an und ging acht Tage lang; ich habe nie etwas schöneres gesehen.

Während Herr Gulden dieselbe untersuchte, hatte ich mich auf meinem Stuhle umgedreht und betrachtete in einem fort diese Männer, welche in großer Geldverlegenheit zu sein schienen. Der Husar besonders mit seinem braunen, knochigen Gesicht und dem großen, röthlichen Schnurrbarte, mit kleinen braunen Augen, breiten Schultern und langen Armen, welche ihm bis an die Knie herabhingen, flößte mir großen Respekt ein. Ich dachte: „Wenn dieser noch seinen Husarensäbel in die Hand nimmt, muß er weit auslangen können; seine kleinen Augen müssen unter den buschigen Brauen ordentlich funkeln, und Parade und Hieb sich folgen wie Blitz und Schlag.“ Und wenn ich mir vorstellte, wie er bei einem Angriff, mit gestrecktem Säbel, halb gedeckt hinter dem Kopf seines Pferdes lag, wuchs meine Bewunderung immer mehr.

Ich erinnerte mich plötzlich, daß Major Margarot und Oberst Falconette hinter dem „grünen Baum“ russische und österreichische Offiziere im Duell getödtet hatten, und die ganze Stadt vor drei oder vier Monaten beim Durchmarsche der

Verbündeten nur von ihnen sprach. Auch der andere, mit dem bloßen Hals, hager und bleich mit grauen Haaren und kalter Miene, kam mir, trotz seines unscheinbaren Aeußern, sehr respektabel vor.

Ich war begierig, was Vater Gulden zu der Uhr sagen werde. Er sah gar nicht auf, sondern betrachtete sie mit wahrer Bewunderung, während die beiden Männer ruhig warteten, aber wie Leute, denen es wehe thut, ihre Verlegenheit nicht verbergen zu können.

Endlich sagte Herr Gulden:

„Das ist ein ganz ausgezeichnetes Werk, meine Herren, eine wahrhaft fürstliche Uhr."

„Ganz richtig," entgegnete der Husar, „ich habe sie auch von einem Prinzen erhalten, nach der Schlacht bei Raab."

Er warf dem andern einen Blick zu. Dieser schwieg. Jetzt betrachtete sie Herr Gulden aufmerksam und sah, daß sie in großer Noth waren, er nahm sein schwarzseidenes Käppchen ab und stand mit den Worten langsam auf:

„Meine Herren, nehmen Sie nicht übel, was ich Ihnen sage; ich bin, wie Sie, ein alter Soldat, ich habe Frankreich unter der Republik gedient, und ich glaube, daß es einem das Herz förmlich zerreißt, wenn man so etwas zu verkaufen gezwungen ist, etwas, das uns die Erinnerung an eine schöne That unseres Lebens und das Andenken an einen Vorgesetzten zurückruft, das uns theuer ist."

Ich hatte Vater Gulden nie mit solcher Rührung sprechen hören; traurig senkte er sein kahles Haupt und schlug die Augen nieder, um den Schmerz derer nicht sehen zu müssen, mit denen er sprach. Der Major war ganz roth geworden, seine kleinen Augen schienen trüb, seine großen Finger zuckten krampfhaft; der Oberst war todesblaß. Ich wünschte mich weit weg.

Herr Gulden hob wieder an:

„Diese Uhr ist mehr als tausend Franken werth, ich habe diese Summe nicht vorräthig, und zudem würde es Ihnen schmerzlich sein, sich von einem solchen Andenken trennen zu müssen. Ich mache Ihnen daher folgenden Vorschlag: Die Uhr bleibt, wenn es Ihnen recht ist, hier in meiner Auslage, wird aber stets Ihr Eigenthum sein — und ich will Ihnen zweihundert Franken darauf vorstrecken, die Sie mir zurückerstatten, wenn Sie die Uhr wieder abholen."

Bei diesen Worten streckte der Husar seine großen haarigen Hände aus, als wollte er Vater Gulden umarmen.

„Sie sind ein guter Patriot, Sie!" rief er aus.

„Colin hat es uns gleich gesagt . . . Ach, Herr, ich werde den Dienst nie vergessen, den Sie mir leisten . . . Diese Uhr . . . ich hab' sie von Prinz Eugen für eine glänzende Waffenthat erhalten . . . Ich hänge daran, wie an meinem eigenen Blut . . . Aber die Noth . . ."

„Major!" sagte der andere ganz blaß.

Aber der Husar hörte nicht auf ihn und rief, während er ihn mit dem Arm wegschob:

„Nein, Oberst, lassen Sie mich . . . Wir sind unter uns . . . ein alter Soldat kann uns verstehen . . . Man läßt uns Hungers sterben — man beträgt sich gegen uns, wie die Kosaken . . . man ist zu feig, uns zu erschießen!"

Er schrie, daß man's im ganzen Haus hörte. Ich war mit Kathrine in die Küche gelaufen, um das traurige Schauspiel nicht mit ansehen zu müssen. Herr Gulden beruhigte ihn; wir hörten ihn sagen:

„Ja, ich weiß das alles, meine Herren, ich versetzte mich in Ihre Lage . . ."

„Geh . . . Margarot! . . . sei ruhig!“ sagte der Oberst.

Die Szene dauerte fast eine Viertelstunde. Zuletzt hörten wir, wie Herr Gulden das Geld vorzählte, und der Husar zu ihm sagte:

„Ich danke Ihnen, ich danke! Wenn sich je eine Gelegenheit bietet, erinnern Sie sich an den Major Margarot.“

Zu gleicher Zeit ging die Thüre auf, und sie stiegen die Treppe hinab, was für uns eine rechte Erleichterung war, für Kathrine und für mich, denn es war uns ganz schwer um's Herz. Wir gingen in's Zimmer zurück. Herr Gulden, welcher die Offiziere hinausbegleitet hatte, kam eben auch die Treppe herauf; barhäuptig und ganz verstört.

„Diese Armen haben recht,“ sagte er, indem er sein Käppchen wieder aufsetzte, „das Benehmen der Regierung gegen sie ist abscheulich; das muß sich ja früher oder später rächen.“

Wir waren den ganzen Tag über traurig. Doch erklärte mir Herr Gulden die Vorzüge der Uhr und fügte bei, daß man immer derartige Muster vor Augen haben sollte; hierauf hängten wir sie in unserem Auslagfenster auf.

Von da an wurde ich den Gedanken nicht mehr los, daß das alles zu bösen Häusern führen müsse, und daß die Emigrirten, selbst wenn sie jetzt einhielten, schon zu weit gegangen seien. Immer hörte ich die Stimme des Majors in unserem Zimmer rufen, man betrage sich gegen die Armee wie die Kosaken!

Die Erinnerung an die Prozessionen, Bußübungen, die Predigten über die fünfundzwanzigjährige Revolution, die Rückgabe der Nationalgüter, die Wiederherstellung der Klöster u. s. w., all das schien mir ein schreckliches Durcheinander, aus dem nichts gutes hervorgehen konnte.

X.

So stand es, als sich anfangs März das Gerücht verbreitete, schnell wie der Wind, der Kaiser habe in Cannes gelandet. Woher kam dieses Gerücht? Niemand hat es je sagen können; Pfalzburg ist zweihundert Stunden vom Meere entfernt: viele Ebenen und Berge trennen es vom Süden. — Ich selbst erinnere mich noch an etwas ganz Außerordentliches. Am 5. März — jene Nachricht war noch nicht zu uns gedrungen — hatte ich beim Aufstehen das Fenster unseres kleinen Zimmers aufgestoßen, welches hart unter dem Dach sich öffnete; ich betrachtete die alten, schwarzen Kamine des Bäckers Spitz gegenüber, es lag noch ein wenig Schnee dahinter; die Kälte war noch ziemlich scharf, obgleich die Sonne hell schien, und ich dachte: „Das heißt einmal gutes Marschwetter!“ Ich erinnerte mich, wie froh wir in Deutschland waren, wenn wir, nachdem die Lagerfeuer mit Tagesanbruch ausgelöscht waren, bei einem solchen Wetter „Schulter's Gewehr!“ abmarschiren durften, und die Sohlen des Bataillons auf dem gefrorenen Boden trappen hörten. Und — ich weiß nicht wie — plötzlich dachte ich an den Kaiser, ich sah ihn im grauen Ueberrock, mit dem runden Rücken, den Kopf im Hut vergraben, vor der alten Garde drausmarschiren. Kathrine kehrte eben unser Stübchen aus. Es war wie ein Traumgesicht am hellen lichten Tag.

Während ich so dastand, hörten wir jemand die Treppe heraufkommen; Kathrine horchte auf und sagte:

„Das ist Herr Gulden.“

Auch ich erkannte am Schritt, daß er es war, was mich Wunder nahm, denn er kam, so zu sagen, nie zu uns herauf. Er öffnete die Thüre und flüsterte:

„Kinder, der Kaiser hat am 1. März in Cannes bei Toulon gelandet und marschirt auf Paris.“

Mehr sagte er nicht und setzte sich, um auszuschnaufen. Man kann sich denken, wie wir einander ansahen. Erst nach einigen Augenblicken fragte Kathrine:

„Steht's in der Zeitung, Herr Gulden?“

„Nein,“ meinte er, „man weiß dort noch nichts oder verheimlicht uns alles. Aber, um's Himmelswillen, kein Wort von alle dem, wir würden verhaftet! Heute Morgen um fünf Uhr kam Zebedäus, der die Wache am französischen Thor bezog, um mir's mitzutheilen; er klopfte drunten, wahrscheinlich habt ihr's gehört?“

„Nein, Herr Gulden, wir schliefen.“

„Nun! ich öffnete das Fenster, um zu sehen, was es gab, und ging hinunter, um aufzuriegeln. Zebedäus hat mir's für ganz gewiß erzählt; das Regiment ist bis auf weiteren Befehl in die Kaserne konsignirt. Man hat, scheints, Angst vor den Soldaten; aber wie will man denn Bonaparte in seinem Marsch aufhalten? Die Bauern, welchen man ihre Güter nehmen will, kann man ihm doch wahrhaftig nicht entgegenstellen, und die Bürger, die man als Jakobiner behandelt, auch nicht. Die Emigrirten haben jetzt einmal eine schöne Gelegenheit, sich zu zeigen. Aber vor allem das tiefste Schweigen . . .. das tiefste Schweigen! . . .“

Er sagte das mit aufgehobenem Finger und wir gingen in die Werkstatt. Kathrine machte ein gutes Feuer auf, und jedes ging an seine Arbeit wie gewöhnlich.

An diesem Tage blieb alles still und am folgenden auch. Einige Nachbarn, Vater Rehbock und Offran besuchten uns, angeblich um ihre Uhren reinigen zu lassen.

„Nichts Neues, Nachbar?“ fragten sie.

„Mein Gott!“ antwortete Herr Gulden, „was soll's geben — es ist ja alles ruhig. Sie wissen auch nichts?“

„Nein!“

Und doch las man in ihren Augen, daß sie die große Neuigkeit wußten. Zebedäus blieb in der Kaserne. Das Caféhaus war von früh bis spät voll von Offizieren auf Halbsold, aber kein Wort wurde laut: die Sache war zu ernst.

Erst am dritten Tag fingen die Offiziere, in denen es kochte, an, die Geduld zu verlieren; sie liefen hin und her, und die fürchterlichste Unruhe stand ihnen auf die Stirn geschrieben. Hätten sie Pferde oder auch nur Waffen gehabt, sie hätten sicher etwas unternommen. Aber die Gendarmerie, mit dem alten Chancel an der Spitze, lief auch hin und her; stündlich sah man Gendarmerie-Stafetten nach Saarburg abgehen.

Die Aufregung wuchs; niemand hatte mehr Lust zum arbeiten. Bald erfuhr man durch Handlungsreisende, die in der „Stadt Basel“ abstiegen, daß der Oberrhein und Jura auf den Beinen seien; daß Kavallerie- und Infanterie-Regimenter der Reihe nach auf Besançon marschirten, daß ungeheure Streitkräfte dem Usurpator entgegenzogen u. s. w. Einer dieser Reisenden, der zu viel sprach, erhielt den Befehl, die Stadt augenblicklich zu verlassen; der Gendarmerie-Wachtmeister hatte seine Papiere untersucht, zum Glück waren sie in Ordnung.

Ich habe seitdem andere Revolutionen erlebt, aber keine solche Aufregung mehr, wie namentlich am 8. März zwischen vier und fünf Uhr abends, als der Befehl kam, daß das erste und zweite Bataillon unverzüglich in Feldausrüstung nach Lons-le-Saunier abmarschiren sollten. Da begriff man die ganze Größe der Gefahr, und jeder dachte: „Nicht den Herzog von

Angoulême oder den Herzog von Berry braucht man, um Bonaparte gefangen zu nehmen, sondern ganz Europa."

Endlich athmeten die Offiziere auf Halbsold etwas leichter; ihre Miene war wie von einem Sonnenstrahl erleuchtet.

Um fünf Uhr, als eben das erste Trommelzeichen auf dem Exerzierplatz gegeben wurde, trat Zebedäus rasch bei uns ein.

„Nun?" rief ihm Vater Gulden entgegen.

„Nun," antwortete er, „die ersten zwei Bataillone marschiren."

Er war bleich.

„Sie sollen ihn fangen," sagte Herr Gulden.

„Ja, die werden ihn fangen!" sagte er, mit den Augen winkend.

Die Trommel ertönte wieder. Er sprang in großen Sätzen die Treppe hinab. Ich folgte ihm. Unten auf der letzten Stufe faßte er meinen Arm und sagte mir, während er den Tschako abnahm, in's Ohr:

„Da sieh 'rein, Joseph, kennst du die?"

Ich sah die alte dreifarbige Kokarde unter dem Futter.

„Das ist die unsere, die da," sagte er. „Alle Soldaten haben's so."

Ich hatte kaum hingeblickt, als er mir die Hand drückte und mit raschen Schritten um die Ecke bei Fouquet bog. Ich ging wieder hinauf und dachte: Da fängt das Durcheinander wieder an, da geht's wieder schief in ganz Europa: da gibt's wieder Aushebungen, Joseph, Abschaffung der Heirathserlaubniß und so weiter, wie in den Zeitungen zu lesen steht. Anstatt seine Ruhe zu haben, muß man sich wieder aufregen; statt der Glocken werden die Kanonen wieder ertönen; statt von Klöstern wird vom Arsenal die Rede sein; statt nach Weihrauch

und Blumenkränzen wird's nach Pulver riechen. Gott im Himmel, nimmt's denn kein Ende! Alles wäre so gut gegangen ohne die Missionäre und Emigrirten! Jammer über Jammer! Und immer ist's unser einer, der arbeitet und nichts will, immer ist er's, der zahlen muß . . . Immer ist's unser Wohl, dem zu lieb man all die Ungerechtigkeiten begeht, während man uns in Wahrheit für Narren hat, und als dumme Klötze behandelt!"

Dergleichen gute Gedanken gingen mir noch viele durch den Kopf; allein was konnt es mir helfen? Ich war weder der Graf von Artois noch der Herzog von Berry; man muß ein Fürst sein, damit die guten Gedanken was helfen, und jedes Wort, das man sagt, als Wunder angestaunt wird.

Von da an bis abends spät war Vater Gulden keine Minute mehr ruhig; er war so ungeduldig, wie ich zur Zeit, da ich auf meine Heiraths-Erlaubniß wartete; alle Augenblicke sah er zum Fenster hinaus und sagte:

„Heute muß die große Neuigkeit kommen . . . Die nöthigen Befehle sind gegeben . . . man braucht uns nichts mehr zu verheimlichen." Und alle paar Minuten rief er:

„St! . . . Der Postwagen kommt." Wir horchten: es war Lanzen's Karren mit seinen alten Schindmähren, oder der Botenwagen Baptiste's, der über die Brücke fuhr.

Inzwischen wurde es Nacht, Kathrine war im Begriff, den Tisch zu decken, als Herr Gulden zum zwanzigsten Mal sagte:

„Horch!"

Diesmal ließ sich in der Ferne ein näher kommendes Rollen hören. Da lief er stracks nach dem Alkoven, legte sein dickwollenes Wamms an und sprang oder rollte vielmehr mit dem Ruf: „Joseph komm!" die Treppe hinunter; ich aber

wurde vom bloßen Anblick seiner Hast mit derselben Neugier angesteckt und folgte ihm.

Wir waren auf der Hausstaffel, als der Eilwagen mit seinen zwei feurigen Laternen aus dem dunklen Thorweg hervorkam und donnernd an uns vorüberfuhr.

Wir liefen ihm nach, waren aber nicht die einzigen; von allen Seiten hörte man die Leute rennen und rufen:

„Da ist er! . . . da ist er . . .“

Das Postbureau lag in der Heustraße am deutschen Thor; der Eilwagen fuhr grad aus bis an die Ecke des Gymnasiums hinab und bog dann rechts ab. — Je weiter wir liefen, je mehr wimmelte es in der Straße von Menschen, aus allen Thüren kamen sie heraus; der Altbürgermeister Parmentier, sein Aktuar Eschenbach, der Steuereinnehmer Cauchois und viele andere Honoratioren sprangen auch hintendrein und riefen:

„Der große Augenblick ist gekommen!“

An der Ecke des Arsenalplatzes angelangt, sahen wir die Menschenmenge, welche bereits das Postbureau umstand, und unzählig viele Leute, welche sich vor dem eisernen Gitter drängten, horchten, sich übereinander hereinbogen und den Kondukteur, der ihnen keine Antwort gab, mit Fragen bestürmten.

Der Postmeister Pernette öffnete das hellerleuchtete Fenster, das Brief- und Zeitungs-Paket flog vom Wagen herab in das Zimmer. Das Fenster schloß sich wieder, und der Postillon gab den Leuten mit der Peitsche das Zeichen zum Ausweichen.

„Die Zeitungen! Die Zeitungen!“ rief's von allen Seiten. Der Eilwagen setzte sich wieder in Bewegung und versank im Schlund des deutschen Thors.

„Rasch ins Café Hoffmann,“ sagte Herr Gulden eilig, „die Zeitungen werden gleich kommen; wenn wir noch länger warten, finden wir keinen Platz mehr.“

Als wir über den Platz eilten, hörten wir die Menge schon hinter uns dreinkommen. Der Major Margarot sagte mit seiner starken Stimme:

„Kommt . . . ich hab' sie! . . .“

Alle Offiziere auf Halbsold folgten ihm; der Mond schien hell: man sah sie raschen Schritts näher kommen.

Wir eilten in das Caféhaus und saßen kaum hinter dem großen Kachelofen, als mit einemmal die Masse Leute durch die offene Flügelthüre hereinstürzte.

In diesem Augenblick mußte man sich die Offiziere auf Halbsold betrachten: die großen Dreimaster, die unter den Hänglampen durchsegelten, die hageren Gesichter, die langen Schnurrbärte, die blitzenden, aus dem Dunkel starrenden Augen, die ihnen das Aussehen wilder, zum Sprung gerüsteter Thiere gaben; verschiedene unter ihnen schielten vor fieberhafter Ungeduld, und ich glaube, sie sahen gar nichts, sondern waren im Geist anderswo, bei Buonaparte: — man bekam förmlich Angst.

Es kamen immer mehr Leute, immer mehr, so daß es zum Ersticken heiß wurde, und man alle Fenster aufmachen mußte. Draußen in der Kasernenstraße und auf dem Brunnenplatz wogte die Menge.

„Das war gescheidt, daß wir gleich herüber gegangen sind,“ sagte Herr Gulden, und stieg, weil's viele andere auch so machten, auf seinen Stuhl, wobei er sich am Ofen hielt.

Ich folgte seinem Beispiel und sah rings um mich nichts als erwartungsvolle Gesichter, in der Mitte des Saals die großen Hüte der Offiziere und draußen im Mondschein die Menge, die den ganzen Platz bedeckte. — Der Lärm wuchs. Plötzlich rief eine Stimme:

„Still!“

Es war der Major Margarot, der auf einen Tisch gestiegen war. Hinter ihm, unter der Flügelthüre, betrachteten sich die Gendarmen Gölz und Werner den ganzen Vorgang, und durch die offenen Fenster beugten sich Leute in's Zimmer herein. Im gleichen Augenblick hieß es: „Still! still!“ bis über den Platz hin, und nun trat eine Stille ein, daß man hätte glauben sollen, es sei keine Seele da.

Der Major las die Zeitung vor. Seine klare Stimme, die jedes Wort mit einer Art von innerem Zittern betonte, klang wie das Tiktak unserer Uhr in stiller Nacht; man mußte sie mitten auf dem Arsenalplatz noch vernehmen. Und es dauerte lang, weil der Major alles las und nichts überging. Ich erinnere mich, daß die Zeitung damit begann, daß der berüchtigte Buonaparte, der Störenfried, der Despot, der Frankreich fünfzehn Jahre lang geknechtet habe, von seiner Insel durchgegangen sei und die Frechheit gehabt habe, den Fuß nochmals auf den durch seine Schuld blutgetränkten Boden Frankreichs zu setzen, daß aber die Truppen, treu dem König und treu der Nation, bereits auf dem Marsch seien, um ihn gefangen zu nehmen, und daß sich Buonaparte angesichts des allgemeinen Abscheus mit einer Hand voll Gesindel, das ihn begleite, bereits in die Berge geworfen habe und, von allen Seiten eingeschlossen, unfehlbar werde gefangen werden. Ferner erinnere ich mich, daß sich, wie die Zeitung sagte, alle Marschälle beeilt hätten, ihren ruhmreichen Degen dem König zur Verfügung zu stellen, dem Vater des Volks und der Nation, und daß der berühmte Marschall Ney, Fürst von der Moskowa, ihm die Hand geküßt und versprochen habe, Buonaparte todt oder lebendig nach Paris zu bringen.

Hierauf kamen lateinische Ausdrücke, die ich nicht verstand und die ohne Zweifel für die Pfarrer bestimmt waren.

Von Zeit zu Zeit hörte ich einige hinter mir lachen und sich über die Zeitung lustig machen. Ich kehrte mich um und sah, daß es der Herr Professor Burguet nebst zwei oder drei anderen Honoratioren war, die man nach den Hundert-Tagen nach Bourges konfinirte, weil sie, wie Vater Gulden sagte, zu gescheidt waren. — Ein Beweis, daß es besser ist, bei derartigen Gelegenheiten das Maul zu halten, wenn man nicht für oder gegen kämpfen will, denn bloße Worte machen weder warm noch kalt und bereiten einem nur Widerwärtigkeiten.

Noch viel ärger aber ging's am Schluß zu, als der Major die betreffenden Verordnungen las. Die erste bezog sich auf die Bewegungen der Truppen, und eine zweite befahl allen Franzosen, auf Buonaparte zu fahnden und ihn im Betretungsfall todt oder lebendig nach Paris zu liefern, weil er sich selbst außerhalb des Gesetzes gestellt habe.

Bei diesen Worten veränderte der Major, der bis dahin bei dem Namen Buonaparte nur gelächelt hatte — und dessen knochiges Gesicht neben der Hänglampe nur leichte Zuckungen gezeigt hatte, während die andern drunten ihm zuhörten — bei diesen Worten veränderte sich sein Gesicht; ich habe nie etwas Schrecklicheres gesehen; es war nur noch Falte an Falte, seine Aeuglein funkelten ganz katzenartig. Die Haare seines Schnurr- und Backenbartes sträubten sich. Er nahm die Zeitung und zerriß sie in tausend Stücke; dann wurde er ganz bleich und, hochaufgerichtet mit ausgestreckten Armen, brach er in den Ruf aus: „Es lebe der Kaiser!“ mit solcher Macht, daß es einen eiskalt überlief. Sobald dieser Ruf ertönte, erhoben alle Offiziere ihre großen Hüte, die einen mit der Hand, die andern auf der Spitze ihrer Stockdegen, und wiederholten wie aus Einem Mund: „Es lebe der Kaiser!“ — Man meinte, die Decke müsse einfallen. Mir war's, als ob

man mich mit kalt Wasser übergossen hätte. „Nun,“ dachte ich, „ist alles aus . . . Predige doch einer solchen Leuten Ruh und Frieden!“

Draußen inmitten der Bürger wiederholten die Soldaten von der Rathhauswache den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Und wie ich eben voller Angst hinsah, was wohl die Gendarmen thun würden, zogen sie schweigend ab, da sie auch alte Soldaten waren.

Aber damit war's noch nicht aus: als der Major im Begriff war, von seinem Tisch herabzusteigen, rief ein Offizier, man müsse ihn im Triumph herumtragen, und sofort packten ihn die andern bei den Beinen und trugen ihn durch den Saal, jedermann zurückstoßend unter dem wahnsinnigsten Geschrei: „Es lebe der Kaiser!“

Und als er so mit den langen Händen sich an ihren Achseln haltend und mit dem Kopf über ihre Hüte hervorragend von seinen Kameraden im Triumph getragen wurde und die Hochrufe auf sein Theuerstes vernahm, da fing er an zu weinen . . . und wer hätte gedacht, daß ein solches Gesicht weinen könne; das allein schon reichte hin, einen verrückt und wüthend zu machen. Er sprach nichts, seine Augen waren geschlossen und die Thränen liefen ihm über die Nase und den Schnurrbart herab.

Ich war in den Anblick ganz versunken, wie man sich denken kann, als mich Vater Gulden, der von seinem Stuhl herabgestiegen war, mit den Worten anstieß:

„Joseph komm, komm . . . es ist Zeit!“

Hinter uns hatte alles schon den Saal verlassen, man machte sich eilig durch das Gäßchen des Bierbrauers Klein aus dem Staub, um nicht in einen bösen Handel verwickelt zu werden; auch wir nahmen diesen Weg.

„Das kann zu bösen Häusern führen," sagte Vater Gulden, als wir über den Platz gingen. „Morgen kann sich die Gendarmerie an's Werk machen ... Der Major Margarot und seine Kameraden sehen mir aber nicht darnach aus, als ob sie sich nur so verhaften ließen ... Die Soldaten des dritten Bataillons schlagen sich auf ihre Seite, wenn sie's nicht schon gethan haben ... Die Stadt ist in ihren Händen!" Er sprach das mit sich selber, und ich dachte wie er. Zu Haus in der Werkstatt erwartete uns Kathrine in größter Aufregung. Wir erzählten ihr, was so eben vorgefallen war. Der Tisch war gedeckt, aber keins hatte Hunger. Herr Gulden trank ein Gläschen Wein und wiederholte dann, während er die Schuhe auszog:

„Kinder, dem nach zu urtheilen, was ihr eben gesehen habt, kommt der Kaiser ganz sicher nach Paris; die Soldaten wollen es, die Bauern — die man in ihrem Besitz bedroht hat — wollen es auch, und die Bürger, vorausgesetzt, daß er auf seiner Insel in sich gegangen ist, auf seine kriegerischen Pläne verzichtet und die Verträge annimmt, wollen's nicht besser haben, namentlich wenn wir eine gute Verfassung bekommen, die jedem seine Freiheit verbürgt — das höchste der Güter. — Wünschen wir das uns und ihm. — Und nun gute Nacht!"

XI.

Tags darauf, am Freitag, war Markt, und die ganze Stadt voll von der großen Nachricht. Eine Menge Elsäßer und Lothringer Bauern, in Blusen und Wämsern, mit Dreispitzen und Zipfelkappen, kamen einander nach auf ihren Wägelchen, angeblich um Waizen, Gerste oder Hafer zu ver-

kaufen, in Wahrheit aber um zu erfahren, was vorging. Man hörte draußen nichts als „Hist, Fuchs! Hott, Schimmel!“ und Wagen rollen und Peitschen knallen. Die Frauen waren auch nicht die letzten; sie kamen von la Houpe, von Dachsberg, von Erschweiler, von Lützelburg, von den Höfen, in ihren kurzgeschürzten Röcken, mit großen Körben auf dem Kopf, und liefen, was sie konnten. Alle diese Leute kamen unter unsern Fenstern vorüber und Herr Gulden sagte:

„Was das ein Geläuf und Gesprang ist! Man meint, der Geist des Andern sei schon in's ganze Land gefahren. Man geht jetzt nicht mehr mit gemessenen Schritten, Wachskerzen in der Hand und Kirchenmäntel über den Rücken.“

Er schien recht vergnügt darüber zu sein, zum Beweis, wie sehr er sich über all diese Ceremonien geärgert hatte. Gegen acht Uhr mußte man sich aber doch auch wieder an die Arbeit setzen, und Kathrine ging wie gewöhnlich auf den Wochenmarkt, um Butter, Eier und Gemüse für unsere Haushaltung einzukaufen. Um zehn Uhr kam sie zurück:

„Ach, Herr Gott!“ sagte sie, „alles ist schon wie umgekehrt.“

Sie erzählte uns, daß die Offiziere auf Halbsold mit ihren großen Stockdegen am Marktplatz auf und ab gingen — in ihrer Mitte der Major Margarot — und daß überall in der Fruchthalle, zwischen den Bänken und an den Buden, Bauer und Bürger, alles sich die Hände drücke, sich gegenseitig eine Prise anbiete und sage: „Ei, ei, das Geschäft geht wieder.“

Sie sagte uns auch, daß man vergangene Nacht Proklamationen Buonaparte's am Rathhaus, an den drei Thüren der Kirche und sogar an den Pfeilern der Markthalle angeschlagen, daß aber die Gendarmerie sie in aller Frühe wieder abgerissen habe, endlich daß alles wieder auf den Beinen sei.

Vater Gulden war von unserem Werktisch aufgestanden, um ihr zuzuhören; ich hatte mich auf meinem Stuhl umgedreht und dachte:

„Ja, das ist gut ... das ist sehr gut ... aber wenn's so aussieht, wird mein Urlaub bald ablaufen. Wenn alles auf den Beinen ist, wirst du dich auch auf die Beine machen müssen, Joseph! Statt daß du ruhig hier bleibst bei deiner Frau, wird man dir nächstens wieder die Patrontasche umhängen und dir Tornister, Flinte und zwei Päckchen Patronen auf den Rücken geben!"

Beim Anblick Kathrine's, welche an die schlimme Seite der Sache gar nicht dachte, zogen Weißenfels, Lützen, Leipzig an meinem Geiste vorüber; es wurde mir schwer um's Herz.

Während wir so in Gedanken versunken bei einander waren, geht die Thüre auf und Tante Gretel kommt herein. Erst meinte man, sie sei ruhig.

„Guten Morgen, Herr Gulden! Guten Morgen, Kinder!" sagte sie, indem sie ihr Körbchen hinter den Ofen stellte.

„Sind Sie immer recht wohl, Mutter Gretel?" fragte Herr Gulden.

„Ach was! ... wohl ... wohl ...!" fuhr sie heraus. Ich sah gleich, daß sie mit den Zähnen knirschte und rothe Flecken auf den Wangen hatte. Sie schob mit einem raschen Griff die Haare, welche ihr über die Ohren herabfielen, unter die Haube zurück und betrachtete uns, eins nach dem andern, mit ihren grauen Augen, um zu sehen, was wir dachten. Dann hob sie mit kreischender Stimme an:

„Es scheint, der Hallunke ist von seiner Insel durchgegangen?"

„Welchen Hallunken meinen Sie, Mutter Gretel?" fragte Herr Gulden ruhig.

„Ach, Sie wissen wohl, wen ich meine," erwiderte sie, „ich meine Ihren Buonaparte!"

Vater Gulden, als er sie so zornig sah, setzte sich wieder an unsern Werktisch, um einen Streit wo möglich zu vermeiden; er that, als untersuche er eine Uhr, und ich machte es wie er.

„Ja," sagte sie und schrie noch lauter, „der fängt seine schlechten Streiche wieder an, wie man eben glaubt, es sei alles aus . . . da kommt er wieder schlimmer als zuvor . . . der Abscheuliche!"

Ich hörte das verhaltene Zittern ihrer Stimme. Herr Gulden stellte sich, als mache er an seiner Arbeit fort.

„Wer ist Schuld dran, Mutter Gretel?" sagte er, ohne sich umzuwenden. „Glauben Sie denn, daß diese Prozessionen, diese Bußübungen, diese Predigten gegen die Nationalgüter und die fünfundzwanzigjährige Revolution, diese fortwährenden Drohungen, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, der Befehl, die Läden während des Gottesdienstes zu schließen 2c., glauben Sie, daß das so fort gehen könne? Ich frage Sie, hat man was ähnliches gesehen, seit die Welt steht, und das geeigneter wäre, eine Nation gegen die, welche sie erniedrigen wollten, aufzuwiegeln? Ist es nicht, als ob Bonaparte selber diesen Bourbonen alle die dummen Streiche eingeblasen hätte, welche das Volk erbittern mußten? Sagen Sie selber . . . war es nicht voraus zu sehen, daß es so gehen werde?"

Er betrachtete seine Uhr fortwährend mit der Loupe, um ruhig zu bleiben; ich schaute während des Gesprächs nach Mutter Gretel hinüber. Sie hatte zwei- oder dreimal die Farbe gewechselt, und Kathrine, die hinten am Ofen stand, gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sie solle bei uns keinen Skandal anfangen; das eigensinnige Weib kümmerte sich aber sehr wenig um diese Zeichen.

„Ihnen ist's also auch recht?“ sagte sie. „Sie ändern Ihre Ansichten über Nacht, wie die andern ... Sie geben Ihre Republik auf, wenn's Ihnen beliebt!“

Als Vater Gulden das hörte, hustete er ganz leise, wie wenn er etwas im Halse gehabt hätte, und sah über eine halbe Minute lang nachdenklich drein; die Tante stand erwartend hinter uns. Endlich antwortete Herr Gulden, welcher sich wieder gefaßt hatte, langsam:

„Es ist nicht recht von Ihnen, Frau Gretel, mir einen solchen Vorwurf zu machen; wenn ich meine Ansichten hätte ändern wollen, so hätte ich früher angefangen und wäre jetzt anstatt Uhrmacher in Pfalzburg, Oberst oder General so gut wie ein anderer, aber ich war immer, ich bin und bleibe bis zum Tode für die Republik und die Menschenrechte.“

Damit kehrte er sich rasch um und sah die Tante von unten bis oben an und sagte mit erhobener Stimme:

„Und eben darum ist mir auch Napoleon Buonaparte immer noch lieber, als der Graf von Artois, die Emigrirten, die Missionäre und die Wunderthäter; er ist wenigstens gezwungen, einiges von unserer Revolution beizubehalten, er ist gezwungen, die Nationalgüter zu achten, jedem seinen Besitz und seinen Rang und alles, was er durch die neuen Gesetze gewonnen hat, zu garantiren. Wenn er's nicht thäte, welchen Grund hätte er Kaiser zu sein? Wenn er die Gleichheit nicht aufrecht hielte, welchen Grund hätte die Nation, es zu wollen? Die andern dagegen haben alles angegriffen ... Sie wollen alles zerstören, was wir gemacht haben ... Und deshalb ist mir dieser lieber, verstanden?“

„Ei,“ rief Mutter Gretel, „das ist mir neu!“

Sie lachte höhnisch und ich hätte alles drum gegeben, wenn sie in Vierwinden gewesen wäre.

„Sonst haben Sie anders gesprochen,“ rief sie, „als der andere die Bischöfe, die Erzbischöfe und die Kardinäle wieder einsetzte, als er sich vom Papste krönen und sich mit dem aus der heiligen Lampe geretteten Oele salben ließ, als er die Emigrirten zurückrief, als er den großen Geschlechtern Schlösser und Wälder zurück gab, als er Prinzen, Herzoge, Barone zu Dutzenden ernannte, wie oft habe ich Sie da nicht sagen hören, das sei abscheulich, sei Verrath an der Revolution, die Bourbonen wären Ihnen lieber, diese hätten wenigstens von nichts anderem gewußt; sie glichen den Amseln, welche immer dieselbe Melodie singen, weil sie keine andere können und diese für die schönste Melodie der Welt halten! . . . Während er aus der Revolution hervorgegangen sei, und sein Vater einige Dutzend Ziegen in den Bergen von Corsika gehabt habe, was ihn von Kindheit an belehren mußte, daß die Menschen gleich seien, und nur der Muth und das Genie sie erhebe! daß er all den alten Plunder hätte verachten und nur Krieg hätte führen sollen, um die neuen Rechte, die neuen Ideen zu vertheidigen, welche die richtigen seien, die nichts in ihrem Lauf aufhalten könne!

„Haben Sie das nicht gesagt, als Sie mit Vater Colin plauderten hinten in unserem Garten, aus Furcht, verhaftet zu werden, wenn man Sie höre? Haben Sie nicht so mit einander gesprochen in meiner Gegenwart?“

Vater Gulden war ganz blaß geworden; er sah vor sich hin und drehte seine Tabaksdose zwischen den Fingern, wie er that, wenn er in Gedanken versunken war; ich las sogar etwas wie Rührung in seinem Gesicht.

„Ja,“ versetzte er, „ich habe es gesagt und ich denke noch so. Sie haben ein gutes Gedächtniß, Mutter Gretel.

Es ist wahr, zehn Jahre lang waren Colin und ich gezwungen, uns zu verbergen, wenn wir über gerechte Dinge sprechen wollten, welche sich endlich doch erfüllen müssen, und der Despotismus eines einzigen Menschen, der unter uns geboren war, und den wir mit unserem eigenen Blut groß gezogen hatten, brachte uns so weit. Aber heut liegen die Dinge anders. Dieser Mann, dem man das Genie nicht absprechen kann, hat gesehen, wie ihn seine Speichellecker verlassen und verrathen haben; er hat gesehen, daß seine wahre Wurzel im Volk ist, und daß die großen Verbindungen, auf die er sich etwas einzubilden so schwach war, seinen Fall herbeigeführt haben. Nun kommt er und will uns von den andern befreien und dessen bin ich froh."

„Sie haben also nicht selbst den Muth dazu? Brauchen Sie denn ihn?" schrie die Tante Gretel. „Wenn Sie die Prozessionen nicht leiden mögen und wenn Sie sind, was Sie sagen: das Volk! — warum brauchen Sie denn ihn?"

Da lächelte Vater Gulden und sagte:

„Wenn jedermann den Muth hätte, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, wenn sich nicht gar viele an diese Prozessionen angeschlossen hätten, theils aus Eitelkeit, um ihre schönen Kleider zu zeigen, theils aus Eigennutz, um gute Stellen zu bekommen und diese oder jene Erlaubniß auszuwirken, dann hätten Sie Recht, Frau Gretel, man hätte den Buonaparte nicht gebraucht, um all das umzustoßen, man hätte gesehen, daß mehr als drei Viertheile der Nation wissen, was sie wollen, und vielleicht hätte dann der Graf von Artois selbst „Halt!" gerufen. Aber da Heuchelei und Eigennutz alles verbergen und vertuschen und Tag in Nacht verwandeln, so braucht man unglücklicherweise solche Gewitter, damit es heller wird. Sie und Ihresgleichen sind Schuld daran, daß Leute, wie ich,

welche niemals ihre Ansichten gewechselt haben, sich freuen müssen, daß das Fieber an die Stelle der Kolik tritt."

Vater Gulden war schließlich aufgestanden, er schritt in großer Aufregung auf und ab: und als Tantel Gretel noch etwas sagen wollte, nahm er seine Mütze und ging mit den Worten hinaus: „Ich habe Ihnen meine Meinung gesagt; jetzt sprechen Sie mit Joseph, welcher Ihnen immer recht geben wird."

Damit entfernte er sich, und Mutter Gretel rief: „Das ist ein alter Narr . . . er war immer der Gleiche. — Und jetzt ein Wort mit dir, wenn du nicht in die Schweiz gehst, so sage ich dir vorher, daß du Gott weiß, wohin gehen mußt. Aber wir werden noch darüber reden, Kinder; die Hauptsache ist, daß wir auf der Hut sind. Wir müssen abwarten, wie's geht; vielleicht fangen die Gendarmen den Buonaparte, aber wenn er nach Paris kommt, gehen wir wo anders hin."

Sie küßte uns, nahm ihr Körbchen wieder und ging fort. Gleich darauf kam Vater Gulden zurück, setzte sich mit mir wieder an die Arbeit, ohne weiter von diesen Dingen zu reden. Wir waren ganz nachdenklich, und abends sagte Kathrine zu meiner größten Ueberraschung zu mir: „Wir wollen stets auf Herrn Gulden hören . . . er hat recht . . . Er versteht das besser, als meine Mutter und wird uns nur guten Rath geben."

Als ich das hörte, dachte ich:

„Sie hält es mit Vater Gulden, weil sie die Zeitung miteinander lesen. Diese Zeitung hat gut sagen, was ihnen gefällt; aber darum bleibt es doch etwas Schreckliches, wenn ich den Tornister nehmen und ausmarschiren muß, und ich wäre besser in der Schweiz, sei's in Genf oder in der Fabrik des Vaters Rulle zu La Chaux-de-Fonds, als in Leipzig oder sonst wo."

Ich wollte der Kathrine nicht widersprechen, aber ihre Worte verdrossen mich sehr.

XII.

Von da an herrschte allgemeine Verwirrung; die Offiziere auf Halbsold riefen: „Es lebe der Kaiser!“

Der Platzmajor hatte wohl Befehl gegeben, sie zu verhaften, allein das Bataillon hielt zu ihnen, und die Gendarmen thaten, als hörten sie nichts. Man arbeitete nicht mehr; die Steuereinnehmer, die Kontroleure, die Acciser — der Maire und seine Adjunkten u. s. w. bekamen graue Haare und wußten nicht, auf welcher Achsel sie Wasser tragen sollten. Niemand wagte es, sich für Buonaparte so wenig als für Ludwig XVI. zu erklären, außer die Dachdecker, Maurer, Zimmerleute und Scheerenschleifer, die man nicht absetzen konnte, und die froh gewesen wären, wenn andre ihre Stellen bekommen hätten. Das Beil im ledernen Gürtel und einen Sack voll Leistnägel auf der Schulter schrieen sie nach Herzenslust: „Nieder mit den Emigrirten!“

Sie lachten sogar über das Durcheinander, das zusehends wuchs. Den einen Tag meldete die Zeitung: „der Usurpator ist in Grenoble — Tags darauf: er ist in Lyon — Tags darauf: er ist in Macon, Tags darauf: in Auxerre;“ und so fort.

Herrn Gulden war's ganz behaglich zu Muth, wenn er abends diese Nachrichten in der Zeitung las.

„Jetzt sieht man's, daß die Franzosen für die Revolution sind, und daß nichts sonst Bestand hat. Jedermann ruft: Nieder mit den Emigrirten!“ — Welche Lehre für die, welche nicht blind sind! Diese Bourbonen wollten ganz Frankreich

zu einer Vendée machen, — sie werden sich jetzt freuen, daß es ihnen so gut gelungen ist.“

Eins aber machte ihm noch Sorge, die angekündigte große Schlacht zwischen Ney und Napoleon.

„Wenn Ney auch Ludwig XVIII. die Hand geküßt hat,“ meinte er, „so bleibt er doch ein alter Soldat der Revolution, und ich glaube nimmermehr, daß er sich gegen den Willen des Volks schlägt . . . Nein, das ist unmöglich; er wird an den alten Küfer von Saarlouis denken, der ihm mit seinem Hammer den Schädel einschlagen würde, wenn er noch hörte und hören müßte, daß sein Michel einem König zu lieb die Nation verrathen hat.“

So sprach Herr Gulden; deshalb waren die Leute aber doch nach wie vor unschlüssig, bis plötzlich die Nachricht kam, Ney sei dem Beispiel der Armee, der Bürger, aller derer gefolgt, die nichts von den Bußübungen wissen wollten, und sei zu Buonaparte gestoßen. Dies erhöhte das Vertrauen, aber die Furcht vor einem außerordentlichen Ereigniß legte den klugen Leuten immer noch Schweigen auf. Am 21. März, abends zwischen fünf und sechs Uhr, arbeiteten Herr Gulden und ich zusammen, es wurde Nacht; draußen schlug ein leichter Regen an's Fenster und Kathrine zündete die Lampe an. Da kam Theodor Röber, welcher Telegraphen-Aufseher war, an unserem Haus vorbei; er ritt einen dicken Apfelschimmel, der Wind schwellte seine Bluse wie ein Segel, so rasch ließ er's laufen; mit einer Hand drückte er den großen Schlapphut fest, mit der andern peitschte er noch mit einem Stock auf seinen Gaul, der hinbrauste wie der Wind. Herr Gulden wischte die Fensterscheibe ab, beugte sich vor, um besser sehen zu können und sagte:

„Der Röber ist's, der vom Telegraphen kommt; es muß eine wichtige Nachricht eingetroffen sein!“

Seine bleichen Wangen rötheten sich; ich fühlte mein Herz heftig schlagen. Kathrine hatte uns aber die Lampe hingestellt, und ich machte das Fenster auf, um den Laden zu schließen. Das dauerte einige Augenblicke, denn ich mußte die Gläser vom Werktisch räumen, um das Fenster öffnen und die Uhren abhängen zu können. Herr Gulden war in Gedanken versunken. Als ich eben zuriegelte, hörten wir auf beiden Seiten der Stadt zugleich, auf der Bastion von Mittelbronn und auf der von Bigelsberg, Apell schlagen, das Echo antwortete von den Wällen und vom Schießthal herunter, und dies dumpfe Gedröhn erfüllte die ganze Festung bei Einbruch der Nacht.

Vater Gulden erhob sich und sagte mit einer Stimme, die mich schaudern machte:

„Die Sache ist jetzt entschieden, entweder schlägt man sich in der Umgegend von Paris oder ist der Kaiser in seinem alten Schlosse, wie anno 1809.“

Kathrine war schon nach seinem Mantel gelaufen, denn sie sah wohl, daß er ausgehen wollte, trotz des Regens. Er ließ sich, während er so sprach und mit seinen großen grauen Augen vor sich hinstarrte, denselben anziehen ohne darauf acht zu geben; dann ging er fort, und als ich da blieb, klopfte mir Kathrine auf die Schulter und sagte:

„Geh' doch, Joseph, folg' ihm.“

Ich ging sogleich hinab. Wir kamen gerade auf den Marktplatz als das Bataillon an der Ecke des Stadthauses von der Hauptstraße herein schwenkte, voraus die Trommler mit der Trommel auf dem Rücken. Eine Masse Menschen folgte ihnen. Unter den alten Linden angekommen, schlugen sie einen Wirbel; die Soldaten traten lärmend in's Glied, und beinahe gleichzeitig erschien der Major Gémeau, welcher an seinen Wunden litt und seit zwei Monaten nicht ausge-

gangen war, in Uniform auf der Treppe des Minke'schen Hauses. Die Ordonnanz hielt ihm das Pferd und unterstützte ihn beim Aufsitzen mit der Schulter. Alles schaute erwartungsvoll zu.

Der Verles hatte begonnen.

Der Major sprengte über den Marktplatz; die Hauptleute gingen ihm rasch entgegen; sie wechselten einige Worte; hierauf ritt der Kommandant an der Front des Bataillons hinab; hinter ihm schritt ein einfacher Serschant mit drei Einsteherzeichen, welcher eine Fahne im Wachstuch-Ueberzug trug.

Die Menge wurde immer größer. Herr Gulden und ich waren soeben auf die Weichsteine vor der Hauptwache gestiegen. Gleich nach dem Verles zog der Major seinen Degen und ließ ein Viereck schließen.

Ich erzähle diese Dinge einfach, weil sie einfach und schrecklich waren. Man sah an der Blässe des Majors, daß er das Fieber hatte, und doch war es beinahe Nacht. Die dunkeln Linien des Vierecks auf dem Marktplatz, der Major zu Pferd in der Mitte, rings um ihn her die Offiziere, der strömende Regen, die horchenden Bürger, die große Stille, die offenen Fenster der umliegenden Häuser, alles schwebt mir noch deutlich vor der Seele, und doch sind seitdem fast fünfzig Jahre verflossen! Niemand sprach, denn jeder wußte wohl, daß man gleich das Schicksal Frankreichs vernehmen werde.

„Zieht an's Gewehr! . . . Arm 's Gewehr! . . ." kommandirte Hauptmann Vidal.

Nach dem Rasseln der Gewehre hörte man nur noch die Stimme des Majors, jene helle Stimme, die ich über dem Rhein drüben bei Lützen und bei Leipzig gehört hatte, jene, die uns zugerufen: „Schließt die Glieder!" Sie ging mir durch Mark und Bein.

„Soldaten,“ sagte er, „Seine Majestät Ludwig XVIII. hat Paris am 20. März verlassen, und der Kaiser Napoleon hat am gleichen Tag seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten.“

Ein Gemurmel lief über den ganzen Platz hin, es währte aber nur eine Sekunde und der Major fuhr fort:

„Soldaten! Die Fahne Frankreichs ist die Fahne von Arcole, von Rivoli, von Alexandrien, von den Pyramiden, von Abukir, von Marengo, Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland, von Sommo-Sierra, Madrid, Abensberg, Eckmühl, Eßlingen, Wagram, von Smolensk, Moskwa, Weissenfels, von Lützen, Bautzen, Wurzen, Dresden, von Bischofswerda, Hanau, Brienne, St. Dizier, Champaubert, Chateau-Thiery, von Joinvilliers, Mery-sur-Seine, Montereau, Montmirail — das ist die Fahne, die wir mit unserem Blute gefärbt haben. Das ist die, welche unseren Ruhm ausmacht.“

Der alte Serschant hatte die dreifarbige Fahne, welche ganz zerfetzt war, aus dem Ueberzug genommen. Der Kommandant ergriff sie:

„Sehet hier die Fahne! Ihr erkennt sie wieder, es ist die der Nation, es ist die, welche die Russen, Preußen und Oesterreicher am Tag ihres ersten Siegs uns genommen haben, weil sie sie fürchteten.“

Bei diesen Worten kehrten sich viele alte Soldaten ab um ihre Thränen zu verbergen; andere, ganz blaß, machten grimmige Gesichter. „Ich,“ rief der Major, indem er seinen Degen erhob, „ich kenne keine andere. Es lebe Frankreich ... Es lebe der Kaiser!“

Kaum hatte ers gerufen, als der Sturm losbrach, man hörte sein eigenes Wort nicht mehr; aus allen Fenstern, auf dem ganzen Platz, in den Straßen, überall erscholl's wie Trompetengeschmetter: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich!“

Das Volk und die Soldaten umarmten sich, man hätte meinen sollen, alles sei gerettet, wir hätten alles wieder gefunden, was Frankreich im Jahr 1814 verloren hatte.

Es war fast Nacht geworden: die Leute entfernten sich nach allen Seiten zu dritt, zu sechst, zu zwanzigst mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ als plötzlich vom Spital her ein Feuerschein aufblitzt ... ein Kanonenschuß erdröhnt! ein zweiter hinter dem Arsenal antwortet, und so fort von Sekunde zu Sekunde.

Vater Gulden und ich, wir schritten über den Marktplatz Arm in Arm, und riefen gleichfalls: „es lebe Frankreich!“ Und da in der dunklen Nacht das Feuer von jedem Kanonenschuß den Marktplatz erhellte, erblickten wir bei einem solchen Blitz Kathrine, die uns mit der alten Magdalene Schuler entgegenkam. Sie hatte ihre Kaputze und ihren Kragen angelegt; ihr rosiges Näschen war wohl verwahrt gegen den Nebel. Als sie uns sah, rief sie:

„Magdalene, da sind sie! Der Kaiser ist Meister, nicht wahr, Herr Gulden?“

„Ja, mein Kind,“ antwortete Vater Gulden, „es ist entschieden!“

Da nahm Kathrine meinen Arm und ich weiß nicht, warum ich sie auf dem Heimweg zwei- oder dreimal küßte. Ich hatte wohl eine Ahnung, daß ich bald fort müsse, und sie lange nicht mehr küssen werde. Vater Gulden, welcher mit Magdalene vorausging, sagte:

„Diesen Abend will ich ein gutes Glas trinken. Sie Magdalene, darf ich Sie einladen, mit heraufzugehen!“ Sie hatte aber keine Lust und verließ uns unter der Hausthüre.

Ich kann nicht mehr sagen, als daß die Freude der Leute eben so groß war, wie bei der Ankunft Ludwigs XVIII. und vielleicht noch größer.

Sobald Herr Gulden im Zimmer war und seinen Mantel abgelegt hatte, setzte er sich zu Tisch, denn das Nachtessen wartete. Kathrine ging in den Keller, um eine Flasche vom Guten zu holen. Wir tranken und lachten, und vom Kanonendonner klirrten unsere Fenster. Zuweilen verlieren die Leute den Kopf, sogar die, welche nur den Frieden lieben; diese Kanonenschüsse freuten uns, es war, als ob wir zu unseren alten Gewohnheiten zurückkehrten.

Herr Gulden sagte: „Der Major Gémeau hat gut gesprochen; aber er hätte bis morgen fortmachen können, wenn er angefangen hätte von Valmy, Hundsschott, Wattigny, Fleurus, Neuwied, Ukerath, Froschweiler, Geisberg bis Zürich und Hohenlinden.

„Das waren auch große Siege und sogar die schönsten von allen, weil sie die Freiheit retteten. Er hat nur von den letzten gesprochen, das genügt für den Augenblick. Die andern sollen nur kommen! sie sollen's wagen, sich zu rühren! Die Nation will den Frieden, aber wenn die Alliirten Krieg anfangen, wehe ihnen! Jetzt spricht man wieder von Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe. Dafür wird ganz Frankreich sich erheben . . . ich sag's euch . . . alles wird sich in Masse erheben. Man wird Bürgerwehren bilden; feste Plätze vertheidigen; die Jungen werden marschiren, aber man wird die Grenzen nicht überschreiten. Der Kaiser, durch die Erfahrung belehrt, wird Arbeiter, Bürger und Bauern bewaffnen; wenn die andern kommen und wären's ihrer eine Million, nicht einer wird zum Land wieder hinauskommen. Die Soldatenzeit ist vorüber; die stehenden Heere sind gut zur Eroberung, aber ein Volk, das sich vertheidigen will, fürchtet die besten Soldaten der Welt nicht. — Wir haben es den Preußen, den Oesterreichern, den Engländern, den Russen gezeigt von 1792 bis

1800, und später haben es die Spanier uns gezeigt, und schon vorher hatten es die Amerikaner den Engländern gezeigt. Seid versichert, der Kaiser wird uns von Freiheit sprechen. Wenn er Proklamationen nach Deutschland wirft, werden viele Deutsche auf unserer Seite sein. Man hat ihnen Freiheiten versprochen, um sie zu bewegen, in Masse gegen Frankreich zu marschiren, und nun lachen die in Wien versammelten Fürsten des Versprechens: sie haben ihren Zweck erreicht . . . sie theilen die Völker unter sich wie Herden. Die klugen Völker werden zusammenhalten; so wird der Friede mit Gewalt erhalten werden. Die Könige allein haben ein Interesse am Krieg, die Völker haben nicht nöthig, einander zu unterjochen, wenn sie sich nur gegenseitig durch freien Verkehr nützen, das ist die Hauptsache!"

In seiner Aufregung sah er alles in rosenfarbigem Licht an. Ich selbst fand alles, was er sagte, so natürlich, daß ich überzeugt war, der Kaiser werde so handeln. Kathrine glaubte es auch.

Wir dankten alle Gott, daß es so gegangen war; und gegen elf Uhr, nachdem wir viel gelacht, viel geschwatzt und viel geschrieen hatten, gingen wir, voll der schönsten Hoffnungen, zu Bett. Die ganze Stadt war illuminirt, wir hatten auch Lampen an unsere Fenster gestellt. Jeden Augenblick hörte man Mordschläge losgehen, die Kinder rufen: „Es lebe der Kaiser!" und die Soldaten aus den Wirthshäusern kommen und „Nieder mit den Emigrirten" singen.

Das dauerte sehr lange, und erst gegen ein Uhr schliefen wir mit Gottes Hülfe ein.

XIII.

Die Zufriedenheit dauerte wohl noch fünf oder sechs Tage. — Man ernannte wieder die alten Bürgermeister, Gemeinderäthe, Flurschützen, kurz alles, was man einige Monate zuvor abgesetzt hatte. Die ganze Stadt, auch die Damen, trug kleine dreifarbige Kokarden, welche die Nätherinnen eiligst aus aufgefaßten rothen, weißen und blauen Bändern zusammensetzten. Diejenigen, welche seiner Zeit gegen das korsische Scheusal gewüthet hatten, nannten jetzt Ludwig XVIII. nur noch den Wassersuppenkönig. Am 25. März sang man das Tedeum; die ganze Garnison und die Civilbehörden wohnten demselben in großer Gala bei.

Nach dem Tedeum gaben die Behörden dem höheren Offizierkorps der Festung ein prächtiges Festessen; das Wetter war besser geworden, die Fenster des Gasthauses zur „Stadt Metz" standen offen, und Kronen von Aempelchen hingen von der Decke. Kathrine und ich waren abends ausgegangen, um dieses Schauspiel zu genießen. Man sah die Uniformen und die schwarzen Fräcke an langen Tischen, Bruder ich und du, durcheinandersitzen, und bis um Mitternacht erhob sich bald der Bürgermeister, bald ein Adjunkt oder der neue Platzkommandant, Herr Brancion, um einen Toast auf den Kaiser, auf die Minister, auf Frankreich, auf den Frieden, auf den Sieg u. s. w. auszubringen.

Die Gläser klirrten. Draußen ließen die Kinder Schwärmer los, vor der Kirche war ein Kletterbaum aufgerichtet, ein Karoussel und Drehorgeln waren von Zabern hergekommen, die Schulen hatten Ferien, im Klein'schen Hof „zum Ochsen" wurde eine Hundehetze veranstaltet gegen zwei Esel, kurz, man

that alles, was man 1830 und 1848 und später auch gethan hat. Das ist immer die nämliche Geschichte, man erfindet nichts neues, um die, welche steigen, zu verherrlichen, und um die zu verspotten, mit denen es bergab geht.

Aber der Kaiser hatte, scheints, keine Zeit mit Freudenfesten zu verlieren. Die Zeitung hatte gut sagen: Seine Majestät wolle den Frieden, er stelle keine Forderungen, er sei einig mit seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz; Marie-Louise und der König von Rom werden zurückkommen, sie werden schon erwartet . . .

Ja, aber inzwischen kam der Befehl, die Festung zu bewaffnen. Zwei Jahre früher war Pfalzburg hundert Stunden von der Grenze, die Wälle fielen ein, die Gräben füllten sich aus, und im Arsenal war nur noch alter Bafel aus der Zeit Ludwigs XIV., Wallbüchsen, aus welchen man noch mit Lunten feuerte, und so schwerfällige Kanonen, mit massiven Laffetten, daß man ganze Reihen Gäule vorspannen mußte, um sie zu ziehen. Die eigentlichen Arsenale waren in Dresden, in Hamburg und Erfurt; aber jetzt waren wir, ohne uns von der Stelle gerührt zu haben, nur zehn Meilen von der rheinbayerischen Grenze entfernt, und wir hatten den ersten Hagel von Bomben und Granaten zu erwarten. Man erhielt auch Tag für Tag Befehle, die Wälle wieder aufzubauen, die Gräben zu reinigen und die alten Stücke in guten Stand zu setzen.

Anfangs April errichtete man eine große Waffenreparatur-Werkstätte im Arsenal. Es kamen Geniesoldaten und Artilleristen von Metz, um die Erdwerke im Innern der Bastionen aufzuwerfen und diese ringsum mit Schießscharten zu versehen. Der Umtrieb war noch größer, als anno fünf und anno dreizehn, und ich dachte mehr als einmal, daß die großen fernen Grenzen doch auch ihre gute Seite haben, weil die im

Innern des Landes vor dem Stoß bewahrt sind und noch lange im Frieden leben können, während man die draußen schon bombardirt.

Zuletzt hatten wir große Sorgen, denn natürlich, wenn man neue Pallisaden auf den Abhängen pflanzt, wenn man die Vorwerke mit Faschinen füttert und in allen Ecken der Festung Feuerschlünde aufführt, so braucht man schließlich auch Leute, um alles das zu vertheidigen und zu benützen. Mehr als einmal sahen Kathrine und ich, wenn wir abends diese Dekrete lesen hörten, einander an und bissen uns in die Lippen. Ich merkte zum voraus, daß ich, statt ruhig da zu bleiben und Uhren zu reinigen und auszubessern, das Laden in zwölf Tempo's wieder anfangen müsse, und das machte mich sehr betrübt. Die Traurigkeit bekam bei mir immer mehr die Oberhand; oft rief mir Herr Gulden, wenn er mich nachdenklich sah, mit fröhlicher Stimme zu:

„Auf! Joseph, Muth: es geht noch alles gut."

Er wollte mir das Herz aufrichten, aber ich dachte:

„Ja, ja, ihr sagt mir das, um mir Muth zu machen, aber das sieht ein Blinder, wo das hinaus will."

Alles ging so rasch einander nach, daß es förmlich Dekrete hagelte, alle mit großen Worten, um sie schöner erscheinen zu lassen. So hieß es z. B., die Regimenter sollen ihre alten Nummern wieder bekommen, „welche durch so viele ruhmvolle Feldzüge verherrlicht wurden". Aber auch der Einfältigste begriff, daß die alten Nummern ihre Regimenter wieder bekommen sollten.

Und weil das noch nicht genug war, so hieß es, daß die Kadres des dritten, vierten und fünften Bataillons der Infanterie, der vierten und fünften Schwadron der Kavallerie, von dreißig Bataillonen Artillerietrain, von zwanzig Regi=

mentern junger Garde, von zehn Bataillonen Bagagetrain, von zwanzig Marineregimentern — daß alle diese Kadres gebildet werden sollten, angeblich um die Halbsoldoffiziere aller Waffengattungen zu Land und zur See zu versorgen; aber das war bald gesagt: wenn man Kadres bildet, so geschieht es, um sie auszufüllen, und wenn sie ausgefüllt sind, müssen die Soldaten marschiren. Ach, als ich das sah, war meine Hoffnung dahin. Und dabei wiederholte man immer: „Friede! Friede! Friede! . . . Wir erkennen den Pariser Vertrag an . . . Die in Wien versammelten Könige und Kaiser sind mit uns einig . . . Marie Louise und der König von Rom sind unterwegs.“

Aber je öfter man diese Nachrichten wiederholte, um so größer wurde mein Mißtrauen.

Herr Gulden sagte mir wohl:

„Er hat Carnot zum Minister genommen! Carnot ist ein guter Patriot! . . . Carnot wird ihn abhalten, Krieg anzufangen! Oder wenn wir zum Krieg genöthigt werden, so wird er ihm beweisen, daß man den Feind im Land erwarten muß . . . daß man die Nation aufrufen, das Vaterland in Gefahr erklären muß u. s. w.“

Er mochte mir sagen, was er wollte, in meinem Innern rief's immer: „Die vielen Kadres sind nicht umsonst da . . . diese Kadres werden ausgefüllt werden . . . das ist sicher!“

Es hieß auch, zehntausend Kerntruppen sollen in die Garde eingereiht werden, und die leichte Artillerie sei neu organisirt worden. Die leichte Artillerie muß mit der Armee in's Feld, das weiß jeder. Um hinter den Wällen zu bleiben und sich im Land zu vertheidigen, dazu braucht man keine leichte Artillerie. Dieser Gedanke kam mir sofort, und abends konnte ich mich nicht länger halten und sagte es Kathrinen;

ich hatte mich immer gehütet, ihr meine Befürchtungen mitzutheilen, aber diesmal übermannte es mich. Sie gab mir keine Antwort, zum deutlichen Beweis, wie gescheidt sie war, und daß sie meine Ansicht theilte.

All dies that meinem Enthusiasmus für den Kaiser wesentlich Eintrag: manchmal dachte ich während der Arbeit: „Ich möchte doch lieber vom Fenster aus die Prozession mit ansehen, als gegen Leute in den Kampf ziehen, welche ich nicht kenne! Das Zusehen würde mich wenigstens nicht Arme und Beine kosten, und wenn es mich zu sehr langweilte, könnte ich ja einen Spaziergang nach Vierwinden machen."

Mein Kummer war um so größer, als Tante Gretel seit ihrem Streit mit Herrn Gulden uns nicht mehr besuchte. Es war ein eigensinniges Weib; sie nahm keine Vernunft an und konnte Jahre und Jahre lang mit den Leuten trutzen. Es war aber doch einmal unsere Mutter, und wir mußten ihr nachgeben; sie wollte nur unser Bestes. Aber wie sollten wir's angreifen, um es ihr und Herrn Gulden recht zu machen?

Das war für uns keine kleine Verlegenheit; denn wenn wir der Tante Gretel Liebe schuldig waren, so waren wir auch dem die größte Achtung schuldig, welcher uns als seine eigenen Kinder betrachtete und täglich mit Wohlthaten überhäufte.

Diese Gedanken machten uns sehr traurig, und ich war entschlossen, Herrn Gulden zu sagen, daß Kathrine und ich Jakobiner seien, wie er, daß wir aber, ohne den jakobinischen Grundsätzen zu nahe treten oder untreu werden zu wollen, dennoch unsere Mutter ehren und uns nach ihrem Befinden erkundigen müssen. Ich wußte nicht, wie er unsere Erklärung aufnehmen werde, als wir eines Sonntag-Morgens gegen acht Uhr beim Hinunterkommen den wackern Mann schon ganz

angekleidet fanden; er schien gut gelaunt und empfing uns mit den Worten:

„Kinder, es ist fast schon ein Monat, seit uns die Tante Gretel nicht mehr besucht hat; sie trutzt. Nun, ich will mich vernünftiger benehmen, als sie, und nachgeben. Zwischen Leuten wie wir darf es keine Mißhelligkeiten geben. Nach dem Frühstück wollen wir nach Vierwinden gehen und ihr sagen, daß sie ein halsstarriges Weib ist, daß wir sie aber trotz ihrer Fehler lieb haben. Ihr sollt sehen, wie sie in Verlegenheit kommt!“

Er lachte, und wir waren ganz gerührt.

„Ach, wie gut sind Sie, Herr Gulden!“ sagte Kathrine; „wer Sie nicht liebt, muß ein sehr schlechtes Herz haben.“

„Nun,“ rief er, „ist es nicht etwas ganz Natürliches, was ich da thue! Sollten wir, einiger Worte wegen, getrennte Leute bleiben? Gott sei Dank, das Alter lehrt uns, daß der Gescheidteste nachgibt; das steht sogar, wie ihr wißt, in den Menschenrechten geschrieben, damit die Eintracht unter den rechtschaffenen Leuten erhalten bleibt.“

Mit der Berufung auf die Menschenrechte war alles gesagt. Man kann sich denken, wie froh wir waren; Kathrine konnte in ihrer Freude kaum das Ende des Frühstücks erwarten; sie lief nach allen Seiten, um Stock, Schnallenschuhe und die Schachtel zu holen, worin sich die schöne Perrücke auf ihrem Stock befand. Sie half Herrn Gulden in seinen haselnuß-farbenen Frack schlüpfen; er sah ihr lächelnd zu und gab ihr schließlich einen Kuß.

„Ich dachte mir's gleich,“ sagte er, „daß dieser Schritt dich glücklich machen würde; laßt uns daher keine Minute verlieren und gehen.“

So gingen wir zusammen. Das Wetter war sehr schön. Herr Gulden führte Kathrine am Arm, würdevoll, wie er's

in der Stadt stets that, und ich ging, im Herzen frohlockend, hintendrein.

Ich hatte vor mir die beiden Menschen, welche ich am meisten auf dieser Welt liebte, und dachte dran, was Mutter Gretel wohl sagen werde. Bald hatten wir das Vorwerk und den Wall hinter uns und, ohne uns zu sehr zu beeilen, standen wir zwanzig Minuten später vor der Hausthüre der Tante.

Es mochte etwa zehn Uhr sein. Vom Rad an war ich ein wenig vorausgegangen, und so ging ich erst durch den Hollundergang, der am Haus hinläuft, und sah durch das Fensterchen in der Hinterthüre hinein, was die Tante mache. Sie saß gerade vor mir neben dem Herde, welcher rauchte; sie hatte ihren kurzen blaugestreiften Unterrock an, die großen Taschen drüber umgebunden, ihr leinenes Leibchen mit Tragbändern und ihre Schlappschuhe. Sie spann mit niedergeschlagenen Augen und traurigem Gesicht; ihre großen mageren Arme stachen aus den kurzen Hemdärmeln hervor, und ihre grauen Haare, hinten im Nacken in einen Knoten geschlungen, waren von keiner Haube bedeckt.

Als ich sie so ganz allein da sitzen sah, sagte ich zu mir selbst:

„Arme Tante Gretel! Sie denkt an uns, ganz gewiß, und in ihrem Kummer wird sie nur noch eigensinniger. Das ist doch ein trauriges Leben, so allein sein und seine Kinder nicht sehen!“ Das preßte mir das Herz zusammen, aber im nämlichen Augenblick ging die Thüre von der Straße her auf, und Vater Gulden trat ganz freudig mit Kathrine herein, indem er ausrief:

„So, so, Sie besuchen uns nicht mehr, Mutter Gretel? Da muß ich Ihnen Ihre Kinder bringen und selber mitkommen,

um Sie zu umarmen! Sie werden uns ein gutes Mittagessen kochen, verstehen Sie? Und das soll Ihre Strafe sein."

Er sah ernst aus in seiner Freude. Wie die Tante sie sah, war sie schnell aufgesprungen und hatte Kathrinen geküßt, hierauf fiel sie Herrn Gulden in die Arme und hing sich an seinen Hals. „Ach, Herr Gulden," rief sie, „wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, Sie sind ein guter Mann, Sie sind tausendmal mehr werth als ich."

Als ich sah wie alles sich so gut anließ, lief auch ich an die Thüre vor und traf sie beide mit Thränen in den Augen, der Vater Gulden sagte:

„Wir werden nicht mehr von Politik sprechen."

„Nein, mag man ein Jakobiner sein oder was man will," rief die Tante, „die Hauptsache ist, daß man ein gutes Herz hat."

Hierauf umarmte sie auch mich und sagte:

„Mein armer Joseph, ich hab' an euch gedacht vom Morgen bis zum Abend . . . Nun ist alles gut, und ich bin zufrieden."

Sie lief schon in der Küche umher und setzte alle Töpfe in Bewegung, um uns zu bewirthen. Herr Gulden stellte indessen seinen Stock in eine Ecke, stülpte seinen Hut darüber und setzte sich mit einem Gesicht voll Fröhlichkeit neben den Herd.

„Welch' schönes Wetter!" rief er, „Alles grünt, Alles blüht wieder . . . Wie glücklich wäre ich, wenn ich so im Felde wohnen könnte und von meinen Fenstern aus die Hecken sähe und all' die Aepfel- und Zwetschenbäume, schneeweiß und rosenroth."

Er war heiter wie eine Lerche, und wir wären es auch gewesen, wenn uns nicht die Gedanken an den Krieg im Kopf herumgegangen wären.

„Laß doch das, Mutter,“ sagte Kathrine, „setz' dich ruhig zu Herrn Gulden hin. Ich werde das Mittagessen bereiten, wie früher.“

„Aber du weißt von nichts mehr den Platz . . . ich habe alles anders gestellt,“ sagte die Tante.

„Ich bitt' dich,“ sagte Kathrine, „setz' dich ruhig, man wird die Butter schon finden, die Eier und alles, was man braucht.“

„Meinetwegen, ich will dir also gehorchen,“ sagte die Tante, indem sie in den Keller ging.

Kathrine hing ihren schönen Shawl über die Lehne meines Stuhls, sie legte Holz an's Feuer, that Butter in die Pfanne und schaute in die Töpfe, um zu sehen, ob alles in gutem Stande sei.

In gleichem Augenblick kam die Tante wieder vom Keller herauf mit einer Flasche weißen Wein.

„Ihr werdet vor dem Mittagessen eine Erfrischung zu Euch nehmen, und während Kathrine die Küche besorgt, werde ich mein Kleid anlegen und mir mit dem Kamm durch die Haare fahren, denn weiß Gott, ich habe es nöthig. Ihr geht derweil hinaus in den Obstgarten. Hier, Joseph, nimm die Gläser und die Flasche, setzet euch an den Bienenstand, das Wetter ist so schön. In einer Stunde wird alles so weit fertig sein. Ich komme dann und trinke mit euch und stoße mit euch an.“

Der Vater Gulden und ich gingen also hinaus und durch das hohe Gras und durch die gelben Löwenzahnblumen, die uns bis an die Knie reichten. Es war eine große Hitze, alles summte um uns her. Wir setzten uns in den Schatten des Bienenstandes und betrachteten diese prachtvolle Sonne, in der die Bienen schwärmten. Herr Gulden hing seine Perrücke

hinter sich, um sich's leicht zu machen; ich machte die Flasche auf, und wir tranken von diesem guten leichten weißen Wein.

„Was da, alles wird noch gut," sagte er, „wenn die Menschen Narrheiten machen, so wacht unser Herrgott über seine Geschöpfe. Sieh dieses Korn an, Joseph, wie das wächst. Welche Ernte gibt das in 3 bis 4 Monaten! Und dieser Reps, diese Rüben, dieses kleine Gewächs, diese Bienen, wie alles arbeitet! wie alles lebt! wie alles größer wird! . . . Wie traurig ist's doch, daß die Menschen ein solches Beispiel nicht befolgen, daß die einen arbeiten, um die Faulheit der andern zu ernähren, und daß es immer allerlei Müssiggänger geben muß, welche uns als Jakobiner behandeln, weil wir Ordnung, Gerechtigkeit und Frieden wollen!"

Das Liebste war ihm, der Arbeit zuzusehen, und nicht blos der unsrigen, denn die will nicht viel heißen, sondern der der niedrigsten Insekten, welche, zwischen den Gräsern durch, wie in endlosen Wäldern laufen, welche sich Wohnungen bauen, sich fortpflanzen, ihre Eier ausbrüten, sie in Magazine aufstapeln und ihnen Wärme schaffen, indem sie dieselben an die Sonne bringen, dann über Nacht wieder zurücktragen, und sie gegen ihre Feinde vertheidigen, kurz diesem großartigen Leben, wo alles singt, wo alles an seinem Ort ist, von der Lerche an, welche die Lüfte mit ihrer freudigen Musik erfüllt, bis zur Ameise, welche hin und wieder geht, läuft, mäht, sägt, schleppt und jedes Handwerk kann. Ja, das bewunderte Herr Gulden; aber er sprach nur draußen im Feld davon, wo er das große Schauspiel vor sich hatte, und natürlich sprach er dann von Gott, den er das höchste Wesen nannte, wie die alten Kalender der Republik; er sagte, das bedeute Vernunft, Weisheit, Güte, Liebe, Gerechtigkeit, Ordnung, Leben. Die alten Ideen dieser Kalender kamen ihm auch wieder; es war

prächtig ihn reden zu hören vom Pluviôse, der Regenzeit, vom Nivôse, der Schneezeit, vom Ventôse, der Jahreszeit der Winde, und endlich vom Floréal, Prairial und Fructidor. Er sagte, die Gedanken der Menschen haben dazumal mit den Gedanken Gottes übereingestimmt, während Juli, September, Oktober nichts bezeichnen und nur erfunden seien, um alles zu verwirren und zu verdunkeln. War er einmal auf diesem Thema, so hörte er nicht auf, und man sah alles mit seinen Augen. Unglücklicherweise besitze ich nicht so viele Bildung als dieser edle Mann hatte, ich würde mir sonst ein wahres Vergnügen daraus machen, euch von seinen Ideen zu erzählen.

Wir waren gerade an diesem Kapitel, da kam die Mutter Gretel, wohl gewaschen, wohl gekämmt und im Sonntagsstaat, von der Hausecke her auf den Bienenstand zu, und augenblicklich schwieg er, um die Eintracht zu erhalten.

„Seht! da bin ich jetzt," sagte die Tante, „alles ist in Ordnung."

„So setzen Sie sich," sagte Herr Gulden, indem er ihr Platz auf der Bank machte.

„Ei!" rief die Tante, „wissen Sie, wie viel Uhr es ist? Die Zeit wird Ihnen nicht lange . . . Horchen Sie . . ."

Wir lauschten und hörten, wie die Stadtuhr langsam ihre zwölf Schläge schlug.

„Wie! ist es schon zwölf Uhr?" rief Vater Gulden; „ich hätte geglaubt, wir seien noch keine zehn Minuten herein."

„Ja wohl! es ist zwölf Uhr," sagte die Tante, „und das Mittagessen wartet auf euch."

„Vorwärts also," sagte Herr Gulden, indem er ihren Arm nahm, „kommen Sie her, Frau Gevatterin, seit Sie mir gesagt haben, wie viel Uhr es ist, habe ich auch schon guten Appetit."

Sie durchschritten den Gartenweg Arm in Arm, ich folgte ihnen ganz vergnügt, und unter der Thür bot sich unsern Blicken das angenehmste Schauspiel dar; die große, mit rothen Blumen bemalte Suppenschüssel dampfte auf dem Tisch, eine gefüllte Kalbsbrust erfüllte das Zimmer mit ihrem guten Geruch, eine große Platte voll Zimmt-bestreuter Küchlein stand vorne auf dem alten eichenen Schranke, und zwei funkelnde Flaschen Wein nebst kristallhellen Gläsern prangten vor den Tellern auf dem weißen Tischtuch. Schon beim bloßen Anblick mußte man sich sagen, es sei die Freude des Herrn, seine Kinder mit unzähligen Wohlthaten zu überhäufen.

Kathrine mit ihren vollen rothen Wangen und ihren weißen Zähnen lachte über unser sichtliches Behagen, und man kann sagen, daß während des ganzen Essens unsere Sorgen um die Zukunft vergessen waren. Man ließ sich's lustig schmecken und fand, daß alles wohlbestellt sei hienieden.

Erst später, als wir den Kaffee tranken, überkam uns wieder eine gewisse Traurigkeit; ohne zu wissen warum, fing jedes von uns an nachdenklich zu werden. Man wollte nichts von Politik reden, plötzlich aber fragte Tante Gretel selber, was es Neues gebe. Herr Gulden sagte hierauf, der Kaiser wünsche Frieden, und setze sich nur in Vertheidigungszustand, was nöthig sei, um den Feinden zu zeigen, daß wir uns nicht fürchten. Er meinte, jedenfalls würden die Alliirten trotz ihrer schlimmen Absichten nicht wagen, zu uns zu kommen, weil der Schwiegervater Franz, zwar nicht viel, aber doch genug Herz habe, um seinen Tochtermann, seine eigene Tochter und seinen Enkel nicht zum zweitenmal stürzen zu wollen; das wäre unnatürlich, und überdieß würde sich jetzt die Nation in Masse erheben, man würde das Vaterland in Gefahr erklären, und es würde nicht mehr blos einen Soldatenkrieg, sondern einen

Krieg aller Franzosen gegen diejenigen geben, welche sie unterdrücken wollen. Das müsse die Alliirten zur Besinnung bringen ꝛc. —

Er sagte noch vieles andere, dessen ich mich nicht mehr entsinne. Die Tante Gretel hörte zu, ohne zu antworten. Schließlich stand sie auf, öffnete die Kommode und nahm aus einer Schaale ein graues Papier, welches sie Herrn Gulden mit den Worten einhändigte:

„Lesen Sie einmal das, solche Blätter sind im ganzen Lande verbreitet; dieses da habe ich von Herrn Pfarrer Diemer. Sie werden sehen, wie der Friede gesichert ist.“

Herr Gulden hatte seine Brille nicht bei sich, und ich las das Blatt statt seiner. Ich habe seit Jahren alle diese Blätter aufgehoben; sie sind vergilbt, man denkt nicht mehr daran, man spricht nicht mehr davon, und doch ist es immer gut, wenn man so was wieder liest. Wer weiß? Die alten Könige, die alten Kaiser, die bös auf uns zu sprechen waren, sind gestorben, nachdem sie uns alles mögliche Schlimme zugefügt; aber ihre Söhne, ihre Enkel sind immer noch da, und die meinen es auch nicht besonders gut mit uns; was sie einst gesagt haben, können sie jetzt wieder sagen, und die, welche den alten geholfen haben, können auch den neuen wieder helfen. Doch, um wieder auf das Blatt zu kommen, so stand darin:

„Nachdem die verbündeten Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet haben, und auf dem Wiener Kongreß versammelt sind, von der Flucht Napoleon Buonaparte's und seinem bewaffneten Einfall in Frankreich Kunde erhalten haben, sind sie ihrer Würde und dem Interesse der sozialen Ordnung eine feierliche Erklärung darüber schuldig, welchen Eindruck dieses Ereigniß auf sie gemacht hat.

„Durch diesen Bruch des Vertrags, der ihm seinen Aufent-

halt auf der Insel Elba anwies, vernichtet Buonaparte den einzigen gesetzlichen Anspruch, auf den sich seine Existenz gründete; durch sein Wiedererscheinen in Frankreich mit Plänen der Verwirrung und des Umsturzes, hat er sich selbst des Schutzes der Gesetze beraubt und vor der ganzen Welt kund gethan, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand möglich ist."

Die Alliirten machten so zwei volle Seiten lang fort; und diese Leute, welche nichts mit uns gemein hatten, welche unsern Angelegenheiten fremd waren, und welche sich den Titel Vertheidiger des Friedens beilegten, erklärten zuletzt, daß sie sich insgesammt vereinigten, um den Pariser Frieden aufrecht zu erhalten, und Ludwig XVIII. wieder einzusetzen.

Als ich geendet hatte, sah die Tante Herrn Gulden an, und fragte ihn:

„Was denken Sie davon?"

„Ich denke," sagte er, „daß diese Leute nichts nach den Völkern fragen, und daß sie ohne Gnad und Erbarmen das Menschengeschlecht ausrotten würden, um fünfzehn oder zwanzig Familien im Ueberfluß zu erhalten. Ich glaube, daß diese Leute sich als Götter betrachten oder daß sie uns für Thiere halten."

„Gewiß," meinte Tante Gretel, „ich will es nicht in Abrede ziehen; aber all' das ändert daran nichts, daß Joseph wird marschiren müssen."

Ich wurde ganz blaß bei dem Gedanken, daß die Tante recht hatte.

„Ja," sagte Herr Gulden, „ich weiß es seit einigen Tagen und hört, was ich gethan habe. Sie haben ohne Zweifel vernommen, Mutter Gretel, daß man große Werkstätten zur Reparatur der Gewehre errichtet. Eine solche befindet sich im Arsenal zu Pfalzburg, aber es fehlt an guten

Arbeitern. Natürlich leisten die guten Arbeiter dem Staate ebensoviel Dienste, wenn sie Gewehre repariren, als diejenigen, welche ins Feld ziehen; sie haben mehr zu schaffen, setzen aber wenigstens ihr Leben nicht auf's Spiel und bleiben zu Hause. Ich ging also sogleich zum Artillerie-Major, Herrn v. Montravel, und stellte die Bitte, daß Joseph als Arbeiter angenommen werden möchte. Die Ausbesserung eines Flintenschlosses ist für einen Uhrmacher eine Kleinigkeit; Herr v. Montravel ging sogleich darauf ein. Hier ist sein Befehl," schloß er, indem er ein Papier aus der Tasche zog und es uns zeigte.

Ich fühlte mich wie neu geboren und rief:

„Ach, Herr Gulden, Sie sind mehr als unser Vater, Sie retten mir das Leben."

Kathrine aber, welche schon lange athemlos vor Angst dastand, ging rasch hinaus, während Tante Gretel aufstand, Herrn Gulden noch einmal küßte und sprach:

„Ja, Sie sind der brävste Mann, den es giebt . . . ein gescheidter Mann . . . ein geistreicher Mann . . . Ach! wenn alle Jakobiner Ihnen glichen, die Frauen würden nur noch Jakobiner heirathen wollen."

„Aber es war ja ganz einfach," sagte er.

„Nein . . . nein . . . es ist nicht ganz einfach; Ihr gutes Herz ist's, das Ihnen gute Gedanken eingibt."

Ich konnte vor Staunen und Freude kein Wort herausbringen und ging, während die Tante redete, in den Garten, um Luft zu schöpfen. Da stand Kathrine, hinter dem Backofen, und zerfloß in Thränen.

„Ach!" sagte sie, „jetzt ist mir's wieder leicht um's Herz . . . erst jetzt komm ich wieder zu mir."

Ich küßte sie in tiefster Rührung. Ich begriff was sie seit einem Monat hatte leiden müssen; aber das muthige Weib

hatte mir ihre Angst verborgen, denn sie wußte, daß ich selber genug hatte. Wir blieben fast eine Viertelstunde da, um unsre Thränen zu trocknen, und als wir dann zurückkamen, sagte Herr Gulden:

„Nun Joseph, morgen mußt du eintreten; du mußt dich früh aufmachen; es wird dir nicht an Arbeit fehlen.“

Wie glücklich war ich in dem Gedanken, nicht fort zu müssen. Ach! ich hatte noch andere Gründe, die mich hielten. Kathrine und ich, wir hofften etwas! . . . Mein Gott! mein Gott! die, welche das nicht selbst erlebt haben, werden nie wissen, was ein Menschenherz tragen kann, und welche Last ihm eine einzige gute Nachricht vom Herzen nimmt.

Wir blieben noch ungefähr eine Stunde in Vierwinden, dann gingen wir eben als man aus der Vesper kam, mit einbrechender Nacht in die Stadt zurück.

Die Tante Gretel begleitete uns bis zur äußeren Post, und gegen 7 Uhr stiegen wir unsere Treppe hinauf.

So wurde die Einigkeit zwischen Tante Gretel und Herrn Gulden wieder hergestellt. Seither besuchte sie uns wieder so oft wie früher. Ich ging alle Tage ins Arsenal und arbeitete an der Reparatur der Flintenschlösser. Schlag 12 Uhr ging ich nach Hause zum Mittagessen. Um 1 Uhr kehrte ich wieder zurück bis 7 Uhr. Ich war Soldat und Arbeiter zugleich, vom Verles dispensirt, aber mit Arbeit überhäuft. Wir hofften, ich werde schlimmsten Falls in dieser Stellung bleiben bis zum Ende des Kriegs, wenn er je ausbrechen sollte, was man noch gar nicht bestimmt wußte.

XIV.

Unsere Hoffnung war wieder ein wenig gestiegen, seitdem ich im Arsenal arbeitete; doch waren wir immer noch unruhig, denn Hunderte von Beurlaubten, von alten Soldaten, welche für einen Feldzug wieder angeworben worden waren, und von Rekruten passirten die Stadt mit dem Tornister auf dem Rücken in ihren Bauernkleidern. Sie riefen alle, es lebe der Kaiser! und sahen sehr aufgeregt aus.

Im großen Rathhaussaal erhielten die einen eine Soldatenmütze, die andern einen Tschako, wieder andere Epauletten, Gamaschen, Schuhe auf Kosten des Departements. So ausgerüstet zogen sie weiter, um zur Armee zu stoßen, und ich wünschte ihnen glückliche Reise.

Alle Schneider der Stadt hatten die Verfertigung von Uniformen im Akkord übernommen, die Gendarmen traten ihre Pferde ab, um die Kavallerie wieder beritten zu machen, und der Herr Bürgermeister, Baron Parmentier, feuerte die jungen Leute von 16 bis 17 Jahren an, in das Streifkorps des Oberst Brice einzutreten, welches die Uebergänge der Zorn, Zinzel und Saar vertheidigen sollte. Der Herr Baron stand im Begriff zum Maifeld abzureisen; das verdoppelte seine Begeisterung.

„Geht! haltet euch tapfer!“ rief er ihnen zu, indem er von den Römern sprach, welche für das Vaterland gekämpft.

Ich dachte, als ich ihn so hörte:

„Wenn du das so schön findest, warum gehst du nicht selbst mit?“

Man kann sich denken, mit welchem Eifer ich im Arsenal arbeitete; nichts war mir zu viel, ich hätte Tag und Nacht

damit zugebracht, Gewehre auszubessern, Bajonette gerade zu machen und Schrauben anzutreiben. Als der Major von Montravel uns besuchte, war er ganz verwundert und sagte:

„Nun, das freut mich, so ist's recht! Ich bin mit Ihnen zufrieden, Berthold."

Diese Worte erfüllten mich mit Freude, ich ermangelte nicht, sie Kathrinen zu hinterbringen, um ihren Muth aufzurichten; wir glaubten fast gewiß, daß Herr von Montravel mich in Pfalzburg behalten werde.

Die Zeitungen sprachen nur noch von der neuen Verfassung, welche man die Additionalakte nannte und von dem Maifeld. Herr Gulden fand immer etwas auszusetzen, bald an dem einen, bald an dem andern Artikel; aber ich mischte mich nicht mehr in diese Angelegenheiten; ich bereute es sogar gegen die Prozessionen und Bußübungen geeifert zu haben; ich hatte die Politik gründlich satt.

Das währte bis zum 23. Mai. An diesem Tage war ich gegen 10 Uhr Vormittags im großen Saal des Arsenals damit beschäftigt, Flinten in Kisten zu verpacken. Beide Flügel des Hauptthors standen offen; die Trainsoldaten warteten mit ihren Gepäckwagen vor dem Kugelpark, um die Kisten aufzuladen. Ich nagelte die letzte zu, als mir der Generalstabsaufwärter Rubert auf die Schulter klopfte und ganz leise sagte:

„Berthold, der Major von Montravel wünscht Sie zu sprechen, er ist im Nebenbau."

Was hatte mir der Major zu sagen? Ich wußte von nichts, hatte aber gleich Angst. Trotzdem machte ich mich sofort auf, schritt über den großen Hof, der Lafettenremise zu, stieg die Treppe hinauf und klopfte leise an:

„Herein!" rief der Major.

Ich öffnete, am ganzen Leib zitternd, die Mütze in der Hand. Der Major von Montravel war ein Mann von hohem Wuchs, mager und braun, mit etwas vorwärts geneigtem Kopf. Er ging auf und ab zwischen seinen Büchern, Karten und seinen an der Wand hängenden Waffen.

„Ah! Sie sind's, Berthold," sagte er, als er mich sah, „ich habe Ihnen eine unangenehme Nachricht mitzutheilen: Das dritte Bataillon, zu dem Sie gehören, kommt nach Metz."

Als ich diese schreckliche Nachricht vernahm, drehte sich mir das Herz im Leib um, und ich konnte nichts antworten.

Der Major sah mich an.

„Lassen Sie sich's nicht zu sehr anfechten," sagte er einen Augenblick darauf, „Sie sind seit einigen Monaten verheirathet, und zudem ein guter Arbeiter, das verdient Berücksichtigung. Geben Sie diesen Brief dem Oberst Desmichels im Arsenal zu Metz, er ist ein Freund von mir und wird Ihnen in einer seiner Werkstätten Beschäftigung geben, verlassen Sie sich darauf!"

Dankend nahm ich den Brief, den er mir darbot und ging ganz bestürzt fort. Zu Hause plauderten Zebedäus, Herr Gulden und Kathrine mit einander in der Werkstatt; tiefer Kummer stand auf ihren Gesichtern geschrieben, sie wußten schon alles.

„Das dritte Bataillon kommt fort," sagte ich beim Eintritt in's Zimmer, „aber es thut nichts; der Herr Major von Montravel hat mir soeben diesen Brief an den Arsenaldirektor in Metz gegeben. Habt keine Sorge, ich muß nicht mit in's Feld."

Es war mir, als müßte ich ersticken. Herr Gulden nahm den Brief und sagte:

„Er ist offen, damit wir ihn lesen können.“

Hierauf las er den Brief, worin Herr von Montravel mich seinem Freunde empfahl, indem er sagte, ich sei verheirathet, ein geschickter, fleißiger Arbeiter, für meine Familie unentbehrlich und werde dem Arsenal wesentliche Dienste leisten. Man konnte nicht günstiger schreiben.

Zebedäus rief: „Nun bist du deiner Sache sicher!“

„Ja,“ sagte Herr Gulden, „nun kannst du im Arsenal in Metz bleiben.“

Und Kathrine küßte mich, todesblaß, und sagte:

„Welches Glück, Joseph!“

Alle thaten, als glaubten sie, daß ich in Metz bleiben werde, und ich wollte ihnen auch meine Angst verhehlen. Aber es war mir weh um's Herz, und ich konnte das Weinen beinahe nicht verhalten; zum Glück kam mir der Gedanke, nach Vierwinden zu gehen und der Tante Gretel die Nachricht zu bringen.

„Hört,“ sagte ich, „obgleich es nicht auf lange ist, und ich in Metz bleiben darf, so muß ich die gute Nachricht doch der Tante Gretel melden. Heute Abend zwischen fünf und sechs Uhr bin ich wieder da; inzwischen kann Kathrine meinen Tornister packen und dann essen wir zu Nacht.“

„Ja, geh' Joseph!“ sagte Herr Gulden.

Kathrine sagte nichts, denn sie mußte sich zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Ich lief davon, wie verrückt. Zebedäus, der in die Kaserne zurückging, benachrichtigte mich unter der Hausthüre, daß der Montirungsoffizier auf dem Rathhaus sei, und daß ich bis gegen fünf Uhr dort erscheinen müsse. Ich hörte seine Worte wie im Traum und stürzte dann zur Stadt hinaus. Auf den Wällen rannte ich wie blind in die bedeckten Gänge und lief an dem Brunnen

von Trois-Chateaux vorbei, nach den „Baracken" hinauf und den Wald entlang, um nach Vierwinden zu gelangen. Die Gedanken, welche mir durch den Kopf fuhren, sind nicht zu beschreiben; ich war von Sinnen, ich hätte laufen mögen bis in die Schweiz. Aber das Schlimmste war, als ich auf dem Fußweg von Dann gegen Vierwinden kam. Es mochte drei Uhr sein; die Mutter Gretel, welche hinten im Garten ihren Bohnen Stecken gab, hatte mich von weitem gesehen. Sie hatte sich gesagt:

„Aber das ist ja Joseph! Was thut denn der mitten im Kornfeld?"

Einmal in dem ausgefahrenen, sandigen Hohlweg, den die Sonne heizte wie einen Ofen, ging ich langsam und gesenkten Hauptes hinauf und dachte: „Du hast das Herz nicht, hinein zu gehen!" als mir auf einmal hinter der Hecke die Tante rief: „Bist du's, Joseph?" Ich zitterte. „Ja, ich bin's," antwortete ich.

Sie kam hinter dem Holunder am Haus hervor, und als sie mich ganz bleich dastehen sah, sagte sie:

„Ich weiß, warum du kommst, mein Kind; du mußt fort, nicht wahr?"

„Oh," erwiderte ich, „mich behält man im Arsenal zu Metz . . . die andern müssen fort, ich darf in Metz bleiben, es ist ein rechtes Glück!"

Sie sagte nichts. Wir traten in die Küche hinein, wo es sehr kühl war, denn draußen war eine große Hitze. Sie setzte sich, und ich las ihr den Brief des Majors vor. Sie hörte zu und sagte:

„Ja, das ist ein rechtes Glück!"

Wir sahen einander starr an, ohne ein Wort zu sprechen, dann nahm sie meinen Kopf zwischen beide Hände und küßte

mich lange, und ich sah, daß sie heiße Thränen vergoß, ohne einen Seufzer auszustoßen.

„Warum weinen Sie?“ sagte ich endlich. „Ich bleibe ja in Metz! . . .“

Sie gab mir keine Antwort, ging in den Keller und holte Wein. Sie schenkte mir ein und fragte:

„Was sagt Kathrine?“

„Sie ist froh, daß ich im Arsenal bleibe,“ sagte ich, „und Herr Gulden ebenfalls.“

„Das ist gut,“ sagte sie. „Richtet sie dir her, was du brauchst?“

„Ja, Tante Gretel, und ich muß vor fünf Uhr auf dem Rathhaus sein, um meine Uniform in Empfang zu nehmen.“

„Nun, so sei's!“ sagte sie, „komm', gib mir einen Abschiedskuß . . . Ich werde nicht in die Stadt gehen! . . . ich will lange leben. Kathrine braucht mich.“

Sie fing an laut zu weinen, aber plötzlich faßte sie sich und fragte:

„Um wie viel Uhr marschirt ihr ab?“

„Morgen früh um sieben Uhr, Mutter Gretel.“

„Gut! um acht Uhr werde ich hineinkommen . . . Du wirst schon weit weg sein . . . aber du weißt dann wenigstens, daß die Mutter deiner Frau da ist . . . daß sie ihre Tochter wieder zu sich nimmt . . .“

Bei diesen Worten fing das entschlossene Weib an zu schluchzen. Sie begleitete mich hinaus bis an die Straße und ich ging fort. Ich hatte keinen Tropfen Blut mehr in den Adern. Ich kam Schlag fünf Uhr vor dem Rathhaus an, und ging hinauf; ich sah jenen Saal wieder, wo ich's verloren hatte, diesen verdammten Saal, in welchem jedermann schlechte Nummern zog. Ich erhielt Mantel, Rock, ein Paar Hosen,

Gamaschen und Schuhe. Zebedäus, welcher mich hier erwartete, ließ mir durch einen seiner Füsiliere alles nach der Kaserne bringen.

„Du mußt frühe kommen und das anziehen," sagte er zu mir; „deine Flinte und Patrontasche sind auf dem Gewehrständer seit heute Morgen."

„Komm mit mir," sagte ich zu ihm.

„Nein," erwiderte er, „der Anblick Kathrinen's zerreißt mir das Herz; auch muß ich bei meinem Vater bleiben. Wer weiß, ob ich den guten Alten über's Jahr noch finde? Ich habe versprochen, mit euch zu Nacht zu speisen, aber ich werde nicht kommen."

So mußte ich allein heimgehen. Mein Tornister war parat; mein alter Tornister, das einzige, was ich von Hanau noch mitgebracht, und der mir im Bagagewagen als Kopfkissen gedient hatte. Herr Gulden arbeitete. Er kehrte sich um, ohne ein Wort zu sagen.

„Wo ist denn Kathrine?" fragte ich.

„Sie ist oben."

Ich dachte mir wohl, daß sie weinte, und wäre gerne hinaufgegangen, aber Kraft und Muth fehlten mir. Ich erzählte Herrn Gulden, wie es in Vierwinden gegangen war; dann saßen wir in Gedanken versunken einander gegenüber und wagten nicht, uns anzusehen. — Die Nacht brach an, und es war schon dunkel, als Kathrine herunterkam. Sie deckte den Tisch im Finstern; als sie fertig war, nahm ich sie bei der Hand und setzte sie auf meinen Schooß; so blieben wir fast noch eine halbe Stunde.

„Zebedäus kommt nicht?" fragte Herr Gulden.

„Nein, er hat Dienst."

„Dann wollen wir essen!"

Aber niemand hatte Hunger. Kathrine deckte gegen neun Uhr den Tisch ab, und wir gingen zu Bett. Es war die schrecklichste Nacht meines Lebens. Kathrine war wie todt, ich rief ihr, sie gab keine Antwort. Um Mitternacht weckte ich Herrn Gulden. Er kleidete sich an und kam herauf. Wir gaben ihr Zuckerwasser zu trinken. Sie kam wieder zu sich und stand auf. Ich kann euch nicht alles sagen, ich weiß nur, daß sie sich auf meinen Schooß setzte und mich bat, sie nicht zu verlassen, als ob ich's freiwillig gethan hätte; aber sie war von Sinnen. Herr Gulden wollte einen Arzt holen, aber ich gab es nicht zu. Gegen Morgen erholte sie sich vollkommen, weinte lange und schlief endlich in meinem Arm ein. Sachte schlichen wir hinaus, ohne daß ich sie auch nur noch einmal zu küssen wagte. In solchen Augenblicken empfindet man so recht das Elend des Lebens und denkt: „Mein Gott, warum bin ich auf die Welt gekommen! Warum ließest du mich nicht schlafen in alle Ewigkeit. Was hab ich gethan vor meiner Geburt, womit hab ich's verdient, diejenigen, welche ich liebe, leiden zu sehen ohne meine Schuld? Aber Gott thut ja so etwas nicht; die Menschen sind's, die einem das Herz aus dem Leib reißen!"

Endlich waren Herr Gulden und ich unten.

„Sie schläft," sagte er, „sie weiß von nichts . . . es ist ein Glück . . . Du kannst gehen, während sie noch schlummert."

Ich dankte Gott, daß sie eingeschlafen war. Sinnend saßen wir da und horchten auf jeden Laut; jetzt wurde zum Verles getrommelt. Herr Gulden blickte mich ernst an, und wir standen auf. Er nahm den Tornister und half mir schweigend ihn umhängen.

„Joseph," sprach er, „geh' zu dem Arsenaldirektor in Metz, aber verlaß dich auf nichts. Die Gefahr ist so groß,

daß Frankreich alle seine Söhne zu seiner Vertheidigung braucht. Denn diesmal handelt es sich nicht darum, fremdes Gut zu holen, sondern unser eigenes Land zu retten. Denke, daß dein eigenes Glück, wie das deiner Frau, daß das Theuerste, was du auf Erden hast, auf dem Spiel steht. Ich wollt', ich wäre zwanzig Jahre jünger und könnte dich begleiten und dir ein gutes Beispiel geben."

Wir gingen leise die Treppe hinab, küßten uns zum Abschied und ich eilte in die Kaserne. Zebedäus führte mich selbst in meinen Saal und ich zog meine Uniform an. Ich erinnere mich nach so langer Zeit nur noch, daß der Vater Zebedäus da war und meine Kleider in ein Bündel schnürte, um sie nach unserem Abmarsch in meine Wohnung zu bringen; und daß sodann das Bataillon durch das Lanzer Gäßchen zum französischen Thor hinaus abmarschirte.

Einige Kinder liefen hintendrein. Die Wache im Vorwerk trat in's Gewehr. Wir waren auf dem Weg nach Waterloo.

XV.

In Saarburg bekamen wir Quartierzettel; der meinige lautete auf den alten Buchdrucker Jareiß, der Herrn Gulden und die Tante Gretel kannte; er lud mich an seinen Tisch, wie auch meinen neuen Schlafkameraden Johann Busch, den Sohn eines Holzschlitters aus Harberg, der nie etwas anderes als Kartoffeln gegessen hatte, eh' er Rekrut wurde. Er zermalmte das Fleisch, das man uns vorsetzte, mit sammt den Knochen. Ich war so niedergeschlagen, daß mich das Krachen derselben ganz nervös machte. Vater Jareiß wollte mich trösten, aber alles, was er mir sagte, vermehrte nur meinen Kummer.

Den Rest des Tags und die folgende Nacht blieben wir in Saarburg. Tags darauf marschirten wir bis Mezieres, am andern Tag bis Vic und dann bis Solgne; am fünften Tag näherten wir uns endlich Metz. Ich brauche euch unseren Marsch nicht zu schildern: die Soldaten, ganz weiß von Staub, marschiren von Ort zu Ort, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr bequem; sie plaudern, lachen, und schauen sich, wenn's durch ein Dorf geht, die Mädchen, die Karren, die Miststöcke, Scheunen, Einfahrten und Treppen lustig an. Aber wenn man betrübt ist, wenn man Frau und Freunde, die einen lieben und die man vielleicht nie wieder sieht, zu Haus verlassen hat, so geht alles wie Schatten an einem vorüber; hundert Schritt weiter denkt man nicht mehr daran.

Erst der Anblick von Metz mit seinem hohen Dom, seinen alten Häusern und seinen dunkeln Wällen weckte mich aus meinen Träumen. Zwei Stunden bevor wir ankamen, meinten wir hart vor den bedeckten Gängen zu sein. Es war sehr warm, man schritt tapfer aus, um desto früher in den Schatten zu kommen.

Ich erinnerte mich an den Oberst Desmichels; ich hatte eine schwache Hoffnung, sehr schwach, und dachte: „Ach, wenn der Zufall wollte!" Ich griff nach meinem Brief. Zebedäus sprach nicht mehr mit mir; von Zeit zu Zeit wandte er sich um und warf mir einen Blick zu. Es war nicht mehr ganz wie früher; er war Serschant und ich gemeiner Soldat. Natürlich liebten wir uns noch immer, aber es war doch ein Unterschied.

Johann Busch marschirte neben mir, mit gebogenem Rücken und die Füße einwärts, wie ein Wolf. Nur meinte er manchmal, die Schuhe hindern einen auf dem Marsch, man sollte sie bloß zur Parade anziehen. In zwei Monaten hatte

ihn der Instruktor noch nicht dahin gebracht, daß er die Füße auswärts setzte und sich aufrecht hielt; aber in seiner Art marschirte er sehr gut und ohne müde zu werden.

Gegen fünf Uhr Abends langten wir endlich bei den Außenwerken an. Man nahm uns die Parole ab; der wachhabende Hauptmann rief selber: „Passirt!" Die Trommel ertönte und wir zogen in die Stadt ein, die älteste, die ich je sah. Metz liegt am Einfluß der Seille in die Mosel und hat wie Zabern und Buchsweiler alte hölzerne Häuser von vier oder fünf Stockwerken, mit runden und eckigen, großen und kleinen Fenstern neben einander, mit und ohne Läden und mit und ohne Scheiben. Das sieht so alt aus wie die Berge und Flüsse und ganz oben springt das Dach sechs Fuß weit vor und wirft seinen Schatten über die dunkeln Wellen, in denen alte Schuhe, Lumpen und todte Hunde schwimmen.

Blickt man zufällig nach oben, so kann man fast sicher darauf rechnen, in diesen Winkeln hinter einer Dachluke das Gesicht eines alten Juden mit grauem Bart und gebogener Nase oder ein Kind zu sehen, das herauszustürzen droht, oder sonst was ähnliches, denn Metz ist recht eigentlich eine Juden- und Soldatenstadt. Auch an armen Leuten fehlt es nicht; es ist viel ärger als in Mainz, Straßburg und selbst in Frankfurt. Vorausgesetzt, daß sich das alles seither nicht geändert hat; die Leute sehen jetzt mehr auf Bequemlichkeit und Reinlichkeit und die Städte verschönern sich von Tag zu Tag.

Wie wir so an all dem vorbeimarschirten, konnte ich trotz meiner großen Traurigkeit nicht umhin, mir die Gäßchen anzusehen. Die Stadt wimmelte damals von Bürgerwehrmännern; sie kamen von Saarlouis, Longwy und andern Orten; die Soldaten marschirten aus, die Bürgerwehren lösten sie ab.

Wir kamen auf einen Platz, der mit Matratzen, Strohsäcken und anderem Bettzeug ganz bedeckt war, das die Bürger den Truppen lieferten. Vor einer Kaserne, deren Fenster von unten bis oben alle offen standen, wurde Halt gemacht und „Gewehr bei Fuß“ kommandirt. Wir warteten und dachten, in dieser Kaserne einquartirt zu werden; aber nach Verfluß einer Viertelstunde hieß es wieder „Achtung!“ Wir bekamen fünfundzwanzig Sous per Mann und einen Quartierzettel. Dann wurde der Befehl zum Einrücken gegeben und jeder lief seinem Quartier zu. Johann Busch, der noch keine andere Stadt gesehen hatte als Pfalzburg, wich mir nicht von der Seite.

Unser Quartierzettel lautete auf den Metzger Elias Mayer in der Straße Sainte-Valerie.

Als wir vor das Haus kamen, machte der Metzger — der eben unter seinem gewölbten, vergitterten Fenster Fleisch aushieb — ein verdrießliches Gesicht und empfing uns sehr schlecht. Es war ein dicker Jude mit hochrothem, rundem Gesicht, und mit silbernen Finger- und Ohrringen; sein Weib, mager und gelb, kam heraus und schrie, sie hätten gestern und vorgestern Einquartirung gehabt . . . der Rathsschreiber habe es auf sie abgesehen, schicke ihnen alle Tage Soldaten, die Nachbarn bekämen gar keine . . . und so fort. Gleichwohl ließ man uns herein. Die Tochter kam und nahm uns in Augenschein; hinter ihr stand eine dicke schmierige Magd mit ungekämmten Haaren. Ich seh' die Leute noch vor mir in der alten getäferten Stube, von deren Decke eine große kupferne Lampe herabhing, und deren Gitterfenster nach einem engen Hof hinausging. Die Tochter, blaß und schwarzäugig, sprach etwas mit der Mutter, worauf die Magd angewiesen wurde, uns auf den Boden in die Bettlerkammer zu führen; denn

alle Juden haben Bettler, denen sie am Freitag zu essen geben. Mein Kamerad von Harberg fand das ganz in der Ordnung — ich war empört. Gleichwohl stiegen wir hinter der Magd die Wendeltreppe hinan, auf der man vor Schmutz ausglitschte, und gelangten auf den Boden in eine Kammer, die mit Latten verschlagen war, hinter denen man die schwarze Wäsche liegen sah. Das Licht fiel durch ein Deckelfenster herein. Ohne meine große Betrübniß hätte ich den Ort wahrhaft abscheulich gefunden; wir hatten nur einen Stuhl und einen Strohsack auf dem Boden mit einer Decke für beide. Die Magd blieb unter der Thüre stehen und sah uns fragend an, ob wir ihr nicht etwas Schönes zu sagen hätten.

Ich setzte mich und legte meinen Tornister ab, sehr betrübt, wie man sich denken kann; Busch that desgleichen. Die Magd schickte sich an, hinabzugehen, als ich ihr rief:

„Warten Sie einen Augenblick . . . Wir gehen auch hinunter . . . wir wollen den Hals nicht auf der Treppe brechen.“

Nachdem wir Schuhe und Strümpfe gewechselt, schlossen wir die Thüre mit einem Vorlegschloß, gingen in den Metzgerladen hinunter und kauften uns Fleisch. Busch holte Brot bei einem Bäcker in der Nachbarschaft, und da Platz am Herd war, gingen wir in die Küche und machten uns eine Suppe.

Der Metzger kam gegen acht Uhr und setzte sich zu uns, er rauchte aus einem großen Ulmer Kopf; wir waren eben mit dem Essen zu Ende. Er fragte, woher wir seien; entrüstet wie ich war, gab ich ihm keine Antwort, aber Busch sagte, ich sei Uhrmacher in Pfalzburg, worauf er mir etwas mehr Achtung schenkte. Er erzählte, sein Bruder reise im Elsaß und Lothringen auf Uhren, Ringe, Uhrketten und andere Goldschmied- und Bijouterieartikel; er heiße Samuel Mayer und habe vielleicht

auch schon Geschäfte mit uns gemacht. Darauf antwortete ich ihm, ich habe seinen Bruder zwei- oder dreimal bei Herrn Gulden gesehen, und das war so. Darüber befahl er der Magd, uns ein Kissen hinaufzulegen; mehr that er nicht und wir gingen zu Bett.

Die große Müdigkeit ließ uns gar bald einschlafen. Ich nahm mir vor, recht früh aufzustehen und in's Arsenal zu gehen; aber ich schlief noch, als mich mein Kamerad mit dem Ruf anstieß:

„Der Appell!“

Ich horchte auf; man trommelte zum Appell. Wir hatten eben noch Zeit, uns anzukleiden, den Tornister umzuhängen, das Gewehr zu ergreifen und hinabzueilen. Als wir auf dem Kasernenplatz ankamen, begann eben der Verles. Nach diesem fuhren zwei Gepäckwagen vor, und wir faßten fünfzig Patronen per Mann. Der Major Gemeau, der Hauptmann und alle Offiziere waren da. Ich sah, daß alles aus sei, daß ich auf nichts mehr rechnen dürfe, und daß mein Brief an Oberst Desmichels vielleicht gut sei nach dem Feldzug, wenn ich davon komme und meine sieben Jahre ausdienen müsse. Zebedäus sah mich von ferne an; ich wandte mich ab. In diesem Augenblick hieß es:

„Ueber 's G'wehr! Bequem 's G'wehr! Links um, vorwärts, marsch!“

Die Trommler schlugen, wir marschirten ab in gleichem Schritt und Tritt; Dächer, Häuser, Fenster, Gassen und Leute zogen vorüber. Wir kamen über die erste Brücke, sodann über die Zugbrücke. Die Trommeln schwiegen; wir marschirten in der Richtung von Thionville.

Andere Truppen zogen desselben Wegs; Kavallerie und Infanterie.

Wir kamen diesen Abend im Dorf Beauregard, am folgenden im Dorf Vitry bei Thionville an, wo wir bis zum 8. Juni liegen blieben. Ich wohnte mit Busch bei einem dicken Gutsbesitzer Namens Pochon, einem Biedermann, der uns einen guten weißen Wein vorsetzte und gerne politisirte, wie Herr Gulden.

Während unseres Aufenthalts in diesem Dorf kam General Schäffer von Thionville heraus, und wir mußten zu einer Musterung in der Nähe eines großen Hofs, des Silvangerhofs, ausrücken.

Es gibt dort viele Waldungen, und wir gingen unserer mehrere häufig in der Umgegend spazieren. Eines Tages holte mich Zebedäus ab und führte mich in die große Gießerei von Mayeuvre, wo wir Kugeln und Haubitzgranaten gießen sahen. Wir plauderten von Kathrine und von Herrn Gulden; er forderte mich auf, zu schreiben, aber ich fürchtete mich einigermaßen vor Nachrichten von Hause; ich suchte meine Gedanken von Pfalzburg abzulenken.

Am 8. Juni früh Morgens zog das Bataillon von Vitry ab und kam wieder an Metz vorbei, ohne es jedoch zu betreten. Die Thore der Stadt waren geschlossen und Kanonen auf den Wällen, wie in Kriegszeiten.

Wir übernachteten in Chatel, tags darauf in Etain, am dritten Tag in Dannevoux, wo ich zu einem guten Patrioten, Herrn Sebastian Perrin, in's Quartier kam. Es war ein reicher Mann. Er wollte alles genau wissen, und da vor uns schon viele andere Bataillone denselben Weg gekommen waren, sagte er:

„In einem Monat, vielleicht noch früher, werden wir große Dinge erleben . . . Alle Truppen marschiren nach Belgien . . . Der Kaiser will über die Engländer und Preußen herfallen!“

Das war das letzte gute Quartier, das wir hatten, denn andern Tags kamen wir nach Yong, eine schlechte Gegend. Am 12. Juni blieben wir in Vivier, am 13. in Cul-de-Sard über Nacht. Je weiter wir vorrückten, je mehr Truppen begegneten wir, und da ich das von Deutschland her kannte, sagte ich zu meinem Kameraden Johann Busch:

„Jetzt geht's bald los!"

Von allen Seiten, in allen Richtungen rückten unabsehbare Züge Kavallerie, Infanterie und Artillerie vor. Das Wetter war so schön und die Felder standen so prächtig, wie man's nur wünschen konnte; nur war es zu warm. Was mich wunderte, war, daß man keinen Feind zu sehen bekam, weder vorn, noch hinten, weder rechts, noch links. Man wußte nichts. Unter uns hieß es, wir werden diesmal zuerst hinter die Engländer kommen. Ich hatte schon Preußen, Oesterreicher, Russen, Bayern, Württemberger und Schweden gesehen; ich kannte Leute aus aller Herrn Länder, und jetzt sollte ich auch die Engländer kennen lernen. Ich dachte: „wenn man einander doch umbringen muß, sind mir diese so lieb, wie die Deutschen. Wir können unserem Schicksal nicht entgehen; soll ich davon kommen, so komm ich davon; soll ich mein Leben lassen, so ist es eins, ob ich es zu salviren suche oder nicht. Aber doch muß man möglichst viele von den andern umbringen; dadurch gestaltet sich die Sache immerhin günstiger für uns."

Das waren so meine Erwägungen; thaten sie mir nicht wohl, so thaten sie mir doch auch nicht weh.

XVI.

Wir waren am 12. über die Maas gegangen, und setzten am 13. und 14. unseren Marsch fort auf Wegen, die sehr

schlecht waren und sich endlos zwischen den mit Korn, Gerste, Hafer und Hanf bepflanzten Feldern hinzogen. Es war außerordentlich heiß; unter der Last des Tornisters und der Patrontasche lief der Schweiß an mir hinunter. Ach, wie schlimm hat's der Arme, der sich keinen Mann kaufen kann, welcher für ihn marschirt und Flintenschüsse in Empfang nimmt. — Nachdem ich Regen und Wind, Schnee und Koth in Deutschland ertragen, kamen jetzt Staub und Hitze an die Reihe.

Ich sah auch, daß die Entscheidung nahte; man hörte von allen Seiten her nichts als Trommeln und Trompeten; wenn das Bataillon über eine Anhöhe marschirte, erblickte man unabsehbare Reihen von Helmen, Lanzen und Bajonetten. Zebedäus rief mir, das Gewehr auf der Schulter, manchmal lustig zu:

„Nun, Joseph, so werden wir den Preußen doch noch einmal Aug in Aug gegenüberstehen!“ Und ich mußte ihm zur Antwort geben:

„Ja, ja. Der Tanz geht wieder los!“

Als ob es mir recht gewesen wäre, mein Leben einzusetzen und Kathrine frühzeitig zur Wittwe zu machen, wegen Dingen, die mich nichts angingen.

Am selben Tag kamen wir nach Rôly. Es lagen schon Husaren in dem Ort, und wir mußten uns in einem Hohlweg am Fuß eines Hügels lagern.

Unsere Gewehre standen kaum in Pyramiden, als mehrere Oberoffiziere ankamen. — Der Major Gemeau, der eben abgestiegen war, setzte sich wieder zu Pferd und ritt ihnen entgegen; sie sprachen einen Augenblick zusammen und kamen dann in unseren Hohlweg herab, wo sich jeder erwartungsvoll sagte: „es ist was los!“ Einer der Oberoffiziere, General

Pecheux, den wir später kennen lernten, ließ einen Wirbel schlagen und kommandirte: „Einen Kreis!“

Da jedoch der Weg zu enge war, stieg ein Theil der Soldaten den Abhang zu beiden Seiten hinan, die andern blieben unten stehen. Das ganze Bataillon harrte der Dinge, die da kommen sollten; der General entfaltete ein Papier und sprach mit erhobener Stimme: „Proklamation des Kaisers!“

Bei diesen Worten wurde es so still, daß man glaubte, er sei allein auf dem Feld. Alles, vom letzten Rekruten bis zum Major Gemeau horchte auf, und heute noch, nach fünfzig Jahren, wenn ich dran denke, schwillt mir das Herz; es war ein großer, furchtbarer Moment. Der General las:

„Soldaten! Heut ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, wo beidemal das Schicksal Europas entschieden wurde. Damals, wie nach der Schlacht von Austerlitz und von Wagram waren wir zu großmüthig, glaubten wir den Betheurungen und Schwüren der Fürsten, denen wir ihre Throne ließen. Heute jedoch bedrohen sie, untereinander verbündet, die Unabhängigkeit und die heiligsten Rechte Frankreichs. Sie haben einen höchst ungerechten Angriff auf uns unternommen; gehen wir ihnen entgegen: sind sie und wir nicht mehr dieselben Leute?“

Das ganze Bataillon zitterte vor Erregung und brach in den Ruf aus: „Es lebe der Kaiser!“ Der General erhob die Hand, und alles schwieg und lauschte vorgeneigten Hauptes.

„Soldaten! . . . Bei Jena waren wir gegen diese heut so stolzen Preußen einer gegen drei und bei Montmirail einer gegen sechs. Mögen diejenigen von euch, die Gefangene der Engländer waren, den andern eine Schilderung von den Pontons und von den furchtbaren Leiden machen, die sie auf denselben erdulden mußten.

„Die Sachsen, Belgier, Hannoveraner, die Soldaten des Rheinbundes dienen der Sache dieser volks- und freiheitsfeindlichen Fürsten nur mit Widerwillen; sie wissen, daß diese Koalition unersättlich ist: nachdem sie zwölf Millionen Polen, zwölf Millionen Italiener, eine Million Sachsen und sechs Millionen Belgier verschlungen hat, wird sie auch noch die deutschen Mittelstaaten verschlingen.

„Die Thoren! Ein Augenblick des Glücks hat sie verblendet; die Unterdrückung und Demüthigung des französischen Volks geht über ihre Kraft. Wenn sie Frankreichs Boden betreten, werden sie ihr Grab dort finden. Soldaten, wir müssen starke Märsche machen, Schlachten liefern, Gefahren aller Art entgegenziehen, aber Beharrlichkeit wird uns den Sieg erringen; die Menschenrechte und die Wohlfahrt des Vaterlandes werden der Preis desselben sein. Für jeden Franzosen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder unterzugehen.

Napoleon."

Man kann sich keine Vorstellung von dem Jubel machen, der jetzt losbrach; das Herz ging einem auf bei diesem Schauspiel; es war, als hätte uns der Kaiser seinen Schlachtgeist eingehaucht, und wir verlangten nicht mehr und nicht weniger, als alles niederzumetzeln.

Der General war schon lang weiter geritten, als der Lärm noch immer fortdauerte, und ich selber war sogar vergnügt, ich sah, daß alles die reine Wahrheit war, daß die Preußen, die Oesterreicher, die Russen, welche vorher nur von der Befreiung der Völker sprachen, die erste Gelegenheit benützt hatten, um ihnen alles wieder zu nehmen; daß sie all die großen Redensarten von Freiheit, mit denen sie im Jahre 1813 um sich geworfen hatten, um die Jugend gegen uns in's Feld zu

führen, daß sie all ihre Verfassungsversprechungen unbeachtet ließen. Sie waren in meinen Augen Schurken, Leute, welche ihr Wort nicht halten, welche die Völker für Narren und nur einen ganz kleinen, ganz erbärmlichen Gedanken im Kopfe hatten, nämlich den besten Platz inne zu behalten mit ihren Kindern und Kindskindern, mochten diese gut oder böse, gerecht oder ungerecht sein, ohne sich im mindesten um das göttliche Gesetz zu kümmern.

Das war mir klar. Die Proklamation schien mir sehr schön. Ich glaubte sogar, Vater Gulden werde damit wohl zufrieden sein, weil der Kaiser die Menschenrechte nicht vergessen hatte, als da sind: Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und all die großen Ideen, denen es die Menschen danken, daß sie, anstatt es zu machen wie die Thiere, sich gegenseitig achten, und auch die Rechte ihrer Nebenmenschen achten.

Unser Muth war also durch jene tapfern und gerechten Worte sehr gehoben. Die alten Soldaten sagten lachend:

„Diesmal werden wir keine Langweile haben . . . beim nächsten Vormarsch stoßen wir auf die Preußen!“

Die Rekruten aber, die noch keine Kugeln hatten pfeifen hören, freuten sich noch mehr, als die andern. Busch's Augen funkelten, wie die einer Katze; er saß am Rande des Wegs, sein Tornister lag offen auf der Böschung, und langsam zog er auf demselben seinen Säbel ab, wobei er die Schneide von Zeit zu Zeit an der Spitze seines Schuhs probirte. Andere wetzten ihr Bajonett oder brachten ihren Flintenstein in Ordnung, was man im Felde, den Tag vor einem Treffen, immer thut. — In solch einem Augenblick gehen einem tausend Gedanken durch den Kopf, man runzelt die Stirne, man beißt die Lippen übereinander, man schneidet ein böses Gesicht.

Die Sonne ging langsam hinter den Getreidefeldern unter;

einige Abtheilungen holten Holz aus dem Dorfe und brachten Zwiebeln, Lauch, Salz und sogar Kuhviertel mit, die sie an großen Stangen über den Schultern trugen.

Die vergnügten Gesichter mußte man sehen, wenn die Soldaten so um's Feuer her saßen, das Fleisch zu sieden anfing und der Rauch zum Himmel emporwirbelte; der eine sprach von Lützen, der andere von Austerlitz, wieder andere von Wagram, von Jena, Friedland, Spanien, Portugal und von allen Ländern der Welt. Alle sprachen durcheinander; aber man hörte nur auf die Alten, deren Arm mit Borten bedeckt war, die am besten sprachen und alle Stellungen mit dem Finger auf dem Boden zeichneten und erklärten, wie die Abtheilungen dreißig und vierzig Mann hoch rechts und links schwenkten und in die Schlachtordnung einrückten. Man glaubte alles zu sehen, wenn man sie so hörte.

Jeder hatte seinen blechernen Löffel im Knopfloch und dachte: die Fleischbrühe wird gut, es ist ein gutes, fettes Fleisch.

Die Nacht war angebrochen, nach der Vertheilung hatte man Befehl, die Feuer zu löschen und den Zapfenstreich nicht zu schlagen, zum Beweis, daß der Feind nicht weit weg war, und man ihn zu verscheuchen fürchtete.

Der Mond ging auf. Busch und ich aßen aus derselben Schüssel. Als wir fertig waren, erzählte er mir über zwei Stunden lang von dem Leben in Harberg, von der Mühseligkeit, zwei oder drei Klafter Holz auf einmal zu schlitten und von der Gefahr, zerquetscht zu werden, besonders beim Schneeschmelzen. Das Soldatenleben, die guten Schüsseln, das gute Brot, die regelmäßige Portion, die guten, warmen Kleider, die starken grobleinenen Hemden, all das erschien ihm wundervoll. Nie hatte er sich vorgestellt, daß man so gut leben könne, und der einzige Gedanke, der ihn beschäftigte, war, seinen

Brüdern Kaspar und Jakob von seiner guten Lage Nachricht zu geben, um sie zu bestimmen, sich anwerben zu lassen, so bald sie das Alter dazu hätten.

„Ja,“ sagte ich, „das ist schon gut, aber die Russen, die Preußen, die Engländer . . . an die denkst du nicht.“

„Aus denen mach ich mir nichts,“ meinte er, „mein Säbel schneidet wie ein Rasirmesser, und mein Bajonett ist spitz wie eine Nadel. Sie müssen Angst vor mir haben.“

Wir waren die besten Freunde von der Welt; ich liebte ihn fast wie meine alten Kameraden Klüpfel, Fürst und Zebedäus. Er liebte mich ebenfalls sehr; ich glaube, er hätte sich in Stücke hauen lassen, um mir aus der Noth zu helfen. Alte Schlafkameraden vergessen einander nie; zu meiner Zeit erhielt der alte Harwig, den ich später in Pfalzburg kennen lernte, noch eine Pension von seinem alten Kameraden Bernadotte, dem König von Schweden. Wenn ich König geworden wäre, so hätte ich dem Johann Busch auch eine Pension ausgesetzt, denn, wenn er auch keinen großen Geist hatte, so hatte er doch ein gutes Herz, was noch mehr werth ist.

Während wir so miteinander plauderten, klopfte mir Zebedäus auf die Schulter:

„Rauchst du nicht, Joseph?“

„Ich habe keinen Tabak.“

Er gab mir sogleich die Hälfte seines Pakets. Ich sah, daß er mich trotz seines höheren Grads immer noch liebte, und das rührte mich. Er kannte sich nicht mehr vor Freude, bei dem Gedanken, daß es demnächst über die Preußen hergehen sollte.

„Wir wollen ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten!“ rief er, „keinen Pardon! . . . Alles muß heimgegeben werden von der Katzbach bis Soissons.“

Man hätte meinen sollen, diese Preußen und diese Engländer werden sich gar nicht vertheidigen, und wir laufen gar keine Gefahr, Kugeln und Kartätschen in den Leib zu bekommen, wie bei Lützen, Großbeeren, Leipzig und sonst. Aber was kann man Leuten sagen, welche sich an nichts erinnern und alles nur von der schönen Seite sehen? Ich rauchte ruhig meine Pfeife und gab zur Antwort:

„Ja, ja, wir wollen sie herrichten, die Hallunken! Wir wollen sie dazwischen nehmen . . . Es soll scharf hergehen.“

Ich ließ Johann Busch seine Pfeife stopfen, und da wir die Wache hatten, führte Zebedäus gegen neun Uhr die erste Ablösung auf. Ich verließ unseren Kreis und lagerte mich einige Schritte weiter hinten, den Kopf auf dem Tornister, am Rand einer Furche. Das Wetter war so warm, daß man die Grillen noch lange nach Sonnenuntergang musiziren hörte; am Himmel glänzten einzelne Sterne, kein Luftzug ging über die Ebene, die Halme standen aufrecht, und in der Ferne hörte man die Dorfuhren neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr schlagen. Endlich schlief ich ein. Das war in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1815.

Zwischen zwei und drei Uhr morgens weckte mich Zebedäus.

„Auf!“ sagte er, „vorwärts, marsch!“

Busch hatte sich auch neben mir gelagert; wir erhoben uns. Die Reihe der Ablösung war an uns. Es war noch Nacht, aber schon zeichnete sich das Tageslicht in einem hellen Streifen am Horizont, längs der Felder. Dreißig Schritte weiter erwartete uns Leutnant Bretonville mit der Patrouille. Es ist hart, aufstehen zu müssen, wenn man nach einem zehnstündigen Marsch so gut schläft. Noch während wir den Tornister umhängten, waren wir zu der Patrouille gestoßen. Zweihundert Schritte von da, hinter einer Hecke, löste ich die

Schildwache gegenüber dem Dorf Roly ab. Das Feldgeschrei war: „Jemappes und Fleurus!“ Das fällt mir plötzlich ein... wie doch die Erinnerungen Jahre lang in der Seele schlummern! an dieses Feldgeschrei hatte ich seit 1815 nie wieder gedacht.

Ich sehe heute noch die Patrouillen in den Hohlweg zurückkehren, während ich beim Sternenlicht frisches Pulver auf die Pfanne schütte, und höre in der Ferne die andern Schildwachen langsam auf- und abgehen, während die Schritte der Patrouille in dem Einschnitt des Hügels verhallen. Ich ging an der Hecke Gewehr im Arm auf und ab. Das Dorf mit seinen niedern Strohdächern und dem schiefergedeckten Kirchthurm dahinter sah über die Aehren des Feldes herüber. Ein Husar zu Pferde, der mitten auf der Straße Wache stand, blickte, den Karabiner auf den Schenkel gestützt, rings umher. Das war alles, was ich sah.

Lange schilderte ich so, sinnend, horchend und auf- und abgehend. Alles schlief. Der lichte Streif am Himmel wurde größer.

Das dauerte über eine halbe Stunde. Fernhin tauchte das Land im Morgengrauen auf; zwei oder drei Wachteln ließen ihren Lockruf von einem Ende der Ebene zum andern ertönen. Ich blieb in trüben Gedanken versunken stehen und lauschte auf diese Töne, die mich an Vierwinden, Dann und „die Baracken“ vom Eichwald erinnerten; ich dachte: „dort auf unseren Feldern schlagen die Wachteln jetzt auch am Saum des Waldes von la Bonne-Fontaine. Schläft Kathrine . . . und Tante Gretel, und Herr Gulden, und die ganze Stadt? . . . Die Bürgerwehr von Nanzig hat uns jetzt abgelöst!“ Und ich sah die Schildwachen vor den beiden Pulverthürmen und die Wachhäuser an beiden Thoren; unzählige Gedanken stiegen in mir auf, als sich plötzlich aus der Ferne der Huf-

schlag eines Pferdes vernehmen ließ; ich blickte umher, ohne anfangs etwas unterscheiden zu können. Nach einigen Minuten verloren sich die Hufschläge im Dorfe; dann war alles still. Nur ein unbestimmtes Geräusch war vernehmbar. Was hatte das zu bedeuten? Einen Augenblick darauf kam der Reiter im gestreckten Galopp von Roly heraus, und bog auf unseren Weg ein; ich ging bis an den Rand der Hecke vor, machte fertig und rief:

„Wer da?“

„Franzose!“

„Von welchem Regiment?“

„Vom zwölften Jägerregiment . . . Staffette.“

„Passirt!“

Er setzte seinen Weg mit doppelter Geschwindigkeit fort. Ich hörte, wie er mitten in unserem Lager hielt und rief:

„Der Major!“

Ich ging bis auf den Kamm des Hügels vor, um zu sehen, was vorging. Im gleichen Augenblick entstand eine große Bewegung: die Offiziere eilten herbei, der Jäger, immer noch zu Pferd, sprach mit Major Gemeau; auch Soldaten traten näher. Ich horchte, aber die Entfernung war zu groß. Der Jäger ritt wieder weiter, den Abhang hinauf. Alles schien in Aufregung zu sein; man schrie und gestikulirte.

Plötzlich wurde Tagwache geschlagen. Die Ablösung bog um die Ecke des Wegs. Schon von ferne sah ich, daß Zebedäus ganz bleich war.

„Komm!“ sagte er im Vorbeigehen.

Weiter links standen noch zwei Schildwachen. Man darf unter'm Gewehr nicht sprechen, gleichwohl flüsterte mir Zebedäus leise zu:

„Joseph, wir sind verrathen; der General Bourmont,

welcher den Vortrab kommandirt und fünf andere Schurken seines gleichen sind soeben zum Feinde übergegangen.“

Seine Stimme zitterte. Mein Blut kochte, und wie ich die andern von der Ablösung ansah, zwei alte Einsteher, bemerkte ich, daß ihre grauen Schnurrbärte zitterten; ihre Augen rollten schrecklich, als ob sie jemand umbringen wollten, sie sagten aber nichts.

Wir eilten, die beiden andern Schildwachen abzulösen, und als wir einige Minuten später in's Biwak zurückkamen, fanden wir das Bataillon bereits angetreten und zum Abmarsch fertig.

Wuth und Entrüstung waren auf allen Gesichtern zu lesen; die Trommeln wirbelten. Wir traten in's Glied. Der Major und der älteste Hauptmann hielten zu Pferd an der Spitze des Bataillons, bleich wie der Tod. Ich erinnere mich, daß der Major plötzlich den Degen zog und den Trommlern das Zeichen zum Aufhören gab, um etwas zu sprechen. Aber es fiel ihm nichts ein, und plötzlich rief er wie närrisch:

„Ha, Schurken! . . . Ha ihr elenden Chouans! . . . es lebe der Kaiser, keinen Pardon!“

Er stotterte noch einige Worte, die niemand verstand; gleichwohl war das ganze Bataillon der Ansicht, er spreche sehr gut, und alle brüllten zusammen wie die Löwen:

„Vorwärts, vorwärts zum Kampf, keinen Pardon!“

Im Sturmschritt ging's durch das Dorf; alle Soldaten waren wüthend, daß sie nicht sofort die Preußen zu Gesicht bekamen. Erst nach einer Stunde, nachdem jeder sich seine Gedanken gemacht hatte, fing man wieder an zu schimpfen und zu fluchen, erst ganz leise, dann bald ganz laut, so daß zuletzt das ganze Bataillon in Aufruhr zu sein schien. Die Einen meinten, man müsse alle Offiziere Ludwig's XVIII.

umbringen, die Andern, man wolle uns in Masse dem Feind ausliefern; mehrere riefen sogar, die Marschälle seien Verräther, man müsse sie vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen, und dergleichen mehr.

Der Major ließ jetzt halten, ritt die Front entlang und erklärte laut: die Verräther seien zu spät ausgerissen, der Angriff werde noch an diesem Tage erfolgen, und der Feind, der keine Zeit habe, von der Verrätherei Nutzen zu ziehen, werde überrascht und geworfen werden.

Diese Worte beschwichtigten die Wuth der meisten. Man setzte sich wieder in Marsch und wiederholte den ganzen Weg entlang, die Pläne seien zu spät verrathen worden.

Unser Zorn verwandelte sich aber vollends in Freude, als wir plötzlich gegen zehn Uhr in einer Entfernung von fünf oder sechs Stunden zur Linken, jenseits der Sambre, die Kanonen brummen hörten. Die Mannschaft steckte die Tschakos auf die Spitze der Bajonette und alles rief:

„Vorwärts! Es lebe der Kaiser!"

Viele Veteranen weinten vor Rührung. Auf der ganzen großen Ebene hörte man nur Einen ungeheuern Schrei; wenn ein Regiment schwieg, fing das andere wieder an. Der Kanonendonner rollte fortwährend; wir beschleunigten unsern Marsch, und nachdem wir sieben Stunden lang in der Richtung von Charleroi marschirt waren, erhielten wir plötzlich durch eine Staffette den Befehl, rechts abzuschwenken.

Ich erinnere mich auch noch, daß in allen Dörfern, durch die wir kamen, Männer, Weiber und Kinder am Fenster und unter der Hausthüre standen und mit ausgestreckten Armen freudig riefen: „Die Franzosen! die Franzosen!"

Man sah, daß die Leute uns liebten, daß sie dasselbe Blut in den Adern hatten, wie wir, und beidemale, da wir

Halt machten, kamen sie sogar mit ihrem guten Hausbrod, in dem schon das Messer steckte, und mit großen Krügen Braunbier, das sie uns boten, ohne etwas dafür zu verlangen. Wir kamen eigentlich als Befreier hierher, ohne es zu wissen. Auch in der Gegend selber wußte vorher niemand etwas davon; ein Beweis von der Klugheit des Kaisers, daß unser schon mehr als hunderttausend Mann in dieser Ecke der Sambre und Maas beisammen waren, ohne daß die Feinde die mindeste Kunde davon bekommen hatten.

Bourmont's Verrath hinderte uns, sie in ihren Kantonirungen zerstreut zu überfallen; alles wäre mit einem Schlag beendigt gewesen, jetzt war es viel schwerer, sie zu vernichten.

Wir setzten unsern Marsch den ganzen Nachmittag in der großen Hitze und im Straßenstaub fort. Je weiter wir kamen, je mehr andere Regimenter, Infanterie und Kavallerie, bekamen wir zu Gesicht. Man häufte sich so zu sagen mehr und mehr an, denn hinter uns kamen wieder andere. Gegen fünf Uhr langten wir in einem Dorfe an, wo die Bataillone und Schwadronen über eine Brücke von Backsteinen passirten. Als wir durch das Dorf gingen, welches von unserer Vorhut genommen worden war, sahen wir rechts und links in den Gäßchen einige gefallene Preußen liegen. Ich sagte zu Johann Busch:

„Da, das sind Preußen; ich hab' ihrer nicht wenige bei Lützen und Leipzig gesehen, und du wirst bald auch welche zu sehen kriegen.“

„Um so besser,“ meinte er, „mehr verlang' ich nicht.“

Das Dorf, durch das wir zogen, hieß Chatelet; der Fluß war die Sambre, ein gelbes, lehmiges Wasser und tief; wer das Unglück hat, da hineinzufallen, kommt schwer wieder heraus, denn die Ufer sind steil; wir haben das später kennen gelernt.

Jenseits der Brücke lagerten wir uns dem Flusse entlang; wir bildeten nicht ganz den Vortrab, denn vor uns waren Husaren hinübergegangen; aber wir waren die erste Infanterie des Gerard'schen Korps.

Den ganzen Abend zog das vierte Korps über die Brücke und wir erfuhren nachts, daß die Armee über die Sambre gegangen sei, und daß man sich bei Charleroi, in Marchiennes und in Jumet geschlagen habe.

Auf dem jenseitigen Ufer der Sambre angekommen, stellten wir in einem Baumgarten die Gewehre in Pyramiden und jeder konnte seine Pfeife anzünden, ausschnaufen und zusehen, wie Husaren, Jäger, Artillerie und Infanterie einandernach über die Brücke zogen und in der Ebene Stellung nahmen.

In unserer Front lag ein Buchenwald, der sich Fleurus zu wohl drei Stunden lang hinzog. Man sah in demselben große gelbe Stellen, es waren Brach- und Getreidefelder, anstatt der Brombeeren, des Ginsters und Haidekrauts, wie bei uns. Etlich und zwanzig alte baufällige Häuser lagen über der Brücke hüben, denn Chatelet ist ein großes Dorf, größer als die Stadt Zabern.

Zwischen den vorüberziehenden Bataillonen und Schwadronen liefen immer auch Frauen und Kinder mit Doppelbier, Brod und starkem Branntwein, den sie uns um einige Sous verkauften. Busch und ich theilten ein Stück Brod, wobei wir diesem Treiben zusahen und sogar mit den Mädchen schäckerten, welche in dieser Gegend blond und sehr hübsch sind. Ganz in unserer Nähe sah man das Dörfchen Catelineau liegen und links davon in weiter Ferne, zwischen dem Wald und Fluß, das Dorf Gilly.

Das Schießen, der Kanonendonner und das Rottenfeuer dauerte in dieser Richtung ununterbrochen fort.

Bald erfuhr man, daß die Preußen, vom Kaiser aus Charleroi geworfen, sich am Waldeck in Vierecken aufgestellt hatten. Jeden Augenblick erwartete man Befehl zum Abmarsch zu bekommen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Zwischen sieben und acht Uhr ließ jedoch das Schießen nach; die Preußen hatten sich auf Fleurus zurückgezogen; nachdem sie eins ihrer Karree verloren, hatte sich der Rest in den Wald gerettet, und wir sahen zwei Regimenter Dragoner ankommen. Sie nahmen rechts von uns, an der Sambre hin, Stellung.

Gleich darauf verbreitete sich das Gerücht, der Gardegeneral Le Tort habe eine Kugel in den Unterleib bekommen, in derselben Gegend, wo er in seiner Jugend das Vieh eines Gutsbesitzers gehütet hatte. Wie viel Ueberraschendes begegnet einem doch im Leben! Dieser General hatte zwanzig Jahre lang in ganz Europa gekämpft und nun ereilte ihn der Tod gerade an dieser Stelle.

Es mochte etwa abends acht Uhr sein und man glaubte, wir werden bis nach dem Uebergang unserer drei Divisionen in Chatelet bleiben. Ein alter, kahlköpfiger Bauer in blauer Bluse und Zipfelmütze, mager wie eine Ziege, der sich zu uns fand, sagte dem Kapitän Gregoire, daß jenseits des Waldes in einer Mulde das Dorf Fleurus, und rechts davon das kleinere Lambusart liege, daß seit wenigstens drei Wochen Preußen in diesen Dörfern im Quartier und daß gestern und vorgestern noch mehr dazu gekommen seien. Er sagte uns ferner, daß längs einer weißen mit Bäumen besetzten Heerstraße, die sich zur Linken wenigstens zwei Stunden lang kerzengerade hinzog, die Belgier und Hannoveraner Posten in Gosselies und Quatrebras stehen hätten, daß dies die Hauptstraße nach Brüssel sei, wo die Engländer, Hannoveraner und Belgier ihre sämmtlichen Streitkräfte zusammengezogen hätten, während die Preußen

vier oder fünf Stunden weiter rechts die Straße nach Namur besetzt hielten; daß sich zwischen ihnen und den Engländern von der Höhe von Quatrebras bis zur Höhe von Ligny hinter Fleurus eine gute Straße hinziehe, auf der ihre Staffetten von Morgens bis Abends hin- und hergehen, so daß die Engländer so von den Preußen, und die Preußen von den Engländern fortwährend Nachricht hätten und sie einander unterstützen können, indem sie sich Mannschaft, Kanonen und Munition auf dieser Straße senden.

Natürlich kam mir bei dieser Erzählung sogleich der Gedanke, daß wir nichts Besseres thun könnten, als diese Verbindungslinie nehmen, um es ihnen unmöglich zu machen, sich gegenseitig auszuhelfen; das lag sehr nahe, und ich war nicht der Einzige, dem dieser Gedanke kam; aber keiner sprach es aus, weil man den Alten nicht unterbrechen wollte. Nach Verlauf von fünf Minuten stand das halbe Bataillon um ihn her; er rauchte aus einer irdenen Pfeife und deutete mit dem Rohr nach den Stellungen hin; da er den Botendienst zwischen Chatelet, Fleurus und Namur versah, kannte er die Gegend sehr genau und sah täglich, was vorging. Er beschwerte sich über die Preußen und sagte, sie seien stolz, übermüthig und den Weibern gefährlich; man könne sie nie zufrieden stellen, und die Offiziere rühmten sich, uns von Dresden bis Paris vor sich hergetrieben zu haben wie Hasen.

Das ärgerte mich, ich wußte, daß sie zwei gegen einen bei Leipzig waren, daß Russen, Oesterreicher, Sachsen, Bayern, Württemberger, Schweden, ganz Europa über uns hergefallen, als drei Viertheile unserer Armee am Typhus und in Folge von Kälte, Hunger und starken Märschen krank lagen, daß wir sie gleichwohl bei Hanau über den Haufen geworfen und in der Champagne, im Elsaß, in den Vogesen und sonst noch

oft genug, einer gegen drei, geschlagen hatten. Diese preußischen Prahlereien empörten mich und die ganze Bande wurde mir zuwider.

Der Alte erzählte auch, die Preußen wiederholten unaufhörlich, sie werden bald wieder nach Paris marschiren, um sich gütlich zu thun und die guten französischen Weine zu trinken; die französische Armee sei nur eine Räuberbande.

Als ich das hörte, schwur ich mir zu: „Joseph, das ist denn doch zu stark, mit denen kannst du keine Gnade und kein Erbarmen haben.“

Eben schlug es in Chatelet halb zehn Uhr, die Husaren bliesen Retraite, und jeder legte sich hinter einer Hecke, einem Bienenstand oder in einer Furche zum Schlafen nieder, als der Brigadegeneral Schäffer kam und das Bataillon beorderte, sich als Vorhut auf die andere Seite des Waldes zu begeben. Ich sah sogleich ein, daß unser unglückliches Bataillon immer im Vortrab sein werde, wie im Jahr 1813. Es ist traurig für ein Regiment, berühmt zu sein; die Mannschaft wechselt, aber die Nummer bleibt. Das sechste leichte hatte eine sehr gute Nummer und ich wußte, was es kostet, eine so gute Nummer zu haben! Diejenigen von uns, welche Lust zum Schlafen hatten, blieben nicht lange schläfrig, denn wenn man weiß, daß der Feind ganz in der Nähe ist und man sich sagen muß: „die Preußen liegen vielleicht in dem Wald da im Hinterhalt und erwarten dich,“ so macht man die Augen auf. Einige Husaren ritten rechts und links von der Straße als Vorhut dem Zug voraus. Wir marschirten im gewöhnlichen Schritt, die Hauptleute vor den einzelnen Kompanien, und Major Gemeau ritt auf seinem Grauschimmelchen in der Mitte des Bataillons.

Vor dem Abmarsch hatte der Mann seinen dreipfündigen

Laib Brod und zwei Pfund Reis erhalten. So begann der Feldzug für uns.

Es war eine prächtige Mondnacht, die ganze Gegend, selbst der Wald, der in einer Entfernung von drei Viertelstunden vor uns lag, war wie mit Silber übergossen. Unwillkürlich dachte ich an den Wald bei Leipzig, wo ich mit zwei preußischen Husaren in eine Lehmgrube fiel, während der arme Klipfel nicht weit davon in tausend Stücke gehauen wurde. Diese Erinnerung ließ mich aufpassen. Niemand sprach, sogar Busch hielt den Kopf grade und biß die Zähne zusammen und auch Zebedäus, der auf dem linken Flügel der Kompanie marschirte, sah nicht zu mir herüber, sondern wie jedermann in den Schatten der Bäume. Wir brauchten fast eine Stunde bis zum Wald; zweihundert Schritte davon wurde Halt kommandirt, die Husaren zogen sich auf die Flügel des Bataillons zurück, und eine Kompanie wurde als Plänklerkette in den Wald geschickt. Man wartete ungefähr fünf Minuten lang und da sich kein Geräusch hören ließ und keine Meldung kam, setzte man sich wieder in Marsch. Der Weg, den wir in diesem Wald einschlugen, war ein ziemlich breiter Fahrweg. Die Kolonne marschirte im Schatten, doch jeden Augenblick gaben große Lichtungen Luft und Helle. Dann und wann kam man auch an frischen Schlägen vorüber, das neu gespaltene Holz, zwischen Stangen aufgeklaftert, schimmerte weiß herüber. Im übrigen war nichts zu hören noch zu sehen. Busch sagte ganz leise zu mir: „das Holz riecht doch zu gut, es ist wie im Harberg."

Ich aber dachte, der Geruch des Holzes ist mir sehr gleichgiltig, wenn's nur keine Flintenschüsse absetzt, das ist die Hauptsache. Nach Verfluß von zwei Stunden wurde es wieder licht im Hintergrund des Gehölzes, und wir kamen glücklich

und ohne ein Begegniß auf der andern Seite an. Die Husaren, die uns begleitet hatten, kehrten augenblicklich um, und das Bataillon nahm Gewehr bei Fuß.

Wir waren in einer Korngegend, wie ich nie eine gesehen habe. Der Weizen blühte und war noch ein wenig grün, die Gerste war schon fast reif. Das dehnte sich unabsehbar aus. Wir sahen uns alle in tiefster Stille um, und da überzeugte ich mich, daß uns der Alte nicht getäuscht hatte, denn im Grund einer Mulde, zweitausend Schritt vor uns, erhob sich hinter einer kleinen Anhöhe die Spitze eines alten Kirchthurms und einige schiefergedeckte Giebel, die vom Mond beschienen waren. Das mußte Fleurus sein. Näher gegen uns her, zu unserer Rechten, sah man Hütten, einige Häuser und einen zweiten Kirchthurm; das war ohne Zweifel Lambusart. Viel weiter weg aber, am Ende der großen Ebene, mehr als eine Stunde hinter Fleurus, wurde das Terrain hügelig und wellenförmig und auf den Hügeln leuchteten unzählige Feuer. Man konnte deutlich drei große Dörfer unterscheiden, die sich von der Linken zur Rechten auf diesen Höhen hinzogen, und wovon das nächste, wie wir später erfuhren, Saint Amand, das in der Mitte Ligny und das in der Ferne, wenigstens zwei gute Stunden weit, Sombref war. Man sah das besser als bei hellem Tag wegen der feindlichen Lagerfeuer.

Die preußische Armee lag da in den Häusern, Gärten und auf den Feldern und hinter diesen drei in gerader Linie liegenden Dörfern zeigte sich weiter oben und weiter entfernt, links, noch eins, wo ebenfalls Feuer glänzten; es war Bry, da mußten die Hallunken ihre Reserve stehen haben.

All das begriff ich sehr gut, und ich sah auch, daß es sehr schwer zu nehmen sein werde. Einstweilen betrachteten wir uns das großartige Schauspiel.

In der Ebene zu unserer Linken leuchteten auch Feuer, es war aber klar, daß dies die unseres dritten Korps waren, welches am Abend zuvor gegen acht Uhr, nachdem es die Preußen zurückgeworfen, die Ecke des Waldes umgangen und in einem von Fleurus noch weit entfernten Dorfe Halt gemacht hatte. Einige Feuer längs des Waldsaums in der gleichen Richtung, in der wir standen, gehörten auch zu unserer Armee; ich glaube mich zu erinnern, daß wir zu beiden Seiten welche hatten, bin aber dessen nicht ganz sicher. Die größere Hälfte war jedenfalls zur Linken.

Es wurden sofort ringsum Schildwachen ausgestellt, worauf sich alles bis auf weitern Befehl am Saume des Waldes lagerte, ohne Feuer anzuzünden.

Der General Schäffer kam noch in der Nacht mit einigen Husarenoffizieren. Major Gemeau war wach und in voller Uniform; sie sprachen nur zwanzig Schritt weit von uns weg ganz laut mit einander. Der General sagte, unser Armeekorps rücke ununterbrochen über die Sambre, aber es sei sehr weit zurück und es werde selbst am folgenden Tag noch nicht ganz vollzählig sein. Ich sah später, daß er Recht hatte; wie denn unser viertes Bataillon, welches in Chatelet zu uns stoßen sollte, erst am Tag nach der Schlacht ankam, nachdem wir fast alle in dem lumpigen Ligny in die Pfanne gehauen und nur noch vierhundert Mann von uns übrig waren, anstatt daß wir, wenn es dagewesen wäre, zusammen angegriffen und den Ruhm getheilt hätten.

Da ich die Nacht zuvor auf Wache gewesen war, streckte ich mich unter einem Baume inmitten meiner Kameraden ruhig aus; hart neben mir lag Busch. Es mochte ein Uhr morgens sein. Das war der Tag der furchtbaren Schlacht bei Ligny. Die Hälfte derer, welche hier schliefen, mußten ihre Gebeine

in jenen Dörfern lassen, die wir vor uns sahen, und auf diesen großen fruchtreichen Ebenen; sie mußten das Wachsthum des Dinkels, der Gerste und des Habers fördern helfen in alle Ewigkeit. Wenn sie's gewußt hätten, hätte gar mancher nicht so gut geschlafen, denn die Menschen hängen am Leben, und es wäre traurig, wenn man sich sagen müßte: „Heute athme ich zum letzten Mal."

XVIII.

Die Nacht war schwül; trotz meiner großen Müdigkeit wachte ich alle Stunden auf. Meine Kameraden schliefen, einige sprachen im Schlaf. Busch rührte sich nicht. Hart über uns am Waldessaum glänzten die Gewehrpyramiden im Mondschein.

Ich horchte. In der Ferne, links, hörte man „Qui vive?" in der Front „Wer da?" rufen.

Viel näher gegen uns her, auf zweihundert Schritte, sah man die Wachen des Bataillons unbeweglich im Korn bis an den Bauch stehen. Ich erhob mich leise und blickte umher: in der Richtung von Sombref, mindestens zwei Stunden weit rechts, hörte man ein lautes Geräusch, das zu- und abnahm. Es war wie Windstöße in den Blättern; aber es ging nicht der leiseste Wind, es fiel kein Tropfen Thau und ich dachte: „Das sind die Kanonen und Munitionswagen der Preußen, welche da drüben auf der Straße von Namur fahren, und ihre fortwährend anrückenden Bataillone und Schwadronen. Mein Gott, wie wird's uns morgen gehen mit dieser Masse Leute vor uns, welche sich von Minute zu Minute verstärken!"

Sie hatten ihre Feuer in Saint-Amand und Ligny gelöscht, dagegen leuchteten in der Richtung von Sombref deren

viel mehr als zuvor: die in Eilmärschen angekommenen preußischen Regimenter kochten ohne Zweifel ihre Suppe ab. Unzählige Ideen gingen mir durch den Kopf; ich legte mich und schlief auf eine halbe Stunde wieder ein; manchmal dachte ich: „Du bist bei Lützen, Leipzig und Hanau davongekommen, warum sollte es dir hier nicht auch gelingen?“

Aber trotz dieser Hoffnungen, mit denen ich mich tröstete, mußte ich mir sagen, daß es fürchterlich zugehen werde. Endlich war ich doch fest eingeschlafen, als der Tambourmajor Padoue selber die Tagwache schlug; er ging am Waldsaum auf und ab und trommelte mit sichtlichem Vergnügen seine Wirbel und Signale.

Die Offiziere waren schon auf der Anhöhe im Getreidefeld versammelt und schauten plaudernd nach Fleurus hinüber.

Unsere Tagwache beginnt immer vor der der Preußen, der Russen, der Oesterreicher und aller unserer Feinde, wie Lerchensang beim ersten Morgengrauen. Die andern mit ihren großen Trommeln schlagen hintendrein ihre dumpfen Wirbel, welche Grabgedanken in einem erwecken. Ihre Trompeter aber haben schöne Weisen beim Reveilleblasen, wogegen die unsern nur drei oder vier Stöße thun, als wollten sie sagen: „Vorwärts! — wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Alles erhob sich, die Sonne stieg prächtig über den Feldern auf, man spürte zum Voraus, wie heiß es gegen Mittag sein werde. Busch und die ganze Arbeitsmannschaft holte Wasser in den Kannen, während andere brennenden Zunder in einer Hand voll Stroh schwangen, um Feuer aufzumachen. An Holz fehlte es nicht, jeder suchte eine Hand voll im Schlage. Der Korporal Diehm, der Serschant Rabot und Zebedäus kamen zu mir her und wir plauderten zusammen. Wir waren im Jahr 1813 alle mit einander ausmarschirt, sie waren bei

meiner Hochzeit in Vierwinden gewesen, so daß sie trotz des Gradunterschieds zu dem Joseph immer große Zuneigung hatten.

„Nun,“ rief Zebedäus, „der Tanz geht wieder los!“

„Ja,“ antwortete ich, und da mir plötzlich die Worte des armen Serschanten Pinto am Morgen der Lützener Schlacht einfielen, setzte ich, mit den Augen blinzelnd, hinzu: „Das, Zebedäus, gibt, wie der Serschant Pinto sagte, eine Schlacht, wo man sich mitten durch Kolben- und Bajonettstöße das Kreuz holt, und wenn man da nicht das Glück hat, es zu bekommen, darf man nicht mehr drauf rechnen.“

Alle lachten, und Zebedäus meinte: „Ja, der gute Kerl hätte es wohl verdient, aber es ist schwerer zu erlangen, als der Strauß auf der Kletterstange.“

Wir lachten, aßen ein Stück Brod zusammen zu einer Flasche Schnaps, die sie bei sich hatten, und sahen uns die Bewegungen an, die sich nach einander entwickelten. Busch war unter den ersten mit seiner Kanne zurückgekommen, er stand hinter uns und spitzte die Ohren, wie ein Fuchs auf dem Anstand.

Reiterzüge kamen aus dem Wald und ritten quer über die Felder in der Richtung von Saint-Amand, dem großen Dorf links von Fleurus.

„Das ist die leichte Reiterei von Pajol,“ sagte Zebedäus, „die sich gleich in eine Plänklerkette auflösen wird; — das da sind die Exelmans-Dragoner. Wenn jene die Stellung aufgeklärt haben, so rücken sie in Linie vor, ich sag's euch vorher; das macht man immer so, und die Kanonen kommen dann mit der Infanterie. Die Kavallerie schwenkt rechts oder links ab, zieht sich auf die Flügel zurück und die Infanterie ist im Vordertreffen. Man zieht die Angriffskolonnen auf den

Hauptstraßen und in den Feldern zusammen und das Gefecht beginnt mit einer Kanonade von einer halben Stunde oder zwanzig Minuten, bald kürzer, bald länger. Die Artilleristen bekommen immer zuerst ihr Theil. Wenn sie genug haben und die Hälfte der Batterie am Boden liegt, so wählt der Kaiser den rechten Augenblick, um uns vorzuschicken; aber unsereinen empfängt man mit Kartätschen, weil wir näher hinkommen. Man rückt Gewehr im Arm, in gesteigertem Schritt und guter Ordnung vor, fällt aber schließlich immer in den Laufschritt wegen der Kartätschen, die einen etwas ungeduldig machen. Merkt's euch, Rekruten, und wundert euch nicht darüber."

Mehr als zwanzig Rekruten hatten sich um uns her gesammelt. Immer noch kamen Reiter aus dem Wald.

„Ich wette," sagte Korporal Diehm, „daß das vierte Korps hinter uns seit dem frühesten Morgen auf dem Marsche ist." Und Rabot fügte hinzu, es werde wegen der schlechten Wege im Wald so rasch nicht in die Schlachtlinie einrücken können.

Wir standen da wie Generale, die mit einander berathen, und betrachteten uns auch die Stellung der Preußen rings um die Dörfer, in den Gärten und hinter den Hecken, welche in dieser Gegend sechs bis sieben Fuß hoch sind. Eine große Anzahl ihrer Geschütze waren zwischen Ligny und Saint Amand aufgepflanzt; man sah das Metall ganz deutlich in der Sonne glänzen, wobei man sich allerhand Gedanken machte.

„Ich bin überzeugt," sagte Zebedäus, „daß sie sich überall verschanzt, daß sie Gräben gezogen, Löcher in die Mauern gemacht haben und daß man wohl daran gethan hätte, gestern Abend beim Rückzug ihrer Karrees bis zum ersten Dorf auf dem Hügel vorzurücken. Wenn wir in gleicher Höhe mit ihnen

stünden, so wär' alles gut, aber unter dem feindlichen Feuer über die Hecken zu klettern, das kostet Leute, wenn nicht irgend was von hinten her kommt, wie das so des Kaisers Art ist."

Auf allen Seiten plauderten so die Alten, und die Rekruten hörten zu.

Indessen hingen die Kessel über dem Feuer, wobei es übrigens ausdrücklich verboten war, die Bajonette zu benützen, welche dadurch weich werden.

Es mochte sieben Uhr sein; jedermann glaubte, die Schlacht werde bei Saint Amand stattfinden, demjenigen der drei Dörfer, das am nächsten zu unserer Linken lag, umgeben von Hecken und dichtbelaubten Bäumen, einen großen runden Thurm in der Mitte, dahinter weiter oben andere Häuser und ein im Zickzack hinlaufender, mit Feldmauern eingefaßter Weg. Sämmtliche Offiziere sagten, hieher wird sich das Haupttreffen ziehen. Deshalb entwickelten sich unsere von Charleroi kommenden Truppen in der dorthin liegenden Ebene; Infanterie und Kavallerie, alles zog sich nach dieser Seite, das ganze Vandamme'sche Korps und die Gerard'sche Division. Tausend und abertausend Helme glänzten in der Sonne. Busch sagte neben mir:

„Oh! . . . oh! . . . oh! . . . schau, Joseph, schau, es kommen immer noch mehr!"

Unzählige Reihen von Bajonetten tauchten in derselben Richtung auf, so weit man sah.

Die Preußen entwickelten sich mehr und mehr auf der hinter den Dörfern liegenden Höhe, wo verschiedene Windmühlen standen.

Diese Bewegungen dauerten bis acht Uhr, niemand hatte Hunger, man aß aber gleichwohl, damit man sich nichts vorzuwerfen hatte, denn wenn einmal die Schlacht begonnen hat, muß man aushalten und wenn's zwei Tage lang dauert.

Zwischen acht und neun Uhr rückten auch die ersten Bataillone unserer Division aus dem Wald hervor, die Offiziere kamen und schüttelten ihren Kameraden die Hand, aber der Generalstab blieb noch hinten.

Plötzlich sahen wir Husaren und Jäger vorüber reiten und unsere Schlachtlinie nach rechts hin verlängern; es war die Kavallerie Morin. Wir begriffen rasch, daß, sobald der Sturm auf Saint Amand losgehen, und die Preußen ihre ganze Macht nach jener Seite hin werfen werden, wir ihnen von Ligny her in die Flanke fallen sollten. Aber die Preußen merkten es auch, denn von jetzt an marschirten sie nicht mehr nach Saint Amand, sondern machten in Ligny Halt, sie gingen sogar weiter den Abhang herunter und man sah deutlich, wie ihre Offiziere die Soldaten hinter Hecken, in den Gärten, hinter kleinen Mauern und Gebäuden aufstellten. Man fand, daß ihre Stellung sehr fest war. Sie fuhren fort, in einem Einschnitt zwischen Ligny und Fleurus herabzukommen, was uns sehr Wunder nahm, denn wir wußten noch nicht, daß weiter unten ein Bach läuft, welcher das Dorf in zwei Hälften theilt, und daß sie eben im Begriff waren, die Häuser auf unserer Seite zu besetzen; wir wußten noch nicht, daß wenn wir auch so glücklich waren, sie zu werfen, ihnen immer noch der Rückzug nach der Höhe offen stand, während wir ununterbrochen ihrem Feuer ausgesetzt waren.

Wenn man bei dergleichen Anläßen alles wüßte, würde man gar nie wagen, anzufangen, weil man keine Hoffnung hätte, ein so gefährliches Unternehmen auszuführen; aber man entdeckte die Dinge nur nach und nach, und an diesem Tage mußten wir deren viele entdecken, auf die wir nicht gefaßt waren.

Gegen halb neun Uhr hatten mehrere unserer Regimenter

den Wald passirt, bald darauf schlug man zum Appell; sämmtliche Bataillone ergriffen das Gewehr. Der General Graf Gerard kam mit seinem Generalstab, sie ritten im Galopp bis auf die Höhe oberhalb Fleurus, ohne uns zu beachten.

Gleich darauf nahm das Schießen seinen Anfang; Plänkler vom Vandamme'schen Korps näherten sich dem Dorf zur Linken; zwei Stücke Geschütz von der reitenden Artillerie rückten ebenfalls vor, sie thaten fünf oder sechs Schüsse vom Hügel herab, dann hörte das Schießen auf, unsere Plänkler waren in Fleurus, und wir sahen drei- oder vierhundert Preußen wieder die Anhöhe hinauf Ligny zu marschiren. General Gerard beobachtete dieses Scharmützel, dann kam er mit seinen Ordonanz-Offizieren zurück, ritt langsam die Front unserer Bataillone entlang und musterte uns mit Aufmerksamkeit, als ob er den Ausdruck unseres Gesichts erforschen wollte. Er war brünett und mochte fünfundvierzig Jahre alt sein; er hatte einen großen Mund, spitzes Kinn und dicken Kopf; viele unserer Bauern gleichen ihm, die nicht die dümmsten sind. Er sagte nichts zu uns, und als er die ganze Front von oben bis unten abgeritten hatte, versammelten sich sämmtliche Majore und Obersten auf dem rechten Flügel; man kommandirte: „Gewehr bei Fuß!" Die Ordonanzoffiziere flogen davon wie der Wind, sonst war nichts zu sehen. Niemand rührte sich von der Stelle. Nur das Gerücht verbreitete sich, daß Marschall Grouchy den Oberbefehl habe, und daß der Kaiser die Engländer vier Stunden weiter weg, auf der Straße nach Brüssel, angreife. Diese Nachricht war uns nicht erfreulich, gar mancher meinte:

„Da ist's kein Wunder, wenn wir den ganzen Morgen da stehen, ohne etwas zu thun, wenn der Kaiser bei uns wäre, hätte die Schlacht längst begonnen; die Preußen hätten keine Zeit gehabt, sich zu besinnen."

Das waren so die Reden, die es absetzte, ein Beweis, wie ungerecht die Leute urtheilen, denn drei Stunden später, gegen Mittag, erhob sich plötzlich links der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Napoleon kam. Der Ruf kam näher wie ein Sturm und setzte sich fort bis gegen Sombref; man fand jetzt alles gut; was man dem Marschall Grouchy vorwarf, durfte der Kaiser wohl thun, weil er's war.

Plötzlich kam der Befehl, fünfhundert Schritt weit halbrechts vorzurücken, und wir gingen mitten durch den Waizen, die Gerste und den Roggen, die wir in den Boden traten. Die große Schlachtlinie links vor uns rührte sich noch immer nicht von der Stelle.

Als wir an eine Heerstraße kamen, die wir noch nicht gesehen hatten, und Fleurus mit seinem weidenbesetzten Bach auf eine Entfernung von tausend Schritten vor uns liegen sahen, kommandirte man „Halt!“ In der ganzen Division hörte man flüstern: „Da kommt er.“

Der Kaiser kam mit einem kleinen Generalstab angeritten; von fern erkannte man nur den grauen Rock und sein Hütchen; sein Wagen, umgeben von Uhlanen, folgte hintendrein; er ritt auf der Heerstraße nach Fleurus hinein und blieb über eine Stunde in diesem Dorf, während wir auf den Aeckern vor Hitze fast umkamen. Nach Verfluß dieser Stunde, als man schon glaubte, es nehme kein Ende, kamen plötzlich ganze Reihen von Ordonanzoffizieren aus dem Dorf geritten, vorwärts gebeugt, daß sie die Nase zwischen den Ohren ihrer Pferde hatten; zwei davon hielten vor dem General Grafen Gerard, der eine blieb, der andere ritt weiter. Wir warteten noch immer; plötzlich fingen von einem Ende des Feldes zum andern die Regimentsmusiken zu spielen an; alles fiel ein, Trommeln und Trompeten, und alles setzte sich in Marsch; die große

Linie, die sich von weit hinter Saint Amand bis zum Walde ausdehnte, bog sich, den rechten Flügel voran. Als dieser rückwärts an unserer Division vorbeimarschirte, mußten wir noch weiter rechts schwenken, dann hieß es auf's Neue: „Halt!" Wir standen gerade der Straße gegenüber, welche aus Fleurus herauskommt; zur Linken hatten wir eine weiße Mauer, hinter der Bäume und ein großes Haus standen, und vor uns erhob sich eine thurmhohe Windmühle aus rothen Backsteinen.

Kaum hatten wir Halt gemacht, als der Kaiser aus dieser Mühle heraus kam mit zwei oder drei Generalen und zwei Bauern in Blusen, alten Männern, die ihre Zipfelmützen in der Hand hielten. Die ganze Division brach in den Ruf aus: „Es lebe der Kaiser!" und ich sah ihn sehr deutlich, denn er kam gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, auf einem Fußwege gerade auf unser Bataillon los und hörte dem einen der Greise, der schon ganz kahl war, aufmerksam zu. Er achtete nicht auf unsere Rufe und wandte sich, nach dem Dorfe Ligny hindeutend, zweimal um. Ich sah ihn so gut, wie den Vater Gulden, wenn wir bei Tisch einander gegenüber saßen; er war seit den Tagen von Leipzig viel dicker und gelber geworden; ohne den grauen Rock und das Hütchen hätte man ihn, glaub' ich, schwerlich erkannt; er hatte Hängebacken und sah sehr alt aus. Das kam ohne Zweifel von seinem Kummer auf der Insel Elba, den ihm die Erinnerung an alle die Fehler verursachte, die er begangen; denn er war ein Mann voll Verstand und sah seine Fehler wohl ein; er hatte die Revolution unterdrückt, die ihn erhoben hatte; er hatte die Emigrirten zurückgerufen, die nichts von ihm wollten; er hatte eine Erzherzogin genommen, die in Wien zurückblieb; er hatte seine größten Feinde zu seinen Rathgebern gemacht . . . kurz, er hatte alles wieder in denselben Stand gebracht, wie vor

der Revolution, es fehlte nichts mehr als Ludwig XVIII.; da kamen die Könige und setzten Ludwig XVIII. an seine Stelle. — Jetzt war er gekommen, um den legitimen König vom Thron zu stoßen; die einen nannten ihn einen Despoten, die andern einen Jakobiner! Das war ein Unglück, weil er selber alles vorgekehrt hatte, um die Bourbonen wieder einzusetzen. Es blieb ihm nur noch seine Armee, wenn er die verlor, war alles für ihn verloren, weil ein Theil der Nation die Freiheit wollte, wie Vater Gulden, ein anderer Ruh und Ordnung, wie Mutter Gretel, wie ich und alle die, welche man in den Krieg schleppte.

Alles dies zwang ihn gewaltig, nachzudenken. Er hatte jedermanns Vertrauen verloren. Nur die alten Soldaten bewahrten ihm noch Anhänglichkeit; sie wollten siegen oder sterben; wo die Leute so denken, da kann man sich immer auf den einen oder andern sicher verlassen; alles wird sehr einfach und sehr klar. Viele aber dachten nicht so, und ich meinestheils liebte Kathrine weit mehr als den Kaiser.

An der Ecke der Mauer angekommen, wo Husaren auf ihn warteten, stieg er zu Pferd, und der General Gerard, der ihn erblickt hatte, kam im Galopp bis zur Straße herabgeritten; er wandte sich um, hörte ihn zwei Sekunden lang an, dann ritten sie zusammen nach Fleurus hinein.

Wir mußten immer noch warten.

Gegen zwei Uhr kam General Gerard zurück; man ließ uns zum dritten Male rechts schwenken und die ganze Division marschirte in Zügen die Straße nach Fleurus entlang, die Kanonen und Munitionswägen zwischen den einzelnen Brigaden. Es war ein Staub zum Ersticken. Busch sagte:

„Beim ersten Brunnen, wo wir vorbei kommen, muß ich trinken, kost' es, was es wolle.“

Aber wir begegneten nirgends Wasser.

Die Musiken spielten fortwährend, hinter uns kamen Massen von Reiterei, hauptsächlich Dragoner. Wir waren noch im Marschiren begriffen, als das Rollen des Kleingewehrfeuers und der Kanonendonner begann, wie ein Damm, der bricht und durch den das Wasser stürzt, alles von oben bis unten mit sich fortreißend.

Ich kannte das, aber Busch wurde ganz bleich; er sagte nichts, sondern sah mich nur ganz erstaunt an.

„Ja, ja, Johann," sagte ich, „das sind die dort drunten, welche den Angriff auf Saint Amand eröffnen, die Reihe wird aber gleich auch an uns kommen."

Das Rollen nahm zu, die Musiken hörten mit einmal auf, von allen Seiten ertönte der Ruf: „Halt!" Die Division hielt auf der Chaussee, die Kanoniere rückten vor und fuhren ihre Geschütze fünfzig Schritte vor uns auf, die Munitionswagen blieben hinten.

Wir standen Ligny gerade gegenüber. Man sah nur eine weiße Reihe Häuser, die zur Hälfte von den Baumgärten verdeckt waren — den Kirchthurm drüber — und Erdaufwürfe, Bäume, Hecken und Pallisaden. Wir waren zwölf- bis fünfzehntausend Mann ohne Reiterei und erwarteten den Befehl zum Angriff.

In der Richtung von Saint Amand dauerte die Schlacht fort, dichte Rauchwolken stiegen zum Himmel.

In Erwartung der Dinge dachte ich mit außerordentlicher Rührung an Kathrine; es fiel mir ein, daß sie ein Kind unter dem Herzen trug, ich bat Gott, mich am Leben zu erhalten, zugleich aber kam mir auch der gute Gedanke, unser Kind sei ja da, wenn ich sterbe, um sie alle zu trösten: Kathrine, Tante Gretel und den Vater Gulden; wenn es ein

Knabe sei, werden sie ihn Joseph heißen und ihn liebkosen, Herr Gulden werde ihn auf den Knieen schaukeln, Tante Gretel ihn lieben und Kathrine ihn herzen und an mich denken. Ich sagte mir, daß ich nicht ganz todt sein werde. Dennoch war mir's schrecklich, und ich wäre gerne am Leben geblieben.

Busch hob auch an:

„Höre, ich hab' ein Kreuz . . . wenn ich falle . . . mußt du mir etwas versprechen."

Dabei drückte er mir die Hand.

„Ich versprech' dir's," erwiderte ich.

„Gut, da ist's auf meiner Brust; das sollst du nach Harberg zurückbringen und dort in der Kapelle aufhängen zum Gedächtniß des Johann Busch, gestorben im Glauben an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist."

So sprach er sehr ernst, und ich fand seinen Wunsch ganz natürlich, denn die einen sterben für die Menschenrechte, andere im Gedanken an ihre Mutter, noch andere nach dem Beispiel der Gerechten, die sich für die Menschheit opfern: das alles ist ein und dasselbe, das jeder nur anders nennt, je nach seiner Anschauung.

Ich versprach ihm also, seinen Wunsch zu erfüllen, und wir mußten fast noch eine halbe Stunde lang warten. Sämmtliche Mannschaft, die aus dem Wald heraus kam, rückte hinter uns auf, wir sahen auch, wie die Kavallerie auf dem rechten Flügel in Linie aufmarschirte, offenbar zum Angriff auf Sombref.

Auf unserer Seite fiel bis halb drei Uhr kein Schuß, da plötzlich kam ein Ordonnanzoffizier des Kaisers auf der Straße von Fleurus spornstreichs angeritten und ich dachte gleich:

„Jetzt kommt's an uns. Nun helf uns Gott, denn wir

armen Sterblichen können uns in solch einem Gemetzel doch nicht helfen."

Ich hatte kaum Zeit, mir diese Gedanken zu machen, als schon zwei Bataillone mit Artillerie auf der Straße rechts nach Sombref abschwenkten, wo preußische Uhlanen und Husaren unsern Dragonern gegenüber aufrückten. Diese beiden Bataillone hatten das Glück, den ganzen Tag über in dieser Stellung auf der Straße zu bleiben, um die feindliche Reiterei zu beobachten, während wir das Dorf nehmen mußten, wo die Preußen sich stark verschanzt hatten; Schlag drei Uhr bildete man die Angriffskolonnen, ich war in der linken, welche im beschleunigten Schritt zuerst abmarschirte den Zickzackweg hinauf. Auf dieser Seite von Ligny befand sich ein großes altes Gebäude von Backsteinen, es war rund, und überall waren Löcher durchgebrochen; es sah auf den Weg herunter, den wir hinanstiegen, und wir sahen über das Getreide weg nach demselben hinauf. Die zweite, mittlere, Kolonne marschirte später ab, weil sie keinen so weiten Weg zu machen hatte und ganz gerade bergan stieg; wir sollten uns am Eingang des Dorfes wieder mit ihr vereinigen. Wann die dritte abmarschirte, weiß ich nicht, wir trafen erst später wieder mit derselben zusammen.

Alles ging gut, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Weg in einem Einschnitt über eine kleine Höhe wegläuft und sich dann wieder in's Dorf hinunterzieht. Als wir zwischen die beiden mit Getreide bepflanzten Raine kamen und eben der ersten Häuser ansichtig wurden, fiel plötzlich ein wahrer Hagel von Kugeln auf die Spitze unserer Kolonne: aus allen Oeffnungen des großen alten Gebäudes, aus allen Fenstern und Lucken der Häuser, der Hecken, der Gärten, und hinter den kleinen Feldsteinmauern hervor, entlud sich ein blitzartiges

Gewehrfeuer über unserem Haupt. Gleichzeitig fing von einer links hinter dem großen Thurm und höher als Ligny, bei den Windmühlen, gelegenen Stelle aus fünfzehn großen Geschützen ein anderes Rollen an, wogegen das des Gewehrfeuers so zu sagen gar nichts war. Diejenigen, welche unglücklicherweise schon aus dem Hohlweg heraus waren, purzelten in dem Rauch haufenweise übereinander. Und im selben Augenblick, wo dies uns begegnete, hörten wir auch, wie das Feuer der andern Kolonne zu unserer Rechten, und das Brummen anderer Kanonen begann, ohne daß wir wußten, ob es die unsern oder die der Preußen waren.

Glücklicherweise war das Bataillon noch nicht über den Hügel hinaus; die Flinten- und Kanonenkugeln pfiffen und brummten in dem Getreide über uns weg und hobelten den Boden, ohne uns übrigens etwas zu leid zu thun. So oft ein derartiges Gerassel über uns wegging, bückten sich die Rekruten in meiner Nähe. Ich erinnere mich, daß mich Busch mit großen Augen ansah; die Veteranen bissen die Lippen übereinander.

Die Kolonne blieb auf der Stelle. Jeder überlegte, ob es nicht besser wäre, wieder hinabzugehen, das dauerte aber nur eine Sekunde; im selben Augenblick, wo das Feuer nachzulassen schien, schwangen alle Offiziere den Säbel und kommandirten: „Vorwärts!“ und die Kolonne ging im Laufschritt weiter.

Rasch warfen wir uns in den Weg, der sich durch die Hecken hinabzieht, über die Pallisaden und Mauern, wo die Preußen im Hinterhalt lagen und fortwährend auf uns feuerten. — Wehe denen, die man erwischte; sie vertheidigten sich wie Löwen, aber die Kolben- und Bajonettstöße streckten sie bald zu Boden. Eine ziemlich große Anzahl, Alte mit

grauen Schnurrbärten, traten einen geordneten Rückzug an; sie marschirten festen Schrittes ab und wandten sich um, um ihren letzten Schuß abzugeben, schlossen hier eine Thüre oder drückten sich dort durch eine Lücke. Wir folgten ihnen auf dem Fuße; man kannte keine Vorsicht mehr und kein Erbarmen und schließlich kamen wir ganz zerstreut bei den ersten Häusern an, wo das Feuer auf uns aus Fenstern, von Straßenecken und überall her auf's neue begann.

Wir hatten jetzt wohl die Baum- und Gemüsegärten, die Feldsteinmauern, welche sich den Hügel entlang hinzogen, und die Pallisaden genommen; aber ganz zerstört, niedergeworfen, herausgerissen, wie sie waren, konnten sie uns keinen Schutz gewähren. Aus den gut verschanzten Bauernhäusern gegenüber dauerte das Feuer ununterbrochen fort. In zehn Minuten hätten uns diese Preußen bis zum letzten Manne niedergeschossen. Als wir das sahen, ging die Kolonne zurück, Tambours, Sappeure, Offiziere und Soldaten durcheinander, eilten hinab, ohne sich umzublicken. Ich sprang über Pallisaden, so hoch, daß ich mir sonst in meinem Leben nicht zugetraut hätte, darüber wegspringen zu können, besonders mit Tornister und Patrontasche auf dem Rücken; und die andern machten es alle wie ich: alles rumpelte über einander, wie eine einstürzende Mauer.

In dem Hohlweg zwischen den Rainen angekommen, machte man Halt, um Luft zu schöpfen, denn der Athem ging einem aus. Einige legten sich sogar auf den Boden, andere trockneten sich, mit dem Rücken an die Böschung gelehnt, den Schweiß ab. Die Offiziere waren aufgebracht über uns, als ob sie von der Rückzugsbewegung sich nicht auch hätten ergreifen lassen; viele riefen: „Kanonen vor!" andere wollten die Reihen wieder herstellen, während man vor dem großen Gebrumm

der Kanonen, von dem die Luft erbebte, wie bei einem Sturm, kaum sein eigenes Wort verstand. Ich sah Busch in hohen Sätzen zurückkommen; sein Bajonett war roth von Blut; er stellte sich neben mich, ohne etwas zu sagen, und lud wieder.

Mehr als hundert Mann vom Bataillon, der Kapitän Gregoire, der Lieutenant Certain, mehrere Serschanten und Korporale waren in den Baumgärten geblieben; die beiden ersten Bataillone der Kolonne hatten nicht weniger gelitten, als wir.

Zebedäus, dessen große Ramsnase ganz weiß geworden war, rief mir, als er mich von weitem erblickte, zu:

„Joseph, keinen Pardon!“

Dichte weiße Rauchwolken wälzten sich über den Hohlweg hin. Der ganze Bergabhang von Ligny bis Saint Amand und bis hinter die Weiden, Birken und Pappeln, welche diese Hügel begrenzen, stand im Feuer.

Ich kletterte auf allen Vieren bis zur Höhe des Fruchtfeldes hinauf. Als ich das schreckliche Schauspiel sah, als ich sah, wie die ganze Anhöhe bis zu den Windmühlen hinauf mit langen dunklen Reihen Infanterie bedeckt war, die Gewehr bei Fuß und mit zahlreicher Kavallerie auf den Flügeln bereit stand, sich auf uns zu werfen, stieg ich wieder hinab und dachte:

„Mit dieser Armee werden wir nun und nimmermehr fertig, sie füllt die Dörfer, sie hat die Wege inne, bedeckt die Höhen in unabsehbaren Reihen und hat überall Kanonen; es ist gegen allen Menschenverstand, so etwas durchführen zu wollen!“

Ich war aufgebracht gegen unsere Generale, ja ich war empört über sie.

Das alles dauerte nur zehn Minuten. Gott weiß, was

aus unsern beiden andern Kolonnen geworden war; das ganze starke Feuer zur Linken und der Kartätschenhagel, den wir über uns hinbrausen hörten, waren ohne Zweifel für sie bestimmt.

Ich dachte, wir hätten jetzt unser gut Theil Unglück gehabt, als der General Gerard und zwei andere Generale, Vichery und Schäffer, in gestrecktem Galopp den Weg herauf kamen und uns wie wüthend zuriefen:

„Vorwärts! vorwärts!"

Sie schwangen ihre Säbel, als ob's gar nichts wäre, da hinauf zu gehen; das sind jene Starrköpfe, welche die andern zur Todesverachtung hinreißen, weil sie mit ihrer Wuth alles anstecken.

Im selben Augenblick eröffneten unsere Kanonen von dem Weg weiter unten ein Feuer auf Ligny; die Dächer des Dorfs stürzten ein, die Mauern wankten, und mit einmal ging's wieder im Laufschritt vorwärts, die Generale mit dem Degen in der Hand voraus, die Tambours, den Sturmmarsch schlagend, hintendrein. Man rief: „Es lebe der Kaiser!" Die preußischen Kanonenkugeln mähten die Leute dutzendweise nieder, die Flintenkugeln kamen hageldicht, die Tambours schlugen immer: trum! . . . trum! . . . trum! . . . Man sah und hörte nichts mehr, man stürzte durch die Baumgärten; wer fiel, blieb unbeachtet liegen, und zwei Minuten drauf drangen wir in das Dorf und stießen die Thüren mit dem Kolben ein, während die Preußen aus den Fenstern auf uns feuerten. Das war ein Lärm, tausendmal schlimmer als draußen, weil sich das Wuthgeschrei drein mischte; man bohrte sich mit Bajonettstößen in die Häuser ein und metzelte erbarmungslos alles nieder. Ringsum ertönte nur der eine Ruf: „Keinen Pardon!" Die Preußen, welche in den ersten Häusern erwischt wurden, ver=

langten auch keinen, es waren lauter alte Soldaten, die wohl wußten, was es hieß: „Keinen Pardon!“ Sie vertheidigten sich bis auf's Blut.

Ich denke noch daran, wie beim dritten oder vierten Hause einer ziemlich breiten Straße, die an der Kirche vorbei und weiterhin über ein Brückchen führt, ich denke noch daran, wie vor diesem Hause, rechts — während es Hohlziegel, Schieferplatten und Backsteine in die Straßen niederregnete, die von unsern Haubitzen in Brand geschossenen Häuser die Luft mit Rauch erfüllten, und alles schrie, sauste und prasselte — Zebedäus mich beim Arm packte und mir mit einem furchtbaren Blick zurief: „Komm!“

Wir traten in das Haus. Ein großes Zimmer im Erdgeschoß, ganz dunkel, weil man die Fenster mit Erdsäcken zugestopft hatte, war schon voll Soldaten.

Hinten sah man eine hölzerne, sehr steile Treppe, die von Blut triefte; von oben herab kamen Flintenschüsse, bei deren Blitz man von Sekunde zu Sekunde fünf oder sechs der Unsern mit schlaff herabhängenden Armen am Geländer lehnen sah, und wieder andere, die mit gefälltem Bajonett über sie weg stiegen, um den Eingang zu dem Verschlag oben zu erzwingen.

Es war was Furchtbares, alle diese Menschen — mit ihren Schnurrbärten und ihren dunkeln, verwitterten Gesichtern, auf denen die Wuth geschrieben stand — die mit aller Gewalt da hinauf wollten. Als ich das sah, wurde auch ich ganz rasend und ich schrie: „Vorwärts! . . . keinen Pardon! . . .“

Wenn ich das Unglück gehabt hätte, nah bei der Treppe zu stehen, so wäre ich fähig gewesen, auch hinauf steigen zu wollen und mich in Stücke hauen zu lassen. Zum Glück dachten alle so, und keiner hätte seinen Platz abgetreten. Es

war ein Alter, voller Wunden, der unter den Bajonetten weg hinauf stieg. An dem Verschlag angekommen, streckte er die Arme aus, ließ sein Gewehr fallen und klammerte sich mit beiden Händen an dem obern Geländer fest; zwei Kugeln, die in nächster Nähe auf ihn abgefeuert wurden, konnten ihn nicht wegbringen, und drei oder vier Mann hinter ihm, die sich drängten, um zuerst hinauf zu kommen, schleuderten ihn über die obersten Stufen weg in die Kammer.

Jetzt ging da oben ein Lärm los, von dem man sich keinen Begriff machen kann: Schuß auf Schuß fiel in der engen Kammer, es entstand ein Gestampf und Geschrei, daß man glaubte, das Haus müsse untergehen, alles wolle bersten. Und fortwährend stiegen neue hinauf.

Als ich hinter Zebedäus hinauf kam, war alles mit Todten und Verwundeten bedeckt, die Fenster vorne waren zersprungen, die Mauern mit Blut bespritzt, kein Preuße stand mehr aufrecht, und fünf oder sechs der Unsern lehnten sich wildlachend und um sich blickend an die Möbel; fast jeder hatte eine Kugel oder einen Bajonettstich im Leib, aber die Lust der Rache war stärker als der Schmerz. Wenn ich daran denke, stehen mir die Haare noch zu Berge.

Sobald sich Zebedäus überzeugt hatte, daß die Preußen maustodt waren, eilte er wieder hinab und rief mir zu:

„Komm, da gibt's nichts mehr zu thun!"

Wir gingen. Draußen war die Kolonne schon über die Kirche hinaus vorgerückt; Tausende von Schüssen prasselten auf der Brücke, wie das Feuer eines zusammenstürzenden Meilers.

Die zweite Kolonne hatte sich auf der Hauptstraße zur Rechten durchgeschlagen und wieder mit uns vereinigt, während eine von den großen preußischen Kolonnen, die ich auf der

Anhöhe hinter Ligny hatte stehen sehen, herab kam, um uns wieder aus dem Dorf zu werfen. Da stieß man zum erstenmal in Massen zusammen. Zwei Generalstabs-Offiziere sprengten die Straße entlang, die wir herkamen.

„Die da,“ sagte Zebedäus, „holen Kanonen. Wenn wir Kanonen hier haben, sollst du sehen, Joseph, daß uns keiner mehr hinaus bringt.“

Er eilte fort und ich folgte ihm. Das Gefecht an der Brücke dauerte fort. Auf der alten Kirche schlug's fünf Uhr; um diese Zeit hatten wir alle Preußen diesseits des Baches niedergemacht, mit Ausnahme derer, die sich in dem großen, alten, thurmartigen Gebäude mit Schießscharten verschanzt hatten. Unsere Haubitzen hatten es oberhalb in Brand geschossen, aber unten dauerte das Feuern fort; man mußte diese Stelle meiden.

Hinwärts von der Kirche waren wir Meister; wir fanden den kleinen Platz mit Truppen bedeckt, welche, Gewehr im Arm, zum Abmarsch bereit standen, und auf der Heerstraße, die Ligny seiner Länge nach durchzieht, kamen immer noch neue an. Eine einzige Kolonnenspitze war vor der Brücke im Gefecht. Die Preußen wollten sie zurückdrängen; die Rottenfeuer folgten sich ununterbrochen, wie fließendes Wasser. Auf dem Platz sah man durch den Rauch nichts als Bajonette, die Vorderseite der Kirche, auf der Staffel die Generale, welche ihre Befehle ertheilten, die Ordonnanzoffiziere, welche im Galopp davonjagten, und hoch oben in der Luft die alte schiefergedeckte Thurmspitze, von den aufgescheuchten Krähen umkreist.

Der Kanonendonner in Saint Amand dauerte fort.

Zwischen den Giebeln links durch bemerkte man lange blaue Reihen und Massen Kavallerie, welche Sombref zu marschirten, um uns zu umgehen. Drunten in unserem Rücken

mußten die Uhlanen und unsere Husaren mit blanker Waffe handgemein werden. Wie viel von diesen Uhlanen sahen wir am andern Tag in der Ebene hingestreckt liegen!

Unser Bataillon, das am meisten gelitten hatte, wurde nun in's Mitteltreffen kommandirt. — Wir fanden unsere Kompanie, welche der Kapitän Florentin führte, sogleich wieder. Kanonen wurden auch auf demselben Weg, den wir gekommen waren, im Galopp aufgefahren; die Pferde schäumten und schüttelten den Kopf wie rasend; die Geschütze und Munitionswagen warfen alles nieder; das mußte einen großen Lärm machen, aber vor der Kanonade und dem Geknatter des Gewehrfeuers hörte man nichts. Alle Soldaten schrieen, einige sangen, eine Hand schwenkend, mit der andern das Gewehr schulternd, man sah aber nur ihren offenen Mund.

Ich hatte meinen Platz neben Busch wieder eingenommen und kaum Athem geschöpft, als sich alles wieder in Bewegung setzte.

Diesmal handelte es sich drum, über den Bach zu gehen, die Preußen aus Ligny hinauszuwerfen, die dahinter liegende Anhöhe zu erstürmen und ihre Armee entzwei zu schneiden, dann war die Schlacht gewonnen! Jeder begriff das, aber mit der Truppenmasse, die sie in Reserve hatten, war's keine leichte Sache. Alles marschirte vorwärts, um die Brücke zu stürmen; man sah nur die fünf oder sechs Mann unmittelbar vor sich. Ich war froh bei dem Gedanken, daß sich die Kolonne sehr weit nach vorn erstreckte.

Noch angenehmer war mir's, als unterwegs Kapitän Florentin die Kompanie vor einer Scheune, deren Thor eingestoßen war, halten ließ, und man die Reste des Bataillons in den halbzerstörten Gebäuden aufstellte, um die Angriffskolonne durch Schießen aus den Fenstern zu unterstützen.

Wir waren fünfzehn Mann hoch in dieser Scheune, die ich noch vor mir sehe, mit ihrer Leiter, die zu einem viereckigen Loch hinaufführte, mit zwei oder drei todten Preußen, die an der Mauer lehnten, mit dem alten von Kugeln durchlöcherten Thor, das nur noch in einer Angel hing, und dem schmalen Fensterchen in der Rückwand, das auf ein hinten liegendes Gäßchen hinaus ging. Zebedäus kommandirte unsern Posten; der Lieutenant Bretonville besetzte mit einer anderen Abtheilung das gegenüberliegende, Kapitän Florentin ein drittes Haus. Die Straße war bis zu den beiden Ecken, in der Nähe des Baches, von Truppen vollgepfropft.

Das Erste, was wir versuchten, war, die Thüre aufzurichten und wieder zu befestigen; aber kaum hatten wir damit begonnen, als man in der Straße ein entsetzliches Krachen vernahm; auf Mauern, Läden, Ziegel prasselte es mit einem Mal nieder; zwei Mann von dem Posten, welche draußen die Thüre hielten, fielen um, wie gemäht. Gleichzeitig erdröhnten in der Ferne beim Bach die Schritte der über die Brücke zurückgehenden Kolonne, während ein Dutzend ähnlicher Schüsse wie der erste durch die Luft pfiffen, daß man unwillkürlich zurückwich. Es waren sechs mit Kartätschen geladene Geschütze die Blücher am Ende der Straße verdeckt aufgestellt hatte und die jetzt ihr Feuer eröffneten.

Die ganze Kolonne, Tambours, Soldaten, Offiziere zu Fuß und zu Pferd rasten stoßend und drängend wie ein Sturm zurück. Niemand sah sich um; wer fiel, war verloren. Kaum waren die Hintersten an unserer Thüre vorüber, so lehnte sich Zebedäus hinaus, um zu sehen, was vorging, und im selben Augenblick rief er uns mit fürchterlicher Stimme zu: „Die Preußen!“

Er gab Feuer. Einige von uns waren schon auf der

Leiter, aber ehe ich daran dachte, hinauf zu klettern, waren die Preußen da. Zebedäus, Busch und alle, welche nicht Zeit gehabt hatten, hinaufzusteigen, drängten dieselben mit dem Bajonett zurück. Ich sehe sie noch, diese Preußen — mit ihren großen Schnurrbärten, ihren rothen Gesichtern und niederen Tschakos — wüthend über den Widerstand. Ich habe nie einen solchen Stoß ausgehalten. Zebedäus schrie: „Keinen Pardon!“ wie wenn wir die Stärkeren gewesen wären. Plötzlich erhielt er einen Kolbenschlag über den Kopf, der ihn zu Boden streckte.

Ich sah, wie sie im Begriff waren, ihn niederzustoßen; da drehte sich mir das Herz im Leib um, ich sprang mit dem Ruf: „Fällt's Gewehr!“ vor und alle mit einander stürzten wir auf die Hallunken los, während unsere Kameraden von oben herunter schossen und die Häuser gegenüber ihr Feuer eröffneten.

Jetzt gingen die Preußen zurück, aber weiter hinten kam ein ganzes Bataillon. Busch nahm Zebedäus auf den Rücken und trug ihn die Leiter hinauf; wir hatten eben noch Zeit, ihm zu folgen, und mit dem Ruf: „Rasch! rasch!“ halfen wir ihm, so gut wir konnten; ich war der vorletzte. Ich glaubte, die Leiter nehme kein Ende, denn schon fielen Flintenschüsse in der Scheune. Endlich kamen wir glücklich oben an.

Wir hatten alle den gleichen Gedanken, nämlich die Leiter aufzuziehen; aber siehe da, wie schändlich! Während wir sie unter Flintenschüssen, die von unten herauf kamen und einem unserer Kameraden das Hirn zerschmetterten, aufzogen, bemerkten wir plötzlich, daß sie zu lang war, um auf den Boden herein zu gehen. Wir erbleichten; Zebedäus aber, der wieder zu sich gekommen war, rief uns zu:

„Steckt doch ein Gewehr zwischen den Sprossen durch!“

Den Gedanken schien ihm Gott eingegeben zu haben.

Aber da droben mußte man erst den Lärm hören. Die ganze Straße war voll Preußen und unsere Scheune ebenfalls, die Leute waren vor Wuth außer sich, sie waren ärger als wir und schrieen ohne Unterlaß:

„Keine Gefangene!“

Unser Schießen machte sie wüthend, sie stießen die Thüren ein, und man hörte die Kämpfe in den Häusern, das Fallen, die Flüche, französisch und deutsch unter einander, die Kommandos des Lieutenants Bretonville gegenüber, und die der preußischen Offiziere, welche Befehl gaben, Stroh zu holen, um Feuer einzulegen. Zum Glück war die Ernte noch nicht daheim: sie hätten uns sammt und sonders verbrannt.

Man schoß in unsern Bretterboden, aber der war aus guten eichenen Bohlen, an denen die Kugeln anschlugen wie Hammerschläge. Wir standen hinter einander und fuhren fort auf die Straße hinabzufeuern; jeder Schuß traf.

Der Feind hatte scheint's den Platz vor der Kirche wieder genommen, denn man hörte das Rollen unseres Feuers nur noch in weiter Ferne. Wir waren im Ganzen höchstens zwei- bis dreihundert Mann gegen drei- bis viertausend. Da dachte ich: „Das ist dein Letztes, Joseph, es ist nicht möglich, daß du da durchkommst!“

Ich wagte nicht einmal mehr an Kathrine zu denken, mein Herz war erstarrt. Nirgends war ein Rückzug offen; die Preußen hatten die beiden Enden der Straße und die Gäßchen dahinter inne und auch schon wieder einige Häuser genommen. Da plötzlich wurde es ganz still . . . offenbar führten sie etwas im Schilde, sie suchten Heu, Stroh, Reisigbüschel oder ließen sie ihre Geschütze vorrücken, um uns

zusammenzuschießen. Unsere Füsiliere schauten zu den Dachfenstern hinaus und sahen nichts, die Scheune war leer. Diese Stille um uns war schauerlicher, als der Tumult kurz zuvor.

Zebedäus hatte sich eben wieder erhoben, das Blut lief ihm aus Mund und Nase. „Achtung!“ sagte er, „es wird gleich wieder losgehen, die Hallunken rüsten sich. — Ladet!“

Kaum hatte er geendigt, so wurde das ganze Haus vom Giebel bis zum Grunde erschüttert, als ob alles unterginge; Balken, Latten, Platten, alles senkte sich von dem Stoß, während eine rothe Flamme von unten bis über's Dach aufstieg.

Wir fielen alle rückwärts nieder. Eine Bombe, welche die Preußen in die Scheune gerollt und angezündet hatten, war geplatzt. Als ich aufstand, hatte ich ein starkes Sausen in den Ohren; gleichwohl bemerkte ich, wie eine Leiter an unserem Dachfenster angelegt wurde und Busch kräftige Bajonettstöße nach außen führte. Die Preußen wollten unsere Ueberraschung benützen, um heraufzusteigen und uns niederzumetzeln. Bei diesem Anblick überlief mich's kalt und ich eilte, so rasch ich konnte, Busch zu Hilfe. Die andern, die noch am Leben waren, kamen auch herbei und riefen: „Es lebe der Kaiser!“

Ich hörte sozusagen nicht mehr. Der Lärm mußte schrecklich sein, denn das Schießen von unten und das von den Fenstern erhellte die ganze Straße wie eine wandelnde Flamme. Wir hatten die Leiter umgeworfen und waren noch unserer sechs, zwei vorn, welche schossen, vier hinten, welche luden und ihnen die Flinten boten.

In dieser äußersten Noth war ich ruhig geworden, ich ergab mich in mein Unglück und dachte: „Suche dein Leben zu erhalten.“ Die andern dachten wahrscheinlich dasselbe und wir richteten ein großes Blutbad an.

Diese Drangsal währte wohl eine Viertelstunde lang; da begann das Kanonieren wieder, und einige Sekunden später lehnten sich die Kameraden, die vorn standen, aus dem Fenster und stellten ihr Feuer ein. Meine Patrontasche war fast leer, ich holte frische Munition bei den Todten.

Der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ kam näher. Plötzlich schwenkte die Spitze unserer Kolonnen mit ganz schwarzer und zerfetzter Fahne auf den Kirchenplatz ein und marschirte unsere Straße herab.

Die Preußen zogen sich zurück. Gerne wären wir alle gleich hinab, aber zwei- oder dreimal machte unsere Kolonne wegen der Kartätschen Halt; Schreien und Kanonieren mischte sich auf's neue. Zebedäus, der hinaussah, lief endlich an die Leiter und stieg hinab; unsere Kolonne war über die Scheune hinaus marschirt und wir gingen alle der Reihe nach herab, ohne uns nach unsern von den Bombensplittern zerfetzten Kameraden umzusehen, obgleich einige von ihnen mit herzzerreißender Stimme baten, man möchte sie mit fortnehmen.

Aber so ist der Mensch: die Furcht, gefangen zu werden, macht ihn grausam.

Lange nachher fallen einem diese Abscheulichkeiten wieder ein. Man würde viel geben, wenn man mitleidig, menschlich gewesen wäre, aber es ist zu spät.

XIX.

So gingen wir zu sechs aus der Scheune, in die wir eine Stunde zuvor zu fünfzehn eingetreten waren. Busch und Zebedäus befanden sich unter den Lebenden, die Pfalzburger hatten Glück gehabt.

Einmal draußen, mußte man der Angriffskolonne folgen.

Wir gingen über Haufen von Todten vorwärts, alles war weich unter unseren Füßen, man achtete nicht darauf, ob man einem Verwundeten auf das Gesicht, auf die Brust oder die Glieder trat; man ging vorwärts. Wir erfuhren des andern Tags, daß diese Masse Preußen, die in der Brückenstraße aufgehäuft lagen, von einigen vor der Kirche aufgefahrenen Geschützen niederkartätscht worden waren. Die Hartnäckigkeit dieser Leute war schuld an ihrem Untergang.

Blücher wartete nur darauf, es uns heimzugeben; aber anstatt über die Brücke zu gehen, ließ man uns rechts schwenken und die Häuser besetzen, welche längs dem Bach hin stehen. Die Preußen schossen auf uns aus allen Fenstern. Nachdem wir uns in den Häusern verschanzt hatten, eröffneten wir das Feuer auf ihre Geschütze, was sie zwang, zurückzugehen.

Schon sprach man davon, den jenseitigen Theil des Dorfs im Sturm zu nehmen, als sich das Gerücht verbreitete, daß ein fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann starkes preußisches Korps von hinten, von Charleroi her, anrücke. Das war jedermann unbegreiflich; wir hatten von den Ufern der Sambre an alles ausgefegt. Das Korps, welches uns in den Rücken fiel, mußte also in dem Wald versteckt gewesen sein.

Es mochte etwa halb sieben Uhr sein, das Gefecht bei Saint-Amand schien sich auszudehnen; Blücher warf seine Hauptmacht nach dieser Seite hin; es war der günstigste Augenblick, um den andern Theil des Dorfes zu nehmen, aber dieses neue Korps zwang uns zuzuwarten.

Die Häuserreihen zu beiden Seiten des Bachs waren mit Truppen besetzt, rechts die Franzosen, links die Preußen.

Das Feuern hörte auf, einzelne Schüsse fielen wohl noch, aber es waren gezielte Schüsse. Man beobachtete sich herüber

und hinüber, als wollte man sagen: „Laßt uns ausschnaufen, dann können wir einander ja wieder packen.“

Die Preußen in den Häusern gegenüber mit ihren blauen Röcken, kupferbeschlagenen Tschakos und gewichsten Schnurrbärten waren lauter kräftige Leute, alte Soldaten mit breitem Kinn und abstehenden Ohren. Sie sahen aus, als wollten sie uns ungespitzt in den Boden schlagen. Auch ihre Offiziere sahen scharf herüber.

Längs der beiden Straßen, die sich am Bach hinziehen und im Bache selber lagen ununterbrochene Reihen Todter; ihrer viele lehnten in sitzender Stellung an der Mauer: während des Kampfes schwer verwundet, hatten sie noch die Kraft gehabt, sich aus dem Getümmel zurückzuziehen, und sich an der Mauer niedergekauert, wo sie an Blutverlust starben. Im Bache selber standen mehrere aufrecht, mit den Händen am Ufer angeklammert, als ob sie hinaufklettern wollten, aber sie rührten sich nicht mehr; und in den dunkeln Winkeln, in die ein Sonnenstrahl fiel, sah man auch welche, deren Körper von Schutt, Steinen und Balken jammervoll zerquetscht war.

Der Kampf bei Saint-Amand wurde immer heftiger, das Rollen des Kanonendonners schien höher und höher zu steigen und hätten wir nicht alle dem Tod gegenüber gestanden, so hätten wir dieses großartige Getöse bewundern müssen. Bei jedem neuen Rollen gingen hunderte von Menschen zu Grunde, und das währte ohne Unterlaß so fort, daß die Erde zitterte.

Wir schnauften aus, aber bald bekamen wir einen rasenden Durst. Während des Gefechts hatte keiner dies schreckliche Gefühl empfunden; jetzt wollten alle trinken.

Unser Haus lag an der Ecke links von der Brücke und das bischen Wasser, welches in dem Schlamm des Baches

hinfloß, war roth von Blut. Aber zwischen unserem und dem nächstliegenden Hause befand sich mitten in einem kleinen Garten ein Ziehbrunnen zum Gießen; wir betrachteten ihn sehnsüchtig mit seiner steinernen Einfassung und seinen hölzernen Pfosten. Trotz dem Kartätschenfeuer hingen die Eimer noch an der Kette. Drei Mann lagen, mit dem Gesicht auf dem Boden und die Arme ausgestreckt, in dem Fußweg, welcher zu diesem Platz hinführte; sie hatten auch trinken wollen und die Preußen hatten sie erschossen.

So standen wir denn alle, Gewehr bei Fuß, da und schauten nach dem Brunnen. Einer meinte: „ich gäbe die Hälfte meines Bluts für ein Glas Wasser.“ Ein anderer: „ja, aber die Preußen passen scharf auf!“

So war's auch, die Preußen, die hundert Schritt von uns standen und vielleicht auch Durst hatten, erriethen unsere Gedanken. Die Schüsse, die noch fielen, rührten davon her; wenn einer hinaus trat und die Straße entlang lief, schoß man ihn sogleich nieder und so quälten wir uns gegenseitig elendiglich.

Das dauerte wenigstens eine halbe Stunde, bis die Kanonade zwischen Saint-Amand und Ligny zunahm, und wir sahen, daß man von der Anhöhe zwischen den beiden Dörfern mit Kartätschen auf die Preußen schoß, denn bei jeder Salve wurden ihre dichten Reihen gelichtet; dieser neue Angriff brachte eine große Aufregung hervor.

Busch, der sich bis dahin nicht von der Stelle gerührt hatte, eilte durch die Gartenthüre zu dem Brunnen hin; er stellte sich hinter die steinerne Einfassung und aus den beiden Häusern gegenüber wurde sofort ein derartiges Feuer auf ihn eröffnet, daß bald Geländer und Pfosten von Kugeln durchlöchert waren. Nun fingen aber auch wir auf's Neue

an, nach den Fenstern zu schießen, und in einer Minute war das Feuer von einem Ende des Dorfes bis zum andern wieder im Gang; der Rauch breitete sich nach allen Seiten hin aus.

In diesem Augenblick rief's unten: „Joseph! Joseph!“

Es war Busch; er hatte den Muth gehabt, den Eimer aufzuziehen, auszuhängen, und nachdem er getrunken, herüberzubringen. Mehrere Alte wollten ihm denselben nehmen, aber er rief: „Zuerst kommt mein Kamerad! laßt los, oder ich schütt alles aus!“

So mußten sie wohl auf mich warten. Ich trank was ich konnte, dann kam's an die andern, und die, welche oben geblieben waren, eilten hinunter und tranken den Rest. Damals bewies Busch, daß er mich lieb hatte. Ganz vergnügt gingen wir mit einander wieder hinauf.

Nach meiner Schätzung mocht' es jetzt 7 Uhr sein, die Sonne ging unter; unsere Häuser warfen ihren Schatten bis an den Bach, die der Preußen waren noch beleuchtet und ebenso die Anhöhe von Bry, von der neue Truppen im Laufschritt herabkamen. Die Kanonade von unserer Seite war heftiger als je.

Heute ist es allbekannt, daß zwischen 7 und 8 Uhr abends, mit Einbruch der Nacht, der Kaiser die alte Garde sofort zu unserer Unterstützung beorderte, als er inne wurde, daß die preußische Kolonne, die man in unserem Rücken signalisirt hatte, das Korps des Generals Erlon war, der sich zwischen der Schlacht die Ney bei Quatrebras den Engländern lieferte und der unsrigen, verirrt hatte.

Ein Lieutenant, der sich bei uns befand, sagte: „Jetzt kommt der Hauptangriff. Achtung!“

Zwischen den beiden Dörfern wimmelte es von preußischer Kavallerie, die sich fast ganz dort befand. Wir spürten, ohne

etwas zu sehen, hinter uns eine starke Bewegung; der Lieutenant wiederholte: „Achtung auf's Kommando! Daß mir keiner hintendrein kommt! Der Angriff geht los.“ Wir machten alle die Augen auf.

Je näher die Nacht rückte, desto röther wurde der Himmel in der Richtung von Saint-Amand. Bei dem Lärm der Kanonade gab man nicht weiter Acht darauf, aber bei jeder Salve stand der Himmel förmlich in Flammen.

Der Lärm hinter uns wuchs. Plötzlich war die große Straße, die sich längs des Baches hinzieht, von der Brücke bis zum jenseitigen Ende des Dorfes, voll von unsern Truppen. Auf dem linken Ufer und weiter zurück feuerten die Preußen aus den Fenstern; wir antworteten nicht mehr. Der Ruf erscholl: „die Garde! . . . Da kommt die Garde!“

Ich weiß nicht, wie diese ungeheure Menge Menschen über den schlammigen Graben hinüberkam, ganz bestimmt auf Brettern, denn im Handumkehren waren unsere Truppen massenhaft auf dem linken Ufer.

Die große Batterie, welche die Preußen oberhalb der Schlucht zwischen den beiden Dörfern aufgepflanzt hatten, riß förmliche Gassen in unsere Reihen. Sie schlossen sich aber sogleich wieder und drangen unaufhaltsam hinauf. Der Rest unserer Division ging im Laufschritt über die Brücke, die reitende Artillerie folgte mit ihren Geschützen im Galopp.

Jetzt gingen auch wir hinab, aber noch ehe wir an die Brücke kamen, rückten Kürassiere hinüber, nach den Kürassieren kamen Dragoner und Gardegrenadiere zu Pferd; überall setzte Kavallerie über, im Dorf und außerhalb desselben; es war ein förmliches neues Heer, ein zahlloses Heer.

Oben in der Höhe fing das Gemetzel wieder an; diesmal war's eine Schlacht im freien Feld. Die Nacht brach

ein; die preußischen Karrees hoben sich deutlich auf dem Hügel ab, wenn sie Feuer gaben. Wir stürmten über Todte und Verwundete weg. Vor dem Dorf draußen sahen wir ein Reiterhandgemenge; man konnte nur noch weiße Kürasse unterscheiden, welche die Reihen der Uhlanen durchsetzten ... Alles war durcheinander gemengt; dann formirten sich die Kürassiere wieder und zogen festgeschlossen wie eine Mauer ab.

Es war schon dunkel, man sah bei dem dichten Rauch nicht fünfzig Schritt weit vor sich hin. Alles war in Bewegung, alles stieg gegen die Mühlen hinauf; der Donner des Galopps, das Schreien, die Kommandos, die Rottenfeuer in weiter Ferne, alles vermischte sich. Mehrere Karrees wurden durchbrochen. Von Zeit zu Zeit erblickte man beim Feuer der Schüsse einige Reiter, einen Uhlanen, der vorgebeugt auf seinem Gaul, einen Kürassier, der mit seinem breiten weißen Rücken und dem wehenden Roßschweif auf dem Helm wie eine Kugel hinflog, und zwei oder drei Infanteristen, die mitten durch das Getümmel eilten; das ging rasch wie ein Blitz vorüber! Auch das zerstampfte Getreide, der strömende Regen (denn es war ein Gewitter ausgebrochen) die Verwundeten unter den Hufen der Rosse, alles tauchte nur eine Viertelsekunde aus der Nacht auf.

Bei jedem Flinten- oder Pistolenschuß sah man solche Szenen zu Tausenden und aber Tausenden, daß es nicht zu sagen ist. Aber alles rückte hinauf, alles entfernte sich von Ligny, wir waren Meister und hatten das feindliche Centrum durchbrochen; die Preußen vertheidigten sich nur noch ganz oben auf der Höhe, in der Nähe der Mühlen und in der Richtung gegen Sombref auf unsrem rechten Flügel. Saint-Amand und Ligny blieben in unserer Gewalt.

Jetzt wußten wir, unserer zehn oder zwölf von der Kom-

panie, zwischen dem Schutt der Bauernhäuser und mit beinahe leerer Patrontasche, nicht mehr, nach welcher Seite wir uns wenden sollten. Zebedäus, Leutnant Bretonville und Kapitän Florentin waren verschwunden; der Serschant Rabot führte uns. Der Alte war klein, hager und schlecht gebaut, aber hart wie Eisen, er schielte auf einem Auge und mußte in seiner Jugend rothe Haare gehabt haben.

Während ich ihn so schildere, hör' ich ihn ruhig sagen:

„Die Schlacht ist gewonnen! Rechts um! vorwärts marsch!"

Einige verlangten, man solle jetzt abkochen, denn seit 12 Stunden regte sich der Hunger. Der Serschant aber ging mit seinem Gewehr auf der Schulter schmunzelnd das Gäßchen hinab und wiederholte spöttisch:

„Abkochen! abkochen! Wartet, der Proviantmeister kommt gleich."

Wir folgten ihm in dem finstern Gäßchen; unterwegs trafen wir einen Kürassier auf seinem Pferde, der uns den Rücken zukehrte; er hatte einen Säbelhieb im Bauch und sich dorthin zurückgezogen; das Pferd drückte sich an die Mauer, damit er nicht herunterfiel. Als wir vorüberzogen, rief er uns:

„Kameraden!"

Aber keiner drehte auch nur den Kopf nach ihm um.

Zwanzig Schritte weiter stand ein altes von Kugeln ganz durchlöchertes Bauernhaus, es hatte jedoch noch die Hälfte seines Strohdachs, deshalb wählte es der Serschant Rabot zum Nachtquartier, und wir traten hintereinander ein; es war finster wie in einem Ofen; der Serschant ließ Pulver auf seiner Zündpfanne aufblitzen, da sahen wir, daß es eine Küche war; rechts war der Heerd, links die Treppe, und auf dem Boden lagen fünf oder sechs Preußen und Franzosen, bleich wie Wachs und mit offenstehenden Augen.

„Sei's drum," sagte der Serschant, „das ist unser Schlafsaal, macht's Euch bequem, die Schlafkameraden werden uns nicht stoßen."

Da man wohl sah, daß man auf die Lebensmittelaustheilung nicht zu warten brauchte, hängten alle ohne ein Wort zu sprechen den Tornister ab, lehnten ihn an die Wand und legten sich mit dem Kopf drauf. Man hörte noch Gewehrfeuer, aber weit droben auf der Höhe. Der Regen fiel in Strömen. Der Serschant schloß die Thür, welche nur angelehnt war, dann zündete er ruhig seine Pfeife an, während mehrere schon schnarchten; ich sah ihn an dem kleinen Fenster stehen, dessen Scheiben alle zerbrochen waren; er rauchte. Er war ein harter, strenger Mann, hatte drei Borten, konnte lesen und schreiben; eigentlich hätte er längst Offizier sein müssen, da er auch viele Wunden hatte, aber er war gar zu schlecht gebaut. Endlich legte er sich auch auf seinen Tornister, und bald schliefen wir alle.

Es mochte eine gute Weile verflossen sein, als ich an einem Geräusch erwachte, man strich um unser Haus herum... ich richtete mich auf, um zu horchen... In demselben Augenblick versuchte man die Thüre von außen zu öffnen. Unwillkürlich that ich einen Schrei.

„Was gibt's?" fragte der Serschant.

Und da sich die Schritte eiligst entfernten, drehte er sich auf die andere Seite und sagte:

„Aha! die Nachtvögel! fort ihr Kanaillen, fort, oder ich schick euch eine Kugel nach."

Er schwieg. Ich aber war an's Fenster getreten und sah, wie die ganze Straße entlang Marodeurs die Verwundeten und Todten ausplünderten. Sie schlichen von einem zum andern, der Regen strömte immer heftiger. — Es war zu

schauerlich. Gleichwohl legte ich mich wieder hin und schlief, dank meiner großen Müdigkeit, abermals ein.

Mit Tagesanbruch war der Serschant munter und rief: „Vorwärts!“

Wir verließen die Hütte und gingen das Gäßchen wieder hinauf. Der Kürassier lag jetzt auf dem Boden, das Pferd stand immer noch ruhig neben ihm. Der Serschant nahm es beim Zügel, führte es hundert Schritte weiter in einen Baumgarten, zäumte es ab und rief: „Geh, friß, man wird dich schon wieder holen!“ Das arme Thier lief langsam weiter.

Wir gingen raschen Schritts einen Fußweg entlang, der sich hinter Ligny hinzieht; Felder und Gartenbeete stießen an den Weg; der Serschant sah sich im Vorbeigehen überall um; er bückte sich, um einige stehen gebliebene Karotten und Rüben auszureißen. Ich folgte flugs seinem Beispiel, während unsere Kameraden vorwärts eilten, ohne umzublicken.

Da sah ich, wie gut es ist, wenn man die Bodenerzeugnisse kennt, denn ich fand zwei schöne Rüben und Karotten, die roh sehr gut sind; aber ich machte es, wie der Serschant und legte sie in meinen Tschako; dann sputete ich mich, um den Trupp wieder einzuholen, der auf die Feuer von Sombref zumarschirte.

Im Uebrigen fällt es mir nicht ein, euch die Hochebene hinter Ligny schildern zu wollen, wo unsere Kürassiere und Dragoner alles niedergemetzelt hatten. Nichts als Knäuel von Menschen und Pferden; die Pferde streckten den langen Hals auf dem Boden aus, die Menschen lagen drunter, todt oder verwundet.

Einige hoben die Hand auf, um uns ein Zeichen zu geben, die Pferde versuchten es, aufzustehen, fielen aber wieder um und zerquetschten die drunter liegenden noch ärger.

Blut! überall Blut! die Richtung der Kanonen- und Kartätschenkugeln war durch lange rothe Streifen an den Abhängen bezeichnet, wie man bei uns, wenn der Schnee geht, die Spur der Gießbäche im Sande sieht. Und! wollt ihr die Wahrheit wissen? das alles ließ mich fast ungerührt.

Ehe ich nach Lützen zog, hätte mich ein solcher Anblick rücklings zu Boden geworfen. Ich hätte gedacht: Unsere Herrn halten also die Menschen für Thiere? Wirft uns der liebe Gott den Wölfen zum Fraße vor? Haben wir Mütter, Schwestern, Freunde, Wesen, die uns lieben auf Erden, und schreien sie nicht nach Rache?

Tausend ähnliche Gedanken und noch schärfere und strengere hätte ich gehabt, aber jetzt dachte ich nichts mehr. Hatte ich doch massenhaftes Gemetzel, Grausamkeiten aller Art und alle Tage gesehen und mußte mir sagen: „der Stärkste hat immer recht. Der Kaiser ist der Stärkste, er winkt uns zu kommen, und wohl oder übel, müssen wir von Pfalzburg, von Zabern und überall her erscheinen, uns in Reih und Glied stellen und marschiren. Wer auch nur entfernt Miene machte zum Widerstand, würde auf der Stelle erschossen. Marschälle, Generäle, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten folgen der Parole und wagen sich nicht zu rühren ohne Befehl; und die andern gehorchen der Armee. Der Kaiser ist's, der alles will, alles kann und alles macht. Wär's da nicht sehr dumm vom Joseph Berthold, wenn er sich unterstehen wollte zu glauben, der Kaiser könne auch einmal in seinem Leben unrecht haben? Wär' das nicht ganz und gar widersinnig?“

So dachten wir alle, und wenn Napoleon Kaiser geblieben wäre, so hätte heute ganz Frankreich keinen andern Gedanken.

Mich freuten nur meine Karotten und Rüben, denn als

wir um's Lager herumgingen, um unser Bataillon aufzusuchen, hatten wir erfahren, daß noch kein Proviant vertheilt worden war; man hatte nur eine Portion Branntwein und frische Munition erhalten.

Die Alten hatten sich aufgemacht, um die Feldkessel zu füllen; die Rekruten, welche noch nicht wußten wie man im Felde lebt, und welche unglücklicherweise ihr Brod schon verspeist hatten — was einem mit 20 Jahren passiren kann, wenn man marschirt und Hunger hat — die waren der Mühe überhoben, den Löffel einzutunken.

Gegen sieben Uhr kamen wir endlich bei unserem Kompanielagerplatz an. Zebedäus schien erfreut, mich zu sehen, kam mir entgegen und sagte:

„Ich bin froh, daß du da bist, Joseph! Aber was bringst du mit? Wir haben ein fettes Zicklein erwischt, haben auch Salz, aber nicht ein Stück Brod."

Ich zeigte ihm meinen übrigen Reis, meine Karotten und meine Rüben.

„So ist's recht," sagte er, „wir kriegen die beste Fleischbrühe vom ganzen Bataillon."

Ich verlangte, daß man Busch mitessen lasse, und die sechs Mann von unserem Kessel, welche glücklicherweise alle mit Kolbenstößen und leichten Schrammen weggekommen, waren damit einverstanden. Der Tambourmajor Padoue meinte lachend:

„Die Alten sind halt immer die Alten, sie kommen nie mit leeren Händen."

Wir schauten nach dem Kessel von fünf Rekruten hinüber, in dem man nichts als Reis in purem Wasser schwimmen sah und nickten einander zu, denn wir hatten eine gute kräftige Suppe, die ihren Duft ringsum verbreitete.

Um acht Uhr aßen wir mit einem Appetit, den man sich denken kann. Nie, selbst an meinem Hochzeitstag nicht, hab ich besser gegessen, es thut mir heute noch wohl, wenn ich dran denke. Wenn man alt wird, ist man von dergleichen nicht mehr entzückt wie in der Jugend, aber immerhin bleibt's eine angenehme Erinnerung. Das gute Essen hielt denn auch lange bei uns vor; den armen Rekruten aber mit ihrem Bischen Brod, das vom Platzregen durchweicht war, wie eine Pastete, ging's am folgenden Tag, am 18., hart hin. Dieser Feldzug war so kurz, wie schrecklich. Wohl ist jetzt alles vorüber, doch kann man an das große Elend nicht ohne Rührung denken und dankt Gott, daß man davongekommen ist.

Das Wetter schien sich wieder aufhellen zu wollen, die Sonne fing an durch die Wolken zu dringen. Wir waren kaum mit dem Essen fertig, als auf der ganzen Linie Allarm geschlagen wurde.

Eben zogen nämlich die Preußen ihren Nachtrab aus Sombref heraus, und es handelte sich drum, sie zu verfolgen. Einige meinten sogar, man hätte damit beginnen und unsere leichte Kavallerie aussenden sollen, um Gefangene zu machen; man hörte aber nicht auf sie, der Kaiser wußte wohl, was er that. So viel ich mich jedoch erinnere, wunderte sich jedermann darüber, daß man nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, den Sieg verfolgte. Die Alten hatten das nie gesehen. Man nahm an, der Kaiser bereite einen Hauptschlag vor, er habe den Feind durch Ney umgehen lassen und dergleichen mehr.

Inzwischen begann der Verles; General Gerard kam, um das vierte Korps zu inspiziren. Unser Bataillon hatte am meisten gelitten, weil wir bei drei Angriffen immer an der Spitze waren. Wir hatten an Verwundeten: den Major Gemeau und den Kapitän Vidal; an Todten: die Hauptleute

Gregoire und Vignot; sieben Lieutenants und Unterlieutenants und 360 Mann waren kampfunfähig. Zebedäus sagte, es sei ärger als bei Montmirail, und man werde das Bataillon vor dem Abmarsch ergänzen. Glücklicherweise rückte das vierte Bataillon unter Major Delong, welches von Metz kam, für uns in Linie.

Kapitän Florentin, der uns führte, kommandirte: „Links um“ und wir marschirten in's Dorf hinunter, bis in die Nähe der Kirche, wo eine Menge Wagen aufgestellt waren; man vertheilte uns in kleine Trupps, um das Aufsuchen der Verwundeten zu überwachen. Einige Jägerabtheilungen erhielten Befehl, die Wagenzüge bis Fleurus zu geleiten, weil es in Ligny an Platz mangelte; die Kirche war schon voll solcher Unglücklichen.

Nicht wir, sondern die Regiments-Chirurgen und einige Aerzte aus der Umgegend, die man requirirt hatte, suchten die Verwundeten aus; bei vielen derselben war es zu schwer, sie von den Todten zu unterscheiden. Wir halfen sie nur in die Wagen auf's Stroh legen. Ich kannte das seit der Schlacht von Lützen; ich wußte, was man bis zur Heilung ausstehen muß, wenn man eine Kugel, einen Bombensplitter oder einen Stich im Leib hat, wie ihn unsere Kürassiere austheilen. So oft ich einen der Unglücklichen aufheben sah, dankte ich Gott, daß er mich nicht in diesen Zustand versetzt hatte, und bei dem Gedanken, daß mir ein Gleiches hätte begegnen können, mußte ich mir sagen: „du weißt nicht, wie viele Flinten- und Kartätschenkugeln an dir vorbeigeflogen sind, sonst wär's gar zu schauerlich.“ Ich war erstaunt, daß so viele von uns diesem Blutbad hatten entrinnen können, das viel ärger war, als das bei Lützen und selbst das bei Leipzig, weil die Schlacht nur fünf Stunden lang dauerte, und die Todten an vielen

Stellen doch zwei und drei Fuß hoch lagen. Das Blut lief in Bächen drunter weg. In der ganzen Hauptstraße, durch welche die Geschütze gekommen waren, war's wie ein rother Brei: ein Brei aus Fleisch und zermalmten Knochen.

Man muß das sagen, um die jungen Leute aufzuklären. Ich werde nicht mehr zu Feld ziehen, in meinem Alter ist man gottlob darüber hinaus! Aber die vielen jungen Leute, welche nur an den Krieg denken, anstatt ehrlich zu arbeiten und ihre alten Eltern zu unterstützen, sollen's wissen, wie man mit den Leuten umgeht. Sie sollen sich vorstellen, wie es den Unglücklichen, welche ihre Kindespflicht nicht erfüllten, zu Muth sein mag, wenn sie da in einer Gasse liegen oder auf der Heerstraße mit einem Glied weniger, und die Kanonen kommen hören, die zwölf bis fünfzehntausend Pfund wiegen und die kräftigen, schwerbeschlagenen Rosse, die wiehernd einhergaloppiren.

In diesem Augenblick werden sie ihre armen Eltern vor sich sehen, wie sie vor dem Häuschen im Dorfe standen und die Arme nach ihnen ausbreiteten, während sie fortzogen mit dem Ruf: „Ich geh'! ... und komm mit Kreuz und Epauletten wieder!"

Ja! ja! wenn die weinen und Gott um Verzeihung bitten könnten, wie würde man sie schreien und jammern hören.

Aber sie haben keine Zeit mehr dazu — Kanonen und Munitionswägen mit einer Last Bomben und Kugeln kommen angefahren — sie hören zum Voraus ihre Knochen krachen ... und jetzt geht's über ihren Leib weg wie durch Straßenkoth.

Wenn man alt ist und Kinder hat, die man liebt, ist's ein fürchterlicher Gedanke, daß ihnen ein solches Unglück widerfahren könnte. Man gäbe sein letztes Hemd, um sie nicht ziehen lassen zu müssen.

Aber all' das hilft zu nichts; die schlechten Herzen sind unverbesserlich, und die guten thun von selber ihre Pflicht. Begegnet ihnen ein Unglück, so bleibt ihnen wenigstens das Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes. Sie ziehen ja nicht fort aus eitler Ruhmsucht, um ihres gleichen zu tödten . . . sie ziehen fort weil sie müssen; sie haben sich nichts vorzuwerfen: sie vertheidigen ihr Leben, und das vergossene Blut kommt nicht über ihr Haupt.

Doch ich muß aufhören, euch diese Schlacht und das Aufsuchen der Verwundeten zu schildern. Ich habe da Dinge gesehen, die man fast nicht glauben kann: Menschen, die im Augenblick der höchsten Wuth getödtet wurden, und auf deren Gesicht unverändert ein fürchterlicher Ausdruck lag; noch hielten sie, aufrecht an die Wand gelehnt, das Gewehr in der Hand, und beim bloßen Anblick meinte man sie schreien zu hören: „Fällt 's Gewehr! keinen Pardon!“

Wieder andere sah ich, die schon halb todt einander noch zu erwürgen suchten. Es ist ja bekannt, daß man in Fleurus Preußen und Franzosen trennen mußte, weil sie sich von ihren Betten und Strohsäcken erhoben, um sich zu zerreißen und zu zerfleischen!

Der Krieg! . . . wer den Krieg will, wer die Menschen zu wilden Thieren macht, der lädt eine fürchterliche Schuld auf sich! . . .

XX.

Das Aufsuchen der Todten dauerte bis zum Abend. Gegen Mittag durchlief der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ das ganze Lager von Bry bis Sombref. Napoleon hatte Fleurus mit seinem Generalstab verlassen und inspizirte die Armee oben

auf der Höhe. Das Rufen dauerte ungefähr eine Stunde, dann wurde alles still; die Armee mußte sich in Marsch gesetzt haben.

Wir warteten lange auf den Befehl zu folgen; da er nicht eintraf, entfernte sich Kapitän Florentin endlich, um Erkundigungen einzuziehen, kam im Galopp zurück und gab Befehl zur Sammlung. Die zerstreuten Haufen des Bataillons vereinigten sich, und im beschleunigten Schritt ging's wieder das Dorf hinauf.

Alles war fort. Viele andere Abtheilungen hatten ebenfalls keine Weisungen erhalten, und die Straßen gegen Saint-Amand wimmelten von Soldaten. Einige zurückgebliebene Kompanien marschirten quer durch die Felder auf die Straße links zu, wo man den Troß in endlos langer Reihe hinziehen sah: Munitions-, Proviant- und Gepäckwagen aller Art.

Ich habe oft gedacht, daß es ein Glück gewesen wäre, an diesem Tage so zurückgelassen zu werden, wie die Division Gerard in Saint-Amand; man hätte uns niemals Vorwürfe machen können; da wir den Befehl hatten, die Verwundeten aufzusuchen, so war alles in Ordnung, aber der Kapitän Florentin hätte sich für entehrt gehalten.

Wir marschirten tüchtig drauf los. Es fing wieder an zu regnen, man rutschte auf dem Boden aus, und die Nacht brach ein. Ich habe nie abscheulicheres Wetter erlebt, selbst nicht in Deutschland beim Rückzug von Leipzig; es schüttete wie mit Kübeln und wir liefen geduckt, das Gewehr unter'm Arm, mit dem Mantelzipfel über der Batterie, so durchnäßt, daß es nicht ärger hätte sein können, wenn wir durch einen Fluß gegangen wären. Und welch ein Dreck! —

Zu allem hin regte sich der Hunger wieder. Busch brummte von Zeit zu Zeit: „Ich muß sagen, ein Dutzend

große in der Asche gebratene Kartoffeln wie im Harberg wären gar nicht übel. Man ißt bei uns zu Haus nicht alle Tage Fleisch, aber man hat wenigstens Kartoffeln."

Ich sah im Geist unser warmes Stübchen in Pfalzburg, den frischgedeckten Tisch, Vater Gulden vor seinem Teller und Kathrine, die uns eine gute kräftige Suppe auftrug, während die Kotteleten auf dem Rost dampften. Der Gedanke, hier sein zu müssen, machte mich ganz schwermüthig und wenn es nichts gebraucht hätte, als mir den Tod zu wünschen, um von allem befreit zu werden, so wäre ich schon längst nicht mehr auf dieser Welt.

Die Nacht war angebrochen, sie war ganz dunkel; ohne die Geleise, in die man bis um die Knie einsank, hätte man kaum den Weg gefunden, aber man durfte nur im Dreck fortwaten, so war man sicher, sich nicht zu verirren. Zwischen sieben und acht Uhr hörte man in der Ferne donnern, die einen sagten: „es ist ein Gewitter," die andern: „es sind Kanonen."

Viele Nachzügler folgten uns; um acht Uhr kamen wir in Quatrebras an. Das sind zwei einander gegenüber liegende Häuser an der Kreuzung der Straße von Nivelles nach Namur mit der von Brüssel nach Charleroi. Diese Häuser waren von Verwundeten voll gepfropft. — Der Marschall Ney hatte dort den Engländern eine Schlacht geliefert, um sie zu verhindern, den Preußen auf dem Weg, den wir eben kamen, zu Hülfe zu eilen; er hatte nur 20,000 Mann gegen 40,000; aber der Gerber Nikolas Cloutier behauptet heute noch, er hätte uns die Hälfte seiner Truppen zu Hülfe senden sollen, um die Preußen von hinten zu fassen, als ob es nicht schon sehr viel gewesen wäre, daß er die andern aufhielt. Für Leute seinesgleichen ist halt alles leicht; wenn sie aber selber kommandiren

müßten, könnte man sie mit vier Mann und einem Korporal davonjagen.

Unten in den Gersten= und Haberfeldern war alles voll von Todten; dort sah ich die ersten Rothröcke auf der Straße ausgestreckt liegen.

Der Kapitän ließ Halt machen, er gieng allein in das zur Rechten liegende Haus hinein; wir warteten eine Zeitlang im Regen, bis er mit dem Divisionsgeneral Donzelot wieder unter die Thüre trat. Dieser lachte, weil wir der Armee in der Richtung von Namur hätten folgen sollen und uns in Ermanglung näherer Weisungen nach Quatrebras gewandt hatten. Wir erhielten gleichwohl Befehl, ohne Verzug unsern Weg fortzusetzen.

Mir war's, als müßt' ich jeden Augenblick in Ohnmacht fallen; es wurde aber noch schlimmer, als wir die Wagenkolonne einholten, denn da mußte man auf der Böschung der Straße und auf den Feldern neben marschiren, und je weiter man vorwärts kam, desto tiefer sank man in dem weichen Boden ein. Gegen eilf Uhr kamen wir in ein großes Dorf, Namens Genappe, das sich zu beiden Seiten der Straße hinzieht. Das Gewirr der Kanonen, Proviant= und Gepäckwagen in dieser Straße zwang uns auf einer Brücke rechts über die Thy zu gehen, und von dort an marschirten wir nur noch quer durch die Frucht= und Hanf=Felder, wie Wilde, die nichts verschonen. Die Nacht war so finster, daß auf je zweihundert Schritte Dragoner als Wegweiser aufgestellt waren, die fortwährend riefen: „da hinaus! da hinaus!"

Um Mitternacht kamen wir an einer Biegung der Straße an, in deren Nähe ein strohgedecktes Bauernhaus lag, das voll von Stabsoffizieren war; es konnte nicht weit von der

Hauptstraße sein, denn man hörte die Kavallerie, Artillerie und den Train, wie einen Strom vorüberbrausen.

Kaum war der Kapitän in das Haus getreten, so stürzten sich viele von uns über die Hecken weg in den Garten; ich macht' es wie die andern und riß Rüben aus. Fast im selben Augenblick folgte das ganze Bataillon diesem Beispiel, trotz allem Rufen der Offiziere; jeder grub mit dem Bajonnet aus, was er konnte und zwei Minuten später war nichts mehr da. Serschanten und Korporäle waren mit dabei, und als der Kapitän zurückkam, standen wir schon wieder im Glied. — Die, welche im Feld stehlen und rauben, verdienen erschossen zu werden, aber mein Gott! die Dörfer, durch die man kam, hatten nicht den vierten Theil der zur Ernährung so vieler Leute nöthigen Lebensmittel. Die Engländer hatten schon fast Alles weggenommen. Wir hatten wohl noch etwas Reis, aber Reis ohne Fleisch hält nicht lange vor. Die Engländer ihrerseits bekamen Ochsen und Hämmel von Brüssel her, sie waren gut genährt und strahlten von Gesundheit. Wir aber waren zu rasch vorgerückt, das Lebensmittelfuhrwesen war zurückgeblieben, und am andern Tag, an dem die fürchterliche Schlacht bei Waterloo stattfand, erhielten wir blos unsere Portion Branntwein.

Wir marschirten weiter, eine kleine Anhöhe hinauf, und erblickten dort trotz des Regenwetters das Lager der Engländer. Man ließ uns in den Fruchtfeldern Stellung nehmen zwischen andern Regimentern, die man nicht sah, weil Befehl gegeben war, kein Feuer anzuzünden, aus Furcht, den Feind, wenn er uns aufmarschiren sähe, zu verscheuchen und zur Fortsetzung seines Rückzugs zu veranlassen.

Nun denkt Euch die Leute bei Schlagregen in den Fruchtfeldern liegend, wie wahre Zigeuner, schnatternd vor Kälte, mit

dem Vorhaben ihresgleichen niederzumetzeln, glücklich eine Rübe, eine Möhre oder was immer zu haben, um sich ein wenig bei Kräften zu erhalten. Ist das ein Leben für anständige Leute? Hat uns Gott dazu erschaffen und auf die Welt gesetzt? Ist es nicht wahrhaft abscheulich, sich sagen zu müssen, daß ein König, ein Kaiser, anstatt die Staatsgeschäfte zu überwachen, den Handel zu beleben, den Volksunterricht, Freiheit und gute Sitten zu verbreiten, uns ohne Weiteres hunderttausendweis in einen solchen Zustand versetzt? ... Ich weiß recht gut, daß man das Ruhm nennt, aber die Völker sind sehr dumm, solche Leute ruhmwürdig zu finden ... Wer das thut, muß sein bißchen Verstand, Herz und Religion ganz und gar verloren haben.

Trotz alledem bekamen wir Zähneklappern vor Kälte und mußten sehen, wie die Engländer vor uns sich an ihren großen Feuern wärmten und guter Dinge waren, nachdem sie ihre Portionen Fleisch, Branntwein und Tabak gefaßt hatten. Ich dachte: „da sollen nun wir arme Teufel, bis auf's Mark durchnäßt, diese Leute angreifen, die voll Selbstvertrauen sind, und denen es weder an Kanonen, noch an sonst etwas fehlt, die mit vollem Bauch und mit warmen Füßen schlafen, während wir hier im Koth liegen!“

Die ganze Nacht hindurch war ich über diesen Anblick empört; Busch meinte: „Der Regen thut mir nichts, ich habe ganz andere ausgestanden, wenn ich auf dem Anstand war, aber dann hatte ich doch wenigstens ein Stück Brod, Zwiebeln und Salz.“

Er war sehr böse; ich meinestheils war von meinem eigenen Loos ganz gerührt und sagte nichts. Zwischen zwei und drei Uhr ließ der Regen nach; Busch und ich lagen Rücken an Rücken, um uns zu wärmen, in einer tiefen Furche, und vor übergroßer Müdigkeit schlief ich endlich ein.

Nie werde ich den Augenblick vergessen, da ich gegen fünf Uhr morgens erwachte. Die Glocken der umliegenden Dörfer in der großen Ebene läuteten zur Frühmesse und als ich das zerstampfte Getreide, meine rechts und links gelagerten Kameraden und den grauen Himmel ansah, erstarrte mir das Herz vor Verzweiflung. Die Glocken, die sich von Planchenois bis Genappe, Frichemont und Waterloo Antwort gaben, riefen mir Pfalzburg in's Gedächtniß:

„Heut ist's Sonntag,“ dachte ich, „der Tag des Friedens und der Ruhe. Herr Gulden hat gestern seinen Sonntagsrock und ein frisches Hemd über den Sessel gehängt. Jetzt steht er auf und denkt an mich ... Kathrine in unserem Kämmerchen ist auch schon erwacht, sitzt auf dem Bett und weint, und Tante Gretel in Vierwinden macht ihre Läden auf, nimmt ihr Gebetbuch aus dem Schrank und geht zur Messe.“

Ich hörte in Gedanken die Glocken von Dann, Mittelbronn und Bigelberg summen; ich stellte mir das gute, ruhige Leben vor — ich hätte bittere Thränen weinen mögen! Aber da fing das Trommeln an, es tönte, wie bei feuchtem Wetter gewöhnlich, dumpf, unheilverkündend. Auf der Hauptstraße zur Linken schlug man Generalmarsch, die Trompeter bliesen Tagwache, man erhob sich und sah über das Getreide hin. Die dreitägigen Märsche und Kämpfe, das schlechte Wetter und das Ausbleiben der Lebensmittelportionen hatten die Leute verdrießlich gemacht, man sprach nicht miteinander wie bei Ligny, jeder blickte vor sich hin und war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Man sah, daß es eine größere Schlacht geben werde, weil anstatt stark besetzter Dörfer in erster Linie, die eben so viel Einzelkämpfe nöthig machen, hier nur eine große, kahle, von den Engländern besetzte Hochebene war. Hinter

ihren Reihen, oben auf dem Abhang, lag das Dorf Mont=Saint=Jean und viel weiter hinten, fast anderthalb Stunden weit, ein großer Wald, der den Horizont begrenzte. Zwischen den Engländern und uns fiel der Boden sanft ab und erhob sich gegen uns her wieder, man mußte aber an das Feld gewöhnt sein, um dieses kleine Thal zu sehen, welches nach rechts hin tiefer wurde und sich zu einer Schlucht verengte. Am Abhang derselben, auf unserer Seite, deuteten Pappeln und andere Bäume, sowie einige strohbedeckte Häuser hinter Hecken, die Nähe eines Weilers an; das war Planchenois. In derselben Richtung, aber viel höher und hinter dem linken Flügel des Feindes, dehnte sich eine unabsehbare Ebene aus, die mit Dörfchen übersäet war.

Bei regnerischem Wetter und nach einem Gewitter kann man das am deutlichsten unterscheiden; alles ist dann dunkelblau auf hellem Grund. Man konnte bis zu dem kleinen Städtchen Saint=Lambert hinaufsehen, drei Stunden weit rechts von uns. Zu unserer Linken und hinter dem rechten Flügel der Engländer erblickte man noch andere Dörfer, deren Namen ich nie erfahren habe.

Das war's, was man beim ersten Blick über die weite, mit prachtvollen, blühenden Getreidefeldern bedeckte Gegend sah, und jeder fragte sich, warum die Engländer da ständen und welchen Vortheil sie von dieser Stellung hätten. Bei näherer Betrachtung ihrer Linie, welche 1500—2000 Meter von uns entfernt war, entdeckte man jedoch, daß die Heerstraße, die wir von Quatrebras an verfolgt hatten und die nach Brüssel führt, diese breite, gut gehaltene, in der Mitte sogar gepflasterte Straße, die Stellung des Feindes ungefähr im Centrum durchzog; sie war gerade und man konnte sie mit den Augen bis zum Dorfe Mont=Saint=Jean und sogar weiter

bis zum Eingang des großen Walds von Soignes verfolgen. Die Engländer wollten sie also vertheidigen, um uns zu verhindern, auf Brüssel loszugehen.

Wenn man genau zusah, entdeckte man, daß ihre Schlachtlinie sich auf beiden Flügeln ein wenig gegen uns her einbog und an einem Hohlweg hinlief, welcher die Straße nach Brüssel senkrecht durchkreuzte. Dieser Weg war links von der Hauptstraße tief eingeschnitten; rechts war er mit großen Stechpalmen- und Buchen-Hecken besetzt, wie man sie häufig in dieser Gegend trifft. Dahinter waren Massen von Rothröcken aufgestellt, die uns von ihrer gedeckten Stellung aus beobachteten; nach vorn dachte sich die Anhöhe wie ein Wall ab; das war sehr gefährlich. Auf den Flügeln, die sich ungefähr dreiviertel Stunden weit ausdehnten, stand unzählige Reiterei. Auch oben auf dem Plateau sah man Reiterei, in der Gegend, wo die Heerstraße, nachdem sie über den Hügel weggelaufen ist, sich senkt, ehe sie gegen Mont-Saint-Jean wieder ansteigt; denn man merkte sehr gut, daß sich zwischen der Stellung der Engländer und dem Dorf eine Mulde befand, nicht sehr tief, weil die Federbüsche der Reiterei sichtbar waren, aber tief genug, um eine starke Reserve außerhalb Schußweite aufzustellen.

Ich hatte schon Weißenfels, Lützen, Leipzig und Ligny mitgemacht und begriff nachgerade, worauf es ankommt, warum man lieber diese, als eine andere Stellung nimmt, und ich fand, daß diese Engländer sich an dem Weg sehr gut aufgestellt hatten, um die Hauptstraße zu vertheidigen, und daß die gutgeschützte Aufstellung ihrer Reserven auf dem Plateau ein Beweis von dem großen natürlichen Verstand dieser Leute war.

Indessen schien mir dreierlei vortheilhaft für uns zu sein; diese Engländer mit ihrem Hohlweg und ihren gut ge-

deckten Reserven standen wie in einem großen Festungswerk. Jedermann weiß aber, daß man in Kriegszeiten alle den Wällen zu nahe liegenden Gebäude rings um die festen Plätze sofort zerstört, um den Feind zu verhindern, daß er sich derselben bemächtigt und darin verschanzt. Nun befand sich aber gerade in ihrem Centrum, an der Heerstraße und dem wallartigen Abhang, eine Meierei wie la Roulette in Vierwinden, nur fünf oder sechsmal größer. Ich sah sie sehr gut von der Anhöhe aus, auf der wir standen; es war ein großes Viereck: die Gebäude, Wohnhaus, Ställe und Scheunen standen im Dreieck gegen die Engländer zu; die andere Hälfte des Vierecks, durch eine Mauer und Wagenschuppen gebildet, mit dem Hof dazwischen, kehrte ihr Dreieck gegen uns her; in der Mauer befand sich auf einer Seite ein kleines Thor, das nach den Feldern hinaus ging, auf der andern ein Hofthor, das auf die Hauptstraße führte. Das Ganze war sehr fest von Backsteinen aufgeführt. Natürlich hatten es die Engländer wie eine Art Vorwerk stark mit Truppen besetzt; wenn es uns aber gelang, dasselbe zu nehmen, so waren wir ganz nahe bei ihrem Centrum und konnten unsere Angriffskolonnen auf dasselbe werfen, ohne ihrem Feuer lange ausgesetzt zu sein.

Das war das Beste für uns. Die Meierei hieß: la Haie-Sainte, wie wir später erfuhren.

Weiter oben, herwärts von ihrem rechten Flügel, befand sich in einem Grund eine andere Meierei mit einem Wäldchen, die wir auch zu nehmen versuchen konnten. Diese Meierei sah man von da, wo ich stand, nicht, aber sie mußte noch fester sein als la Haie-Sainte, weil sie von einem mit einer Mauer umgebenen Baumgarten und weiterhin von einem Walde gedeckt wurde. Das Feuer aus den Fenstern ging in den Garten, das

Feuer aus dem Garten nach dem Wald, das Feuer aus dem Wald auf den Abhang; der Feind konnte sich von einer Stellung in die andere zurückziehen. Das hab' ich zwar nicht mit eigenen Augen gesehen, aber einige Alte schilderten mir später den Sturm auf diese Meierei, die Hougoumont hieß.

Man muß alles erklären, wenn man von einer solchen Schlacht spricht, aber was man selber gesehen hat, bleibt immer die Hauptsache; man kann sagen: „das hab' ich gesehen! das andere hab' ich nur von ehrlichen Leuten erfahren, die nicht fähig sind, einen anzuführen und zu belügen."

Vor ihrem linken Flügel endlich, wo der Weg nach Wavre, einige hundert Schritte von uns entfernt hinlief, befanden sich noch die Meiereien Papelotte und de la Haye, welche von Deutschen besetzt waren, und die kleinen Weiler Smohain, Cheval-de-Bois und Jean-Loo, von denen ich später gern etwas Näheres gewußt hätte, um mir über alles, was vorfiel, Rechenschaft geben zu können. Ich sah die Oertchen damals wohl, aber schenkte ihnen um so weniger Aufmerksamkeit, als sie außerhalb unserer Schlachtlinie rechts lagen, und man dort keine Truppen bemerkte.

Man vergegenwärtige sich nun die Stellung der Engländer uns gegenüber: die Heerstraße nach Brüssel, die mitten durch sie hinzieht, den Hohlweg, der sie deckt, das Plateau mit den Reserven dahinter und die Meiereien von Hougoumont, la Haie-Sainte und Papelotte, stark befestigt, davor. Man kann sich denken, daß das schwer zu nehmen war.

Alles das betrachtete ich mir morgens sechs Uhr mit der Aufmerksamkeit eines Menschen, der Gefahr läuft, bei einem Unternehmen umzukommen, oder seine Glieder einzubüßen, und der wenigstens wissen will, ob er nicht doch einige Aussicht hat, glücklich davon zu kommen. Zebedäus, der Serschant Rabot,

der Kapitän Florentin, Busch, kurz jeder warf beim Aufstehen einen Blick nach dem Feind hinüber, ohne etwas zu sagen. Dann sah man sich die großen Infanteriekarrees, die Kürassiere, Dragoner, Jäger- und Uhlanenschwadronen ringsum an, welche mitten in den Getreidefeldern kampirten.

Die Angst hatte niemand mehr, daß die Engländer sich zurückziehen könnten; man zündete Feuer an nach Belieben, und überall stieg der dichte Rauch des feuchten Strohs empor; wer noch ein wenig Reis übrig hatte, hing den Kessel über, die andern sahen zu und dachten: „es kommt an jeden die Reihe: gestern hatten wir Fleisch und machten uns lustig über die, die Reis aßen, heute wären wir froh, wenn wir welchen hätten."

Gegen acht Uhr kamen Wagen mit Munition und Fässern Branntwein. Jeder Soldat erhielt eine doppelte Portion; mit einem Stück Brod dazu hätte man sich begnügen können, aber es fehlte gänzlich an Brod. Nun denke man sich, wie wir drein sahen: das war alles, was wir an diesem Tag bekamen, denn gleich darauf begannen die großen Operationen. Die Regimenter begaben sich zu ihrer Brigade, die Brigaden zu ihren Divisionen, die Divisionen vereinigten sich in Korps. Die Ordonanzoffiziere sprengten mit den Befehlen fort, alles war auf den Beinen.

Unser Bataillon schloß sich der Division Donzelot an, die andern Divisionen hatten nur je acht Bataillone, diese hatte deren neun. Ich habe von unsern Alten oft die vom Kaiser entworfene Schlachtordnung schildern hören:

Neill's Korps stand links von der Straße gegenüber von Hougoumont, Erlon rechts gegenüber von la Haie-Sainte, Ney zu Pferde auf der Heerstraße, Napoleon hinten mit der alten Garde, den Feldjägern, Uhlanen, Jägern u. s. w. Das

ist alles, was ich davon begriffen habe, denn wenn sie von der Bewegung der elf Colonnen, von der Entfernung zwischen den einzelnen Aufstellungen zu sprechen anfangen, und wenn sie alle die Generale einander nach bei Namen nennen, so ist mir's, als hört' ich von Dingen reden, die ich nie gesehen habe. Ich will euch lieber einfach das erzählen, dessen ich mich selber noch erinnere. Erstlich erhielten um halb neun Uhr unsere vier Divisionen den Befehl, rechts von der Hauptstraße vorzugehen. Wir waren 15—20,000 Mann stark, marschirten in zwei Reihen „bequem's Gewehr" und sanken bis um die Kniee ein, Niemand sprach ein Wort.

Manche Berichte sagen zwar, daß wir ganz lustig gewesen seien und gesungen hätten, aber das ist falsch! Wenn man die ganze Nacht marschiren mußte, ohne Lebensmittel zu fassen, wenn man im Wasser gelegen ist, ohne Feuer aufmachen zu dürfen und dann den Kartätschenkugeln entgegengeht, so vergeht einem die Lust zum Singen; wir waren froh, wenn wir unsere Schuhe wieder aus den Löchern gezogen hatten, in die man bei jedem Schritt versank; das nasse Getreide erkältete einem die Schenkel und die muthigsten, abgehärtetsten Leute sahen verdrießlich drein.

Richtig ist, daß die Regimentsmusiken ihre Märsche spielten, daß die Trompeten und Trommeln, all die Pauken und Posaunen zusammen, eine furchtbare Wirkung hatten, wie immer. Es ist auch wahr, daß all diese Tausende von Menschen in guter Ordnung, raschen Schritts, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter; daß die weißen Reihen der Kürassiere hinter den rothen, braunen und grünen der Dragoner, Husaren und der Uhlanen, deren kleine schwalbenschwanzförmige Fähnchen in der Luft flatterten; daß die reitende Artillerie mit ihren Geschützen zwischen den Brigaden, die bis um die Achse in den

Boden sanken — daß all das, wie es so über die Felder hinzog, auf denen kein Halm stehen blieb, einen fürchterlichen Anblick gewährte.

Dazu die Engländer gegenüber in Reih und Glied, und ihre Artilleristen mit brennender Lunte — das war auch etwas, was einem zu denken gab. Aber erheiternd war der Anblick keineswegs, wie manche Berichterstatter sagen; Leute, welche darauf versessen sind, Kanonenschüsse zu bekommen, sind so ziemlich selten.

Vater Gulden hatte mir allerdings erzählt, daß zu seiner Zeit die Soldaten sangen; aber die waren freiwillig gegangen und nicht gezwungen. Sie schlugen sich um ihre Felder und um die Menschenrechte zu vertheidigen, die ihnen theuerer waren, als die Augen in ihrem Kopf; und das war etwas ganz anderes, als wenn man sich für die Frage zu Tod schinden lassen soll, ob man lieber alte oder neue Adelige haben will. Ich hab' nie singen hören, weder bei Leipzig noch bei Waterloo.

Wir marschirten, die Musiken spielten auf höheren Befehl, und wenn diese schwiegen, so herrschte allgemeine Stille. Jetzt waren wir oben an der kleinen Thalsenkung angekommen, tausend bis zwölfhundert Schritt vom linken Flügel der Engländer entfernt. Wir bildeten das Centrum unserer Armee; auf unsern Flanken waren Jäger und Uhlanen aufgestellt.

Man nahm Abstand, man rückte auf, die erste Brigade der ersten Division schwenkte rechts und stellte sich quer über die Heerstraße auf. Unser Bataillon gehörte zur zweiten Division, wir standen also im Vordertreffen mit einer einzigen Brigade der ersten Division vor uns. — Man ließ alle Geschütze vor unserer Front auffahren; die der Engländer erblickte man gegenüber in gleicher Höhe. Fortwährend stießen weitere Divisionen zu uns, es war als ob der Erdboden marschirte.

Die Alten sagten: „das sind die Mihlhaud-Kürassiere! dort die Jäger von Lefebvre-Desnoëttes! dort unten das Korps Lobau's!"

Ringsum, so weit das Auge reichte, sah man nichts als Kürasse, Helme, Bärenmützen, Säbel, Lanzen und Bajonette.

„Welch' eine Schlachtlinie!" rief Busch, „wehe den Engländern!"

Und ich dachte, wie er; ich glaubte, es werde kein einziger Engländer davon kommen. Man darf wohl sagen, daß wir an diesem Tag Unglück gehabt haben; ohne die Preußen, glaub' ich heute noch, hätten wir alles vertilgt.

Während zwei Stunden, die wir „Gewehr bei Fuß" stehen blieben, hatten wir nicht einmal Zeit, die Hälfte unserer Regimenter und Schwadronen zu sehen; immer kamen wieder neue. Ich erinnere mich, daß sich nach Verfluß einer Stunde plötzlich auf dem linken Flügel gleich einem Sturm der Ruf erhob: „Es lebe der Kaiser!" daß der Ruf, immer mehr wachsend, näher kam, daß man sich auf den Zehenspitzen hob und den Hals reckte, daß das durch alle Reihen ging, und hinten sogar die Pferde wieherten, als ob sie hätten mitrufen wollen, und daß in diesem Augenblick ein Wirbel von Stabsoffizieren an unserer Front vorüberbrauste; Napoleon befand sich darunter, ich meine auch ihn gesehen zu haben, bin dessen aber nicht gewiß; es ging so schnell und so viele steckten ihre Tschakows auf ihre Bajonette, daß man kaum Zeit hatte, seinen runden Rücken und seinen grauen Ueberrock inmitten der betreßten Uniformen zu erkennen. Bis der Hauptmann rief: „zieht an's Gewehr! präsentirt's Gewehr!" war's vorbei.

So sah man ihn beinahe immer, wenn man nicht bei der Garde war. — Als er vorüber war, und der Ruf sich nach rechts hin immer weiter wälzte, meinte Jedermann in zwanzig

Minuten werde die Schlacht beginnen. Es dauerte aber viel länger. Man wurde ungeduldig: die Rekruten vom Erlon'schen Corps, welches Tags zuvor nicht im Feuer gewesen war, fingen an zu rufen: „vorwärts!“ bis endlich der Kanonendonner auf dem linken Flügel begann, und in derselben Sekunde die Bataillonsfeuer und dann die Rottenfeuer folgten. Man sah nichts, es war auf der andern Seite der Straße der Angriff von Hougoumont.

Sofort ertönte der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ die Kanoniere unserer vier Divisionen standen bei ihren Geschützen, die von zwanzig zu zwanzig Schritt den ganzen Abhang entlang aufgestellt waren. Beim ersten Kanonenschuß fingen sie an zu laden, ich sehe sie noch auf der ganzen Linie gleichzeitig die Ladung einsetzen, den Ladstock einbringen und die Lunte an ihrem Aermel abstoßen; es war wie Eine Bewegung, und mich überlief's ganz kalt dabei. Die Batteriekommandanten dahinter, beinahe lauter alte Offiziere, kommandirten wie auf der Parade, und wenn die achtzig Geschütze miteinander losgingen, hörte man nichts mehr und das ganze Thal war von Rauch bedeckt.

Nach einer Sekunde hörte man die ruhige Stimme der Alten mitten durch das Ohrensausen auf's neue: „Ladet! Setzt an! Richtet! Feuer!“

Und das ging eine halbe Stunde lang ununterbrochen so fort. Schon sah man einander nicht mehr: aber auf der andern Seite hatten die Engländer das Feuer auch begonnen; das Sausen ihrer Kugeln in der Luft, das trockene Geräusch derselben beim Einschlagen in den weichen Boden und jenes andere Geräusch in den Reihen, wenn die Gewehre zerschmettert und die Leute wie Gliederpuppen und Säcke zwanzig Schritte rückwärts geschleudert werden, oder mit einem Arm oder einem Bein weniger niedersinken, dieses Geräusch ver-

mischte sich mit dem hohlen Sausen; das Zerstörungswerk hatte begonnen.

Manchmal übertönte der Schrei eines Verwundeten den großen Lärm. Auch Pferde ließen ein durchdringendes Wiehern vernehmen; das ist ein furchtbarer Ton, denn diese Thiere sind von Natur wild; es ist ihnen nichts lieber als ein Blutbad, man kann sie fast nicht zurückhalten. Hinter uns hörte man auf eine halbe Stunde weit nichts, als diesen Lärm: die Pferde wollten fort.

Und als man schon längst nichts mehr sah, als die Kanoniere, die wie Schatten in dem Rauch am Rande des Abhangs manövrirten, ertönte plötzlich das Kommando zum Feuereinstellen.

Gleichzeitig ließen sich die kräftigen Stimmen unserer vier Divisionsobersten vernehmen: „Schließt die Kolonne!"

Sämmtliche Glieder rückten auf.

„Jetzt kommt's an uns," sagte ich zu Busch. „Ja!" antwortete er, „wir wollen gut zusammenhalten."

Der Rauch unserer Geschütze hob sich, und wir sahen die englischen Batterien, welche längs der Hecken am Weg ihr Feuer fortsetzten. Die erste Brigade der Division Alix ging auf der Straße gegen La-Haie-Sainte vor; sie marschirte im beschleunigten Schritt. Hinten erblickte ich den Marschall Ney mit einigen Generalstabsoffizieren. Aus allen Fenstern der Meierei, vom Garten und hinter den Mauern hervor, durch die man Löcher gebrochen hatte, von überall her wurde gefeuert; bei jedem Schritt blieben einige Mann niedergestreckt auf der Straße liegen. Ney zu Pferd, den großen Hut quer auf dem Kopf, beobachtete das Gefecht von der Mitte der Chaussee aus; ich sagte zu Busch: „Das ist der Marschall

Ney; die zweite Brigade wird gleich zur Unterstützung der ersten abmarschiren und dann kommen wir."

Aber ich täuschte mich; im selben Augenblick erhielt das erste Bataillon der zweiten Brigade den Befehl, rechts von der Straße in Linie vorzugehen, das zweite hinter dem ersten, das dritte hinter dem zweiten, endlich das vierte, wie beim Defiliren. Man hatte keine Zeit, uns in Angriffskolonnen aufzustellen, aber die Aufstellung schien auch so stark genug; wir waren, je 150 bis 200 Mann in der Front, hintereinander, die Hauptleute zwischen den Kompanien, die Majore zwischen den Bataillonen. Nur rissen die Kanonenkugeln statt zwei Mann deren acht auf einmal weg; die hinten konnten nicht schießen, weil die vordern Reihen sie daran hinderten, und später sah man auch, daß man keine Karrees bilden konnte. Daran hätte man vorher denken sollen, aber der Eifer, die Engländer zu werfen und alles rasch zu nehmen, war gar zu groß.

Man ließ unsere Divisionen in derselben Ordnung marschiren: sobald das erste Bataillon vorrückte, folgte ihm das zweite auf dem Fuße nach u. s. f., und da man auf dem linken Flügel abzubrechen anfing, sah ich mit Vergnügen, daß wir in die fünfundzwanzigste Reihe kamen und daß die vordern fürchterlich zusammengehauen werden mußten, bis es an uns kam.

Die zwei Divisionen zu unserer Rechten stellten sich gleichfalls in dichten Kolonnen, je dreihundert Schritt von einander, auf. So ging's trotz dem Feuer der Engländer den Abhang hinab; der zähe Boden, in dem man tief einsank, erschwerte unsern Marsch; auf einmal rief alles: „Fällt's Gewehr!"

Beim Hinaufmarsch auf der andern Seite empfing uns die links über der Chaussee aufgestellte Infanterie mit einem

Kugelregen. Wären unsere Reihen nicht so dicht gewesen, so hätte uns vielleicht das fürchterliche Feuer zum Stehen gebracht. Es wurde zum Angriff geschlagen, die Offiziere kommandirten: „Fühlung links," aber bei dem schrecklichen Feuer schritt man unwillkürlich mit dem rechten Bein weiter aus, als mit dem linken, so daß wir, bis zu dem mit Hecken besetzten Weg hin, den Abstand vollkommen verloren und unsere Division mit der dritten sozusagen nur noch ein großes volles Viereck bildete.

Jetzt fingen die beiden Batterien an in unseren Reihen auszufegen, die Kartätschen, die hinter den Hecken auf hundert Schritt Entfernung hervorkamen, drangen durch und durch. Es war nur ein Schrei des Entsetzens; man stürzte auf die Batterien los und warf die Rothröcke, die uns aufhalten wollten, über den Haufen.

Bei dieser Gelegenheit sah ich die Engländer zum erstenmal in der Nähe, kräftige, blonde Leute und glatt rasirt, wie ehrbare Philister. Sie vertheidigten sich tapfer, aber wir sind ihnen gewachsen! Es ist nicht unsere, der gemeinen Soldaten, Schuld, wenn sie uns besiegt haben, alle Welt weiß, daß wir so viel Muth und noch mehr bewiesen haben wie sie!

Man hat gesagt, wir seien nicht mehr die Soldaten von Austerlitz, Jena, Friedland und der Moskowa gewesen; das ist richtig! Aber eben, weil die so gut waren, hätte man sie mehr schonen sollen. Wir hätten nichts dagegen gehabt, wenn sie an unserer Stelle gewesen wären.

Jeder Schuß der Engländer traf, und dies zwang uns, die Glieder aufzulösen: die Menschen sind keine Pallisaden, sie wollen sich vertheidigen, wenn man auf sie schießt. Viele waren also einzeln vorangeeilt, als tausende von Engländern in den Gerstenfeldern auftauchten, aus nächster Nähe auf sie schossen und so ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten;

jeden Augenblick eilten neue Abtheilungen ihren Kameraden zu Hülfe und wir hätten uns auf dem Abhang zerstreut wie ein Ameisenhaufen, wenn nicht plötzlich der Ruf erschollen wäre: „Achtung! die Reiterei!“

Plötzlich sahen wir eine Menge rother Dragoner auf Grauschimmeln einherbrausen wie der Wind; wer Reih und Glied verlassen hatte, wurde ohne Erbarmen zusammengehauen.

Man muß nicht glauben, daß diese Dragoner gegen unsre Kolonnen anstürmten, um sie zu werfen, dazu waren dieselben zu tief und zu dicht; sie galoppirten zwischen den Divisionen hinab, rechts und links alles niedersäbelnd und gegen die Flanken der Kolonnen ansprengend um sie abzuschneiden, kamen aber damit nicht zu Stande, nur töteten sie uns viele Leute und brachten uns in große Unordnung.

Das war einer der schrecklichsten Augenblicke meines Lebens. Als alter Soldat stand ich auf dem rechten Flügel des Bataillons und sah von weitem, was die Leute vorhatten: sie ritten vorüber, indem sie sich auf ihren Pferden so weit als möglich auslegten, um unsere Reihen zu mähen; ihre Hiebe folgten sich mit Blitzesschnelle und mehr als zwanzigmal glaubte ich, mein Kopf fliege von den Schultern. Zu meinem Glück war Serschant Rabot Flügelmann; ihn traf der fürchterliche Hagel. Er vertheidigte sich bis auf den Tod, bei jedem Hieb schrie er: „Memmen! Memmen!

Sein Blut überströmte mich wie ein Regen. Endlich fiel er. Mein Gewehr war noch geladen, und als ich sah, wie einer der Dragoner, der mich schon von weitem in's Auge gefaßt hatte, sich auslegte, um mir einen Säbelstich zu versetzen, schoß ich ihn hart vor mir nieder. Das ist der einzige Mensch, den ich durch einen Schuß von mir habe fallen sehen.

Zu allem Unglück fing gleichzeitig die englische Infanterie

wieder an, auf uns zu feuern, und hatte sogar die Kühnheit, uns mit dem Bajonett anzugreifen. Nur die zwei vorderen Reihen konnten sich vertheidigen. Es war wahrhaft schändlich, wie man uns aufgestellt hatte.

Jetzt wälzten sich die rothen Dragoner und unsere Kolonnen durcheinander in's Thal hinab.

Unsere Division hatte sich noch am meisten gewehrt, denn wir behielten unsere Fahnen, und die beiden andern neben uns hatten zwei Adler verloren.

So kamen wir also wieder hinunter in den Sumpf zwischen den Geschützen durch, die man uns zu Hülfe geschickt hatte und deren Gespanne von den Dragonern niedergesäbelt worden waren. Wir liefen nach allen Seiten, Busch und ich immer miteinander; und erst nach Verfluß von zehn Minuten gelang es, die Leute in einzelnen Abtheilungen von allen Regimentern in der Nähe der Chaussee wieder zu sammeln.

Wer sich mit dem Kommando im Krieg befassen will, sollte dergleichen Beispiele stets vor Augen haben und sich wohl besinnen, ehe er Neuerungen einführt, denn diese Neuerungen kommen diejenigen, welche mit dabei sein müssen, theuer zu stehen.

Während wir Athem schöpften, schauten wir uns um und sahen schon die rothen Dragoner den Abhang heraufkommen, um unsere große Batterie von achtzig Geschützen zu nehmen; aber, Gott sei Dank! das Niedergemetzeltwerden kam jetzt an sie. Der Kaiser hatte von fern unsern Rückzug gesehen und als die Dragoner heraufkamen, fielen zwei Regimenter Kürassiere von rechts, ein Regiment Uhlanen von links wie ein Gewitter über sie her und nahmen sie in die Mitte; im Umsehen waren sie überwältigt. Man hörte jeden Hieb auf ihren Kürassen klirren, und die Pferde schnauben; man sah auf

hundert Schritte die Lanzen sich heben und senken, die großen Säbel ausholen, die Leute sich niederbeugen, um von unten herauf zu stechen, die Pferde wüthend steigen und mit fürchterlichem Gewieher um sich beißen, und dann die Reiter am Boden unter den Hufen der Rosse den Versuch machen, mit vorgehaltenem Arm sich zu erheben.

Es ist etwas Gräßliches um die Schlachten! — Busch schrie: „munter!“ Mir rieselte kalter Schweiß von der Stirne. Andere mit Säbelhieben trockneten das blutüberströmte Gesicht wildlachend ab.

In zehn Minuten waren 700 Dragoner kampfunfähig; ihre Grauschimmel rissen nach allen Seiten hin aus. Einige Hundert kehrten hinter ihre Batterien zurück, aber mancher wankte und klammerte sich an die Mähne seines Pferdes an. — Sie hatten gesehen, daß es damit nicht gethan ist, wenn man über die Leute herfällt, und daß einem auch Dinge begegnen können, auf die man nicht gefaßt ist.

Von dem ganzen abscheulichen Schauspiel ist mir noch am lebhaftesten in Erinnerung, wie unsere Kürassiere, die großen Säbel roth bis an den Korb, lachend zurückkamen, und wie ein dicker Rittmeister mit großem, braunem Schnurrbart uns im Vorbeireiten freundlich zublinzelte, als wollte er sagen: „Nun! . . . habt ihr's gesehen . . . wir haben sie gehörig heimgeschickt.“

Ja! aber 3000 der unsrigen blieben in diesem Thal! — Und damit war's noch nicht aus, die Kompanien, Bataillone, Brigaden wurden wieder formirt; von La-Haie-Sainte her rollte das Gewehrfeuer, weiter hin, bei Hougoumont, donnerten die Kanonen. Das alles war nur ein kleiner Anfang, die Offiziere sagten: „Es gilt von vorn anzufangen.“

Man hätte meinen sollen, Menschenleben kosten nichts.

Doch man mußte La-Haie-Sainte nehmen, man mußte um jeden Preis den Durchgang auf der Hauptstraße im Centrum des Feindes erzwingen, wie man das Thor einer Festung mitten durch das Feuer der Schanzen und Vorwerke einstößt. Unser erster Angriff war abgeschlagen worden, aber die Schlacht hatte begonnen, man konnte nicht mehr zurück.

Nach dem Kürassier-Angriff brauchte es Zeit bis wir wieder formirt waren. Die Schlacht dauerte bei Hougoumont fort; rechts von uns fing die Kanonade wieder an; man hatte zwei Batterien aufgeführt, um die Chaussee rückwärts von La-Haie-Sainte, wo sie auf den Abhang einmündete, zu säubern; jedermann sah, daß sich der Angriff dorthin ziehen werde.

Wir warteten, Gewehr im Arm, bis gegen drei Uhr; da sagte Busch, der sich nach dem Weg hinten umsah, zu mir: „Da kommt der Kaiser!“ Auch andere im Glied sagten: „Der Kaiser kommt!“

Der Rauch war so dicht, daß man kaum die Bärenmützen der alten Garde auf dem kleinen Hügel von Rossomme sah. Ich hatte mich auch umgewendet, um den Kaiser zu sehen, aber bald erkannten wir, daß es der Marschall Ney war, der mit fünf oder sechs Generalstabsoffizieren aus dem Hauptquartier kam und im Galopp querfeldein, gerade auf uns zusprengte. Wir kehrten ihm den Rücken zu. Unsere Majore eilten ihm entgegen und wir hörten sie sprechen, verstanden aber nichts vor dem großen Lärm, der alles übertönte.

Der Marschall ritt sogleich vor die Front unserer beiden Bataillone und zog den Degen. Seit der großen Revue bei Aschaffenburg hatte ich ihn nicht mehr so in der Nähe gesehen; er sah älter, mägerer und knochiger aus, es war aber immer der gleiche Mann; er schaute uns mit seinen hellgrauen Augen an, und es war, als ob er uns alle sähe, jeder meinte, er

schaue ihn an. — einen Augenblick darauf deutete er mit seinem Degen nach La-Haie-Sainte und rief uns zu: „Das gilt's zu nehmen! . . Ihr müßt beisammen bleiben . . . das ist der Hauptpunkt der Schlacht, ich werde euch selber führen. Bataillon links um!"

Wir marschirten in beschleunigtem Schritt ab. Auf der Straße ließ man uns kompanieweise in drei Gliedern marschiren, ich war im zweiten. Der Marschall Ney war vorn, zu Pferd, mit den beiden Majoren und dem Kapitän Florentin; er hatte seinen Degen wieder in die Scheide gesteckt. Die Kugeln pfiffen zu Hunderten, die Kanonen im Grund von Hougoumont brummten derart, links und hinten auf dem rechten Flügel, daß es wie eine große Glocke war, von der man zuletzt nicht mehr die einzelnen Schläge, sondern nur das Summen hört. Bald sank der eine, bald der andere von uns nieder — es ging über ihn weg.

Zwei oder dreimal wandte sich der Marschall um, ob wir festgeschlossen marschirten; da er so ruhig aussah, fand ich es ganz natürlich, daß ich keine Angst hatte; seine Miene flößte allen Vertrauen ein, jeder dachte: „Ney ist bei uns . . . die andern sind verloren."

Da sieht man so recht die menschliche Dummheit! so zu denken, während so viele unterwegs blieben!

Je näher wir dem großen Gebäude kamen, um so deutlicher konnte man das Gewehrfeuer von dem Kanonendonner unterscheiden, auch sah man das Feuer der Schüsse besser, die aus den Fenstern kamen, und das hohe schwarze Dach darüber im Rauch, und den mit Steinen verschütteten Weg.

Wir kamen an einer Hecke vorüber, hinter der die Schüsse unserer Plänkler prasselten, denn die erste Brigade der Division Alix hatte die Baumgärten nicht verlassen; als sie uns auf

der Landstraße vorüberziehen sahen, riefen sie: „Es lebe der Kaiser!“ Und da sich jetzt das ganze Feuer der Deutschen auf uns gerichtet, zog der Marschall Ney seinen Degen und rief mit weithin hörbarer Stimme: „Vorwärts!“

Der Marschall sprengte in den Rauch hinein, mit ihm zwei oder drei andere Offiziere. Wir liefen, das Gewehr fertig, alle hintendrein, daß die Patrontaschen auf den Hüften tanzten.

Weit hinten wurde Sturm geschlagen, man sah den Marschall nicht mehr, und erst bei einem Schuppen, welcher den Garten von der Straße trennte, entdeckten wir ihn wieder vor dem Hofthor. Es scheint, daß schon andere diese Thüre hatten einsprengen wollen, denn es lagen Haufen von Todten, von Balken, Pflastersteinen und Schutt davor bis in die Mitte der Straße herein; aus allen Löchern des Gebäudes wurde ein fortwährendes Feuer unterhalten, man erstickte fast in dem qualmenden Pulverdampf.

„Stoßt mir das ein!“ rief der Marschall, dessen Gesicht ganz verändert war.

Und alle, unsere fünfzehn bis zwanzig, warfen wir die Gewehre weg, hoben die Balken auf und stießen sie gegen die ächzende Thüre, daß es donnernd widerhallte. Bei jedem Stoß glaubte man, sie falle. Durch die Spalte sah man die Pflastersteine innen hoch aufgehäuft. Sie war durch Kugeln durchlöchert wie ein Sieb. Beim Fallen hätte sie uns zermalmen müssen, aber die Wuth machte uns blind. Wir glichen keinen Menschen mehr: die einen hatten keinen Tschako mehr, die anderen waren abgerissen bis aufs Hemd, das Blut lief ihnen über die Hände und an den Beinen hinab, und zwischen dem Rollen des Kleingewehrfeuers kamen Kartätschenschüsse von dem Abhange herüber, daß die Pflastersteine ringsum splitterten.

Ich blickte um mich, sah aber weder mehr Busch noch Zebedäus, noch sonst Jemand von der Kompanie. Auch der Marschall war fort. Unsere Wuth verdoppelte sich. Und während die Balken Schlag auf Schlag arbeiteten, während man rasend wurde, daß das Thor nicht nachgeben wollte, brach plötzlich mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ ein fürchterlicher Lärm im Hofe los. Jeder begriff, daß unsere Truppen in der Meierei waren; wir warfen schleunigst die Balken weg, ergriffen die Gewehre wieder und stiegen durch die Breschen in den Garten, um zu sehen, wo die anderen eingedrungen waren: auf der hintern Seite der Meierei durch ein Thor, das in eine Scheune führte. Wir drangen hintereinander ein, wie eine Bande Wölfe. Das Innere des alten Gehöftes, voll Stroh- und Heuschobern und mit seinen strohgedeckten Stallungen, glich jenen blutigen Nestern, die der Habicht heimgesucht hat.

Auf einem großen Misthaufen mitten im Hofe wurden die Deutschen unter wildem Fluchen und Schreien niedergestoßen.

Ich drang auf Gerathwohl mitten durch das Getümmel; da hörte ich rufen: „Joseph, Joseph!“ Ich dachte, das ist Busch, der mir ruft und sah ringsum. Im selben Augenblick erblickte ich ihn rechts, vor der Thüre eines Holzstalls, wie er gegen fünf oder sechs der Unsrigen das Bajonett fällte. Zugleich sah ich Zebedäus — denn unsere Kompanie befand sich in dieser Ecke — und rief, während ich Busch zu Hülfe eilte: „Zebedäus!“

Ich theilte das Gedränge und fragte Busch: „Was gibts?“

„Sie wollen meine Gefangenen niedermachen.“ Ich stellte mich neben ihn. Die anderen luden in ihrer Wuth die Gewehre, um uns niederzuschießen; es waren Voltigeurs von

einem andern Bataillon. Da kam Zebedäus mit mehreren Mann von der Kompanie und ohne zu wissen was vorging, packte er einen der Wüthendsten an der Gurgel und schrie:

„Ich heiße Zebedäus, Serschant im sechsten leichten . . . Wir sprechen uns nach dem Treffen.“

Jetzt entfernten sich die andern, und Zebedäus fragte mich: „was gibt's Joseph?“

Als ich ihm sagte, wir hätten Gefangene, wurde er bleich vor Zorn über uns; aber beim Eintritt in den Holzstall erblickte er einen alten Major, der ihm schweigend den Säbel übergab, und einen Soldaten, welcher auf deutsch rief: „laßt mir das Leben, Franzosen, nehmt mir das Leben nicht!“

Es war ergreifend in einem Augenblick, wo das Jammergeschrei derer, die man tödtete, noch den ganzen Hof erfüllte.

Zebedäus sagte: „gut . . . ihr seid meine Gefangenen,“ ging wieder hinaus und machte die Thüre zu. Wir wichen nicht mehr von der Stelle, bis man zur Sammlung schlug. Dann, nachdem die Mannschaft wieder in Reih und Glied stand, meldete Zebedäus dem Kapitän Florentin, daß wir einen Major und einen Soldaten zu Gefangenen gemacht hätten. Man ließ sie herauskommen, sie schritten ohne Waffen über den Hof und wurden mit drei oder vier andern in ein Zimmer zusammengesperrt; das war alles, was von den zwei Bataillonen Nassauer übrig blieb, welche mit der Vertheidigung von La-Haie-Sainte beauftragt waren.

Während dies vorging, waren zwei andere Bataillone Nassauer, welche ihren Kameraden zu Hülfe eilen wollten, draußen von unsern Kürassieren niedergemacht worden, so daß in diesem Augenblick der Sieg unser war. Wir waren Herren des wichtigsten Vorwerks der Engländer, konnten den Hauptangriff auf das Centrum beginnen, dem Feind die Straße

nach Brüssel abschneiden und ihn in den unwegsamen Wald von Soignes werfen. Es hatte Mühe gekostet, aber die Hauptsache war gethan. Zweihundert Schritte von der Schlachtlinie der Engländer entfernt, konnten wir aus einer gut geschützten Stellung über sie herfallen, und ohne uns zu rühmen, glaube ich, daß wir mit dem Bajonett und von unserer Reiterei gut unterstützt, ihre Linien durchbrochen hätten; wenn man sich recht zusammennahm, brauchte man nicht mehr als eine Stunde, um damit fertig zu werden.

Aber während wir voller Freude waren, während Offiziere, Soldaten, Tamboure, Trompeter und alle durcheinander zwischen den Schutthaufen standen, um ein wenig auszuruhen und Athem zu schöpfen, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, die Preußen kommen und fallen uns in die Flanke, wir müssen zwei Schlachten liefern, eine in der Fronte, eine auf dem rechten Flügel, und seien in Gefahr von einer doppelten Uebermacht umzingelt zu werden.

Das war eine schreckliche Nachricht, und nur einige ganz verrückte Bursche meinten: „um so besser, laßt die Preußen kommen, so können wir sie alle zusammen vernichten!"

Leute aber, die den Kopf nicht verloren hatten, begriffen sofort, wie fehlerhaft es gewesen war, unsern Sieg bei Ligny nicht besser zu benützen, und die Preußen während der Nacht ruhig abziehen zu lassen, ohne sie durch die Reiterei zu verfolgen, wie man es immer macht. Man kann keck behaupten, daß dieser große Fehler der Grund unseres Mißgeschicks bei Waterloo war. Der Kaiser hatte zwar am andern Mittag den Marschall Grouchy mit 32,000 Mann ausgeschickt, um die Preußen aufzusuchen, aber das war viel zu spät; sie hatten während dieser 15 Stunden Zeit gehabt sich wieder zu formiren, einen Vorsprung zu gewinnen und sich mit den Englän=

dern ins Vernehmen zu setzen. Man muß wissen, daß die Preußen am Tag nach der Schlacht bei Ligny noch 90,000 Mann beisammen hatten, worunter 30,000 Mann frische Truppen und 275 Kanonen. Mit einer solchen Armee konnten sie thun, was ihnen beliebte; sie konnten sogar dem Kaiser eine zweite Schlacht liefern; es beliebte ihnen aber, uns in die Flanke zu fallen, während wir die Engländer uns gegenüber hatten. Das ist so klar und einfach, daß man nicht begreift, wie es noch Leute gibt, die es erstaunlich finden. Blücher hatte uns schon bei Leipzig denselben Streich gespielt, und jetzt spielte er ihn uns nochmals, indem er sich von Grouchy, der weit hinten drein kam, ruhig verfolgen ließ. Konnte Grouchy ihn zwingen, umzukehren und ihm entgegenzugehen, wenn Blücher vorwärts gehen wollte? konnte er ihn hindern, dreißig oder vierzigtausend Mann zurückzulassen, um die Truppen, die ihn verfolgten aufzuhalten, und mit dem Rest Wellington zu Hülfe zu eilen?

Unsere ganze Hoffnung beruhte darauf, daß man Grouchy den Befehl zugeschickt hatte, zu uns zu stoßen und daß er hinter den Preußen drein kommen werde; aber der Kaiser hatte ihm diesen Befehl nicht zugeschickt.

Ihr könnt euch wohl denken, daß solche Gedanken nicht uns einfachen Soldaten kamen, sondern unsern Offizieren und Generalen; unsereiner verstand nichts davon, wir waren wie unschuldige Kindlein, die nicht ahnen, daß ihr Stündlein geschlagen hat.

Ich hab' euch nun alles gesagt, was ich denke, und jetzt will ich euch das Weitere von der Schlacht erzählen, was ich selber gesehen habe, damit jeder soviel davon weiß als ich.

XXI.

Kaum war die Nachricht von der Ankunft der Preußen eingetroffen, so wurde zur Sammlung geschlagen; die Bataillone ordneten sich wieder, das unsrige blieb mit einem andern von der Brigade Quiot zur Bewachung von La-Haie-Sainte zurück, die übrigen zogen ab, um sich mit dem Korps des Generals Erlon zu vereinigen, welcher aufs neue vom Thal aus vorging und die Engländer links abzuschneiden suchte. Unsere beiden Bataillone beeilten sich, die Thore und Breschen so gut wie möglich mit Balken und Pflastersteinen wieder zu verrammeln; hinter allen Löchern, welche der Feind nach dem Garten und der Straße hinaus gemacht hatte, stellte man Leute auf.

Ueber einem Stall in der Ecke der Meierei, 1000 bis 1200 Schritt von Hougoumont entfernt, wurden Zebedäus, Busch und ich mit dem Rest der Kompanie postirt.

Noch sehe ich die Reihe von Löchern, welche die Deutschen in Manneshöhe durch die Mauer gebrochen hatten, um den Garten zu vertheidigen. Von diesem erhöhten Standpunkt aus übersahen wir unsere Schlachtordnung, die Hauptstraße von Brüssel nach Charleroi, und an derselben, ziemlich weit von einander entfernt, die kleinen Meiereien Belle-Alliance, Rossomme und Gros-Caillou, die alte Garde, die, Gewehr im Arm, quer über die Chaussee stand, das Hauptquartier auf einer kleinen Höhe linker Hand, und weiterhin in derselben Richtung, hinter der Schlucht von Planchenois, weißen Rauch, der sich über den Bäumen ausbreitete und fortwährend erneuerte: das war der Angriff des ersten preußischen Korps.

Wir erfuhren später, daß der Kaiser ihnen 10,000 Mann

unter dem Befehl Lobau's entgegengeschickt hatte. Der Kampf hatte begonnen; aber die alte und die junge Garde, die Milhaud- und die Kellermann-Dragoner und die Jäger von Lefebvre-Desnoettes, kurz unsere ganze prächtige Kavallerie blieb in ihrer Stellung; die große, die eigentliche Schlacht war immer die gegen die Engländer.

Wie viele Gedanken kamen einem im Anblick dieses großartigen Schauspiels und dieser ungeheuren Ebene, welche der Kaiser im Geiste, besser als wir mit leiblichen Augen, sehen mußte! Wir wären Stunden lang hier stehen geblieben, wenn nicht der Hauptmann Florentin plötzlich heraufgekommen wäre.

„Nun, was macht ihr denn da!“ rief er; „sollen wir die Straße vielleicht gegen die Garde vertheidigen? macht vorwärts! . . . brecht Löcher in die Mauer auf der Seite des Feindes.“

Wir nahmen die Hacken und Hauen auf, welche die Deutschen auf dem Boden hatten liegen lassen, und schlugen Löcher in die Giebelmauer. Das brauchte keine Viertelstunde, und von da sah man den Kampf bei Hougoumont; die Gebäude in Flammen, die Granaten, die jeden Augenblick im Schutt zerplatzten, die schottischen Jäger, welche in dem Weg hinten lagen, und rechts von uns ganz in der Nähe, kaum zwei Büchsenschüsse weit, die Engländer, im Begriff ihr Vordertreffen nach dem Zentrum zurückzuziehen und ihre Geschütze, welche unsere Plänkler zu demontiren anfingen, weiter hinaufzuführen. — Aber der Rest ihrer Schlachtlinie rührte sich nicht, sie hatten rothe und schwarze Karrees schachbrettförmig, die einen vor, die andern hinter dem Hohlweg aufgestellt; diese Karrees kehrten einander die Ecken zu; um sie anzugreifen, mußte man durch ihr Kreuzfeuer hindurch; ihre Geschütze blieben am Rand

des Hügels aufgestellt; weiter hinten, in dem Einschnitt des Abhangs von Mont-Saint-Jean, wartete die Kavallerie.

Die Stellung dieser Engländer schien mir noch stärker, als am Morgen; und da wir schon nichts gegen ihren linken Flügel ausgerichtet hatten, und die Preußen uns jetzt in die Flanke fielen, so kam mir zum erstenmal der Gedanke, daß es doch nicht so ganz sicher sei, ob wir die Schlacht gewinnen. Ich stellte mir die Schrecken der Flucht vor — falls wir unglücklicherweise verlieren sollten — zwischen zwei Armeen, die eine gegenüber, die andere in der Flanke, ich dachte an einen zweiten Einfall des Feindes in Frankreich, an die Kontributionen, die Belagerungen der Festungen, die Rückkehr der Emigrirten und an ihre Rache.

Ich spürte, daß ich bei diesem Gedanken ganz blaß wurde.

Im selben Augenblick erhob sich hinter uns der tausendstimmige Ruf: „es lebe der Kaiser!“ Busch war neben mir in der Ecke des Speichers, er schrie mit den andern: „es lebe der Kaiser!“ und wie ich mich über ihn hinbeugte, sah ich unsere Kavallerie vom rechten Flügel, Milhaud-Kürassiere, Garde-Uhlanen und Jäger, mehr als 5000 Mann, im Trab vorrücken; sie ritten schräg über die Straße weg und gingen zwischen Hougoumont und La-Haie-Sainte in das Thal hinab. Es war klar, daß sie die englischen Vierecke angreifen wollten und daß unser Schicksal auf dem Spiele stand.

Die englischen Artillerieoffiziere kommandirten mit einer so durchdringenden Stimme, daß man sie durch den Lärm und die unzähligen Hochrufe hindurch vernahm.

Es war ein furchtbar schöner Anblick, als unsere Kürassiere ins Thal hinabstürmten: wie ein Gießbach, wenn der Schnee schmilzt, und die Tausende von Eisschollen in der Sonne

funkeln. Die Pferde mit den großen blauen Mantelsäcken griffen aus wie Hirsche und stampften den Boden; die Trompeten schmetterten wild in das dumpfe Getöse, und im Augenblick, da sie vorüberzogen, erbebte unser alter Schuppen von der ersten Kartätschensalve. Der Wind kam von Hougoumont her und füllte alle Löcher mit Rauch, wir beugten uns hinaus: Schlag auf Schlag kam eine zweite und dritte Salve.

Ich sah durch den Rauch, wie die englischen Kanoniere ihre Geschütze verließen und mit den Gespannen flohen; und fast gleichzeitig sprengten unsere Kürassiere gegen die Karrees an, deren Feuer dem Abhang entlang im Zickzack aufblitzte. Man hörte nichts mehr als einen großen Lärm, Wehklagen, endloses Klirren, Wiehern, von Zeit zu Zeit eine Salve; dann neues Geschrei, neuen Lärm, neues Aechzen. Und durch den dicken Rauch, der die Meierei umqualmte, sprengten, gleich Schatten, Dutzende von Pferden mit fliegender Mähne, und manche schleiften den Reiter, der sich im Steigbügel gefangen hatte.

Das dauerte über eine Stunde.

Nach den Milhaud-Kürassieren kamen die Uhlanen Lefebvre's, nach den Uhlanen die Kürassiere Kellermann's; nach diesen die Garde-Grenadiere zu Pferd und nach den Grenadieren die Dragoner . . . Das alles ging im Trab den Hügel hinauf und stürmte mit gezücktem Säbel und unter dem donnernden Ruf: „es lebe der Kaiser!“ auf die Vierecke ein. Bei jedem neuen Angriff glaubte man, sie müßten alles zermalmen; aber wenn die Trompeten zur Sammlung bliesen, wenn die Schwadronen in buntem Durcheinander, von Kartätschenkugeln verfolgt, im Galopp zurückritten, um sich am Ende des Plateaus wieder zu formiren, so sah man immer die großen rothen Linien wie Mauern unbeweglich in dem Rauche stehen.

Diese Engländer sind gute Soldaten. — Man muß aber auch sagen, daß sie wußten, Blücher komme ihnen mit 60,000 Mann zu Hülfe, ein Gedanke, der ihren Muth natürlich sehr hob.

Trotzdem hatten wir gegen sechs Uhr die Hälfte ihrer Vierecke gesprengt; aber jetzt konnten die Pferde unserer Kürassiere, von zwanzig Angriffen in dem vom Regen erweichten Lehmboden ermüdet, über die Haufen Todter nicht mehr wegkommen.

Auch neigte sich der Tag . . . das große Schlachtfeld hinter uns leerte sich! . . . Zuletzt war die große Ebene, wo wir Nachts zuvor bivuakirt hatten, ganz verlassen, und nur die alte Garde stand, Gewehr im Arm, noch auf derselben Stelle quer über die Straße. Alles war fortgezogen, rechts gegen die Preußen, in der Fronte gegen die Engländer.

Wir sahen uns erschrocken um.

Es wurde schon dunkel, als der Hauptmann Florentin, sich mit beiden Händen am Boden haltend, oben auf der Leiter erschien und uns in ernstem Tone zurief: „Schützen, jetzt gilt's zu siegen oder zu sterben!“

Ich erinnerte mich, daß diese Worte in der Proklamation des Kaisers enthalten waren, und wir stiegen der Reihe nach hinunter. — Es war noch nicht ganz Nacht, aber in dem zerstörten Hofe sah alles grau aus, und die Todten, die auf dem Misthaufen und an den Mauern hin lagen, waren schon steif.

Der Hauptmann stellte uns rechts, der Major des andern Bataillons seine Leute links im Hofe auf; unsere Trommeln ertönten zum letzten Mal in dem alten Gehöfte, und wir zogen durch die kleine Hinterthüre nach dem Garten ab, unter der einer hinter dem andern durchschlüpfen mußte.

Die Gartenmauer draußen war ganz zusammengeschossen. Die Verwundeten, die auf dem Schutt lagen, verbanden sich, die einen den Kopf, die andern Arm oder Beine; eine Marke-

tenderin mit ihrem Karren und ihrem Esel, den großen plattgedrückten Strohhut im Nacken, befand sich auch in dem Winkel; ich weiß nicht, was die Unglückliche da zu thun hatte. Einige abgehetzte Pferde standen den Kopf hängend, mit Koth und Blut überzogen, da wie alte Schindmähren.

Welcher Unterschied gegen Vormittags! Da kamen die Kompanien allerdings halb vernichtet an, aber es waren doch Kompanien. Jetzt begann die allgemeine Verwirrung; drei Tage hatten hingereicht, um uns in denselben Zustand zu versetzen, in dem wir bei Leipzig nach Verfluß eines Jahres waren. Der Rest unseres und des andern Bataillons bildete allein noch eine geordnete Truppe; und auch unserer, ich kann es nicht läugnen, hatten sich Angst und Unruhe bemächtigt.

Wenn die Leute vierundzwanzig Stunden lang nichts gegessen und sich den ganzen Tag geschlagen haben und sie dann Abends, nachdem ihre ganze Kraft erschöpft ist, vor Hunger ein Zittern befällt, so kommt auch die Furcht über sie, und die Muthigsten verlieren die Hoffnung. Das war der Grund aller unserer großen so unglücklichen Rückzüge.

Trotz alledem aber waren wir nicht besiegt, die Kürassiere hielten noch Stand auf dem Plateau; von allen Seiten mitten durch Kanonade und Schlachtgetümmel, hörte man den Ruf:

„Die Garde kommt!“

Ach! ja, die Garde kam ... sie kam endlich! Wir sahen von Weitem auf der Hauptstraße die hohen Bärenmützen in guter Ordnung vorrücken.

Wer die Garde nie auf einem Schlachtfeld anrücken sah, hat keinen Begriff davon, welches Vertrauen die Leute in eine Kerntruppe setzen, welche Ehrfurcht einem Kraft und Muth einflößen können. Die Soldaten der alten Garde waren fast alle ehemalige Bauern aus der Zeit vor der Republik, gut

gebaute hagere Leute von mindestens 5 Fuß 6 Zoll, sie hatten einst für das Kloster und den Schloßherrn den Pflug geführt, später hatten sie sich mit allem Volk erhoben, waren nach Deutschland, Holland, Italien, Egypten, Polen, Spanien, Rußland gezogen, erst unter Kleber, Hoche und Marceau, nachher unter Napoleon, der sie schonte und ihnen einen hohen Sold bezahlte.

Sie hielten sich für eine Art großer Gutsbesitzer, die ihr Gut vertheidigen und immer mehr vergrößern mußten. Das gab ihnen ein gewisses Ansehen, es war ihr eigenes Gut, das sie vertheidigten. Sie kannten weder Eltern, noch Verwandte, noch Landsleute mehr, sie kannten nur noch den Kaiser, der ihr Gott war; und schließlich hatten sie den König von Rom an Kindesstatt angenommen, der alles mit ihnen erben, sie verhalten und im Alter versorgen sollte. Man hat nie was Aehnliches gesehen, sie waren an's Marschiren, an's Exerzieren, an's Laden, Schießen und Bajonettfechten so gewöhnt, daß es eigentlich ganz von selber ging, sobald es nöthig war. Wenn sie sich, Gewehr im Arm, vorwärts bewegten mit ihren großen Mützen, ihren weißen Westen und ihren Gamaschen, sahen sie alle einander gleich; man sah wohl, daß es der rechte Arm des Kaisers war, der sich vorwärts bewegte. Wenn es in den Gliedern hieß: „Die Garde greift an!“ so war's als ob man sagte: „Die Schlacht ist gewonnen!“

Aber in diesem Augenblick, nach dem großen Gemetzel, nach den schrecklichen, immer wieder abgeschlagenen Angriffen und im Anblick der Preußen, die uns in die Flanke fielen, sagte man sich wohl: „Das ist der Hauptschlag!“ Man dachte aber auch: „Wenn er fehl schlägt, ist alles verloren!“

Darum sahen wir alle so voll Erwartung die Garde auf der Heerstraße im Schritt anmarschiren. — Wieder war es

Ney, der sie führte, wie er auch die Kürassiere zum Angriff geführt hatte; der Kaiser wußte wohl, daß niemand die Garde besser führen konnte, als Ney, nur hätte er sie eine Stunde früher schicken müssen, während unsere Kürassiere noch an den Karrees waren, dann wäre alles gewonnen gewesen. Aber der Kaiser liebte seine Garde, wie Fleisch von seinem Fleisch; wenn er sie fünf Tage später in Paris gehabt hätte, wären Lafayette und Genossen nicht lange in ihrer Kammer geblieben, um ihn abzusetzen; aber er hatte sie nicht mehr.

Darum also hatte er so lange gewartet, bis er sie schickte; er hoffte, daß die Reiterei unter Ney's Führung alles werfen, oder Grouchy dem Donner der Kanonen nachgehen und mit seinen 32,000 Mann kommen werde, die er dann statt der Garde verwenden könne, weil man 30 oder 40,000 Mann immer wieder durch Konskription ersetzen kann, während man, um eine solche Garde zu bekommen, mit fünfundzwanzig Jahren anfangen und fünfzig Siege davon tragen muß: das Beste, Stärkste, Härteste, was übrig bleibt, ist dann die Garde.

Sie kam also! . . . wir sahen sie. Ney, der alte Friant und drei oder vier andere zogen voraus. Man sah nur noch dies; das übrige, die Kanonenschüsse, das Gewehrfeuer, das Aechzen der Verwundeten, alles war wie vergessen. Aber das dauerte nicht lange, denn die Engländer merkten auch, daß dies der Hauptschlag war, und zogen schleunigst ihre sämmtlichen Streitkräfte zusammen, um ihn aufzufangen.

Auf unserm linken Flügel war das Schlachtfeld so gut wie leer; man schoß nicht mehr, sei's, weil die Munition ausgegangen war, oder weil der Feind seine Aufstellung veränderte. Rechts dagegen, Frichemont zu, verdoppelte sich die Kanonade, die ganze Schlacht schien sich dorthin gezogen zu haben; man wagte aber nicht, sich zu sagen: „das sind die Preußen, die

uns angreifen, eine Armee mehr, die heranzieht, um uns zu erdrücken.“ Nein, dieser Gedanke war zu schrecklich, als plötzlich ein Generalstabsoffizier wie ein Blitz vorübersprengte und rief: „Grouchy . . . der Marschall Grouchy kommt.“

Im gleichen Augenblick bogen die vier Bataillone der Garde links von der Straße ab, um hinter dem Baumgarten den Abhang hinaufzugehen und den Angriff zu beginnen.

Wie oft seit fünfzig Jahren hab’ ich mir diesen nächtlichen Angriff ins Gedächtniß zurückgerufen, und wie oft hab’ ich ihn von andern schildern hören! Wenn man das so hört, meint man, die Garde sei allein gewesen, habe sich wie eine Reihe Pallisaden vorwärts bewegt und das Kartätschenfeuer allein ausgehalten. Das alles ging aber in der größten Verwirrung vor sich; bei dem furchtbaren Angriff war unsere ganze Armee: die Trümmer des linken Flügels und des Zentrums, alles was von der, durch einen sechsstündigen Kampf erschöpften Reiterei übrig war, alles was sich noch auf den Füßen halten und den Arm heben konnte; war die Infanterie Reilles, die sich auf dem linken Flügel konzentrirte, waren wir um La-Haie-Sainte herum — kurz alles, was noch lebte und nicht niedergemetzelt werden wollte.

Und wenn man sagt, wir hätten einen panischen Schrecken gehabt und uns wie Feiglinge geflüchtet, so ist es nicht wahr! Als sich das Gerücht verbreitete, Grouchy komme, erhoben sich sogar die Verwundeten und stellten sich wieder in Reih und Glied; es war als ob ein Hauch die Todten wieder belebt hätte: all’ die Unglücklichen, die hinter La-Haie-Sainte niedergestreckt lagen mit verbundenem Kopf, Arm oder Bein, in zerfetzten blutigen Kleidern, alles was noch einen Fuß vor den andern setzen konnte, schloß sich der Garde an, als sie an

der durchschossenen Gartenmauer vorbeimarschirte und jeder biß seine letzte Patrone ab.

Man schlug zum Angriff, und unsere Kanonen fingen wieder an zu donnern; auf dem Hügel aber war alles still; ganze Reihen englischer Kanonen standen verlassen da, man glaubte die Feinde seien abgezogen, und erst als sich die Bärenmützen über das Plateau erhoben, kündigten uns fünf oder sechs Kartätschensalven an, daß wir erwartet wurden.

Jetzt wurde es uns klar, daß diese Engländer, Deutschen, Belgier und Hannoveraner, all' die Korps, die wir seit dem Morgen zusammengesäbelt und niedergemetzelt, sich weiter rückwärts wieder gesammelt hatten, und daß es galt sie zu überwältigen. Da zogen sich viele der Verwundeten zurück, und die Garde, auf die der volle Guß niederstürzte, rückte mitten durch Gewehr- und Kartätschenfeuer beinahe allein vor und warf alles über den Haufen; aber sie schloß sich enger und enger zusammen und verminderte sich sichtlich. Nach Verfluß von zwanzig Minuten waren allen berittenen Offizieren die Pferde unter dem Leib zusammengeschossen; jetzt machte sie Halt — vor einem so fürchterlichen Musketenfeuer, daß wir, 200 Schritt weiter hinten, unsere eigenen Schüsse nicht mehr hörten und glaubten die Zündpfannen blitzten ab.

Zuletzt erhob sich die ganze Masse von Feinden in der Fronte, zur Rechten und zur Linken und fiel, die Reiterei auf den Flanken, über uns her, die vier Gardebataillone, von 3000 Mann auf 1200 reduzirt, konnten einem solchen Anprall nicht widerstehen, sie wichen langsam zurück; und wir wichen ebenfalls zurück, indem wir uns mit Schüssen und mit dem Bajonett vertheidigten.

Wir hatten furchtbarere Kämpfe gesehen, dieser aber war der letzte.

Als wir am Rand des Plateaus ankamen, um wieder hinabzugehen, herrschte auf der ganzen, schon in Dunkel gehüllten Ebene drunten die tollste Flucht; alles löste sich auf und suchte das Weite, die einen zu Fuß, die andern zu Pferd; ein einziges Gardebataillon im Viereck bei der Meierei aufgestellt, und drei andere Bataillone, weiter zurück mit einem andern Viereck der Garde bei der Einmündung des Wegs von Planchenois, standen unbeweglich wie Gebäude inmitten einer Ueberschwemmung, die alles andere mit fortreißt!

Husaren, Jäger, Kürassiere, Artillerie, Infanterie, alles rannte durcheinander auf der Straße oder quer über die Felder, wie ein Heer fliegender Barbaren. Ueber der Schlucht von Planchenois war der Himmel vom Gewehrfeuer erhellt; das einzige Gardeviereck hielt noch Stand gegen Bülow und hinderte ihn, uns die Straße abzuschneiden; näher gegen uns her aber kamen andere Preußen — Reiterei — in's Thal herab wie ein Fluß, der sich über seine Schleußen ergießt. Der alte Blücher war eben auch mit 40,000 Mann angekommen, rollte unsern rechten Flügel auf und trieb ihn vor sich her.

Was soll ich euch noch sagen? Es war wie eine Wasserfluth . . . wir waren von allen Seiten umzingelt, die Engländer trieben uns in's Thal zurück, und im Thal kam Blücher angerückt; unsere Generale, Offiziere, der Kaiser selber hatte kein anderes Rettungsmittel mehr, als sich in ein Karree zu begeben. Und da sagt man, wir, wir armen unglücklichen Soldaten hätten einen panischen Schrecken bekommen! Das ist eine unerhörte Ungerechtigkeit.

Ich lief mit Busch und fünf oder sechs andern Kameraden der Meierei zu; Granaten platzten rings um uns, und wir kamen halb verrückt in der Nähe der Straße an, auf der

bereits Engländer spornstreichs und mit dem Ruf vorüberritten: „kein Quartier! kein Quartier!“

In diesem Augenblick schickte sich das Viereck der Garde zum Rückzug an; es gab nach allen Seiten hin Feuer, um die Unglücklichen zu vertreiben, die sich hineinretten wollten; nur Offiziere und Generale konnten sich mit demselben flüchten.

Nie, und wenn ich tausend Jahr alt würde, vergesse ich das ungeheure, unaufhörliche Geschrei, welches das Thal auf eine Stunde weit erfüllte, und ganz in der Ferne den Grenadiermarsch, der gleich der Sturmglocke bei einer Feuersbrunst ertönte; aber es klang noch viel furchtbarer, es war der letzte Ruf Frankreichs, dieses muthigen und stolzen Volkes, es war die Stimme des Vaterlandes, welche rief: „Hierher, meine Kinder; ich sterbe!“ Nein ich kann euch das nicht schildern! . . . Diese dumpfen Trommelschläge der alten Garde, mitten in unserem Unglück, hatten etwas Rührendes und Schreckliches zugleich.

Ich schluchzte wie ein Kind; Busch zog mich mit sich fort, ich aber rief: „laß mich Johann . . . wir sind verloren . . . wir haben alles verloren!“ . . .

Der Gedanke an Kathrine, an Herrn Gulden, an Pfalzburg kam mir nicht. Heute noch nimmts mich Wunder, daß wir auf dem Wege, wo eine Menge Preußen und Engländer an uns vorüberritten, nicht hundertmal niedergehauen wurden; sie hielten uns vielleicht für Deutsche, vielleicht eilten sie auch dem Kaiser nach, denn alle hofften ihn zu fangen.

Gegenüber von der kleinen Meierei Rossomme mußte man rechts in's Feld einbiegen: hier hielt noch das letzte Karree der Garde den Preußen Stand; aber nicht mehr lange, zwanzig Minuten später überschwemmten die Feinde die Straße; die preußischen Jäger machten sich truppweise auf, um alle die,

welche vom Weg abgingen oder zurückblieben, aufzufangen. Die Straße war eine förmliche Brücke, wer ihr nicht folgte, stürzte in den Abgrund.

Am Eingang der Schlucht hinter dem Wirthshaus von Passe-Avant sprengten preußische Husaren auf uns ein. Sie waren nur zu fünft oder sechst und forderten uns auf, uns zu ergeben; hätten wir jedoch das Gewehr umgedreht, so hätten sie uns zusammengesäbelt. Wir schlugen also an, und da sie sahen, daß wir nicht verwundet waren, ritten sie weiter; dies zwang uns, wieder auf die Straße zurückzugehen, auf der sich Lärm und Geschrei wenigstens zwei Stunden weit hinzog. Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Ambulanz- und Gepäckwagen wälzten sich in wildem Durcheinander heulend, peitschend, wiehernd und weinend auf derselben hin. Selbst bei Leipzig sah ich nichts Aehnliches; der Mond stieg über dem Wald hinter Planchenois auf, er beleuchtete die Masse von Tschakos, Bärenmützen, Helmen, Säbeln, Bajonetten, umgestürzten Wagen und zurückgelassenen Kanonen; von Minute zu Minute wuchs die Verwirrung. Ein Wehgeheul ertönte von einem Ende des Zugs bis zum andern, es hob und senkte sich an den Abhängen hin und verlor sich zuletzt in der Ferne wie ein Seufzer. Das Traurigste aber war das Jammergeschrei der Weiber, — jener Unglücklichen, die den Armeen folgen —, wenn sie im Gedränge mit ihren Kärren über die Böschung hinuntergeworfen wurden: sie stießen Klagelaute aus, die den ungeheuren Lärm übertönten, aber Niemand wandte nur den Kopf um, nicht ein Mann stieg hinab, um ihnen die Hand zu reichen. — Jeder für sich! ich zermalme dich, um so schlimmer; ich bin der Stärkere. — Du schreist, . . . das ist mir eins! . . . Achtung! . . . ich bin zu Pferde . . . ich trabe zu . . . Platz . . . wenn nur ich mich rette . . . die

andern machen's wie ich! — Platz, der Kaiser kommt! . . . Platz, der Marschall kommt! . . . der Stärkere erdrückt den Schwächern . . . nur noch die Stärke gilt in der Welt! — Vorwärts! . . . Vorwärts! . . . Mögen die Kanonen alles zermalmen, wenn man sie nur rettet! die Kanonen sind nicht mehr fortzubringen . . . laßt uns ausspannen, die Stränge abschneiden, auf die Pferde sitzen, die uns weiter tragen! . . . laßt sie laufen, was sie können, dann mögen sie verrecken. — Was liegt uns weiter daran? Wenn wir nicht die Stärkern sind, nun so kommt die Reihe erdrückt zu werden an uns, wir werden schreien, und man wird sich um unser Geschrei auch nicht kümmern. Rette sich wer kann . . . es lebe der Kaiser! . . . — Aber der Kaiser ist todt!

Jedermann glaubte, der Kaiser sei mit der alten Garde gestorben: man fand es ganz natürlich. — Reihen preußischer Reiter ritten vorüber und riefen, den Säbel schwingend: „Hurrah!" Es sah aus als eskortirten sie uns; sie säbelten Alles nieder, was sich von der Straße entfernte, sie machten keine Gefangenen und griffen auch die Hauptkolonne nicht an; einige Schüsse wurden rechts und links auf sie abgefeuert. Hinten weit in der Ferne sah man eine rothe Flamme in die Nacht aufsteigen; die Meierei von Caillou brannte.

Man beschleunigte den Schritt; von Müdigkeit, Hunger, Verzweiflung gequält, wünschte man sich den Tod, und doch hielt einen die Hoffnung, sich retten zu können, aufrecht. Busch sagte im Marschiren: „Joseph laß uns aushalten! ich werde dich nie verlassen." Ich aber antwortete: „Wir werden zusammen sterben . . . ich ertrag's nicht länger . . . es ist zu schrecklich . . . es ist besser, wir legen uns nieder."

„Nein! . . . immer vorwärts," sagte er, „die Preußen

machen keine Gefangenen, sie hauen erbarmungslos alles nieder, wie wir bei Ligny."

Fortwährend folgten wir der Richtung der Straße mit tausend andern, welche niedergeschlagen und todmüde sich doch immer wieder in Masse umwandten und zusammenschlossen, um Feuer zu geben, wenn eine preußische Schwadron zu nah heran kam. Wir waren noch die Stärksten und Standhaftesten. Von Zeit zu Zeit stießen wir auf verlassene Lafetten, Kanonen und Pulverwagen; die Gräben rechts und links lagen voller Tornister, Patrontaschen, Gewehre und Säbel: man hatte Alles weggeworfen, um schneller laufen zu können!

Das Schrecklichste aber waren die großen Ambulanzwägen, die vollgepfropft mit Verwundeten mitten auf der Chaussee standen. Die Begleitungsmannschaft hatte die Stränge abgeschnitten und sich, aus Furcht gefangen zu werden, mit den Pferden geflüchtet. — Diese Unglücklichen, halb todt, mit schlaff herabhängenden Armen, sahen uns verzweiflungsvoll nach und gemahnen mich heute noch, wenn ich daran denke, an die Stroh- und Heubündel, welche nach einer Ueberschwemmung an dem Ufergebüsch hängen bleiben; man sagt:

„Das ist die Ernte . . . das sind unsere Früchte . . . das hat die Wuth der Elemente uns gelassen!"

Ach! wie oft seit fünfzig Jahren kamen mir dergleichen Gedanken!

Mitten in der Verwirrung war ich untröstlich, zerriß es mir das Herz, daß ich nicht Einen Mann vom Bataillon mehr sah außer uns. Ich dachte: „Sie können doch nicht alle gestorben sein" und rief:

„Johann, wenn ich nur den Zebedäus wieder fände, das würde meinen Muth neu beleben."

Er aber antwortete blos:

„Trachten wir vor allem uns zu retten, Joseph! Ich will, wenn ich das Glück habe den Harberg wieder zu sehen, mich nie wieder beklagen, daß ich Kartoffeln essen muß. Nein, nein, das war die Strafe Gottes . . . Ich will froh sein, wenn ich wieder arbeiten und mit der Axt auf der Schulter in den Wald gehen kann; vorausgesetzt nämlich, daß ich nicht als Krüppel heimkomme und nicht gezwungen bin, an der Straße zu sitzen und mein Leben von Almosen zu fristen, wie so viele andere! Trachten wir, mit heiler Haut davon zu kommen."

Ich fand, daß er sehr verständig sprach.

Gegen halb elf Uhr näherten wir uns Genappe; schon von ferne ließ sich ein schreckliches Geschrei vernehmen. Da man mitten auf der Hauptstraße Strohfeuer angezündet hatte, um das Getümmel zu erhellen, sahen wir, daß die Häuser und Straßen des Orts so voll Menschen, Pferden und Wagen waren, daß man keinen Schritt vorwärts kommen konnte. Wir sagten uns sofort, da die Preußen jeden Augenblick kommen konnten und Kanonen mit sich führten, werde es besser sein, um das Dorf herumzugehen, als sich in Masse gefangen nehmen zu lassen. Deshalb schlugen wir uns mit vielen andern links quer durch die Felder. Wir gingen durch die Thy, im Wasser bis um die Brust, und kamen gegen Mitternacht an die zwei Häuser von Quatrebras.

Wir hatten wohl daran gethan, nicht nach Genappe hineinzugehen, denn schon hörten wir Kanonenschüsse der Preußen gegen jenes Dorf und Gewehrfeuer. Es kamen auch auf der Heerstraße viele Flüchtlinge an, Uhlanen, Kürassiere, Jäger . . . Keiner hielt an!

Der Hunger quälte uns fürchterlich. Wir dachten wohl, daß in diesen Häusern längst alles aufgegessen war, trotzdem

traten wir in das zur Linken ein. Der Fußboden war mit Stroh bedeckt, auf dem Verwundete lagen. Kaum hatten wir die Thüre geöffnet, als alle zu schreien anfingen . . . auch war offen gestanden der Geruch so schlecht, daß wir gleich wieder hinausgingen und auf dem Weg nach Charleroi weiter zogen.

Der Mond schien prächtig. Wir bemerkten rechts im Korn eine Anzahl Todter, die man nicht verscharrt hatte. Busch stieg in eine Furche hinab, in der man, fünfundzwanzig Schritte weit weg, drei oder vier Engländer aufeinander liegen sah. Ich fragte mich, was er bei diesen Todten zu schaffen habe, als er mit einer blechernen Feldflasche zurückkam, die er an's Ohr hielt und schüttelte.

„Joseph,“ sagte er, „sie ist voll.“

Ehe er sie jedoch aufmachte, tauchte er sie in den mit Wasser angefüllten Graben, dann nahm er den Kork ab, trank und sagte:

„Es ist Schnaps.“

Er reichte sie mir und ich trank ebenfalls. Ich fühlte, wie dies meine Lebensgeister wieder erweckte, und gab ihm die halbvolle Flasche zurück, indem ich Gott dankte, daß er uns den guten Gedanken eingegeben hatte.

Wir sahen uns nach allen Seiten um, ob die Todten nicht auch Brod hatten. Da jedoch der Lärm in der Ferne zunahm, und wir nicht zahlreich genug waren, um den Preußen Widerstand zu leisten, wenn sie uns umzingelten, so gingen wir gestärkt und muthig wieder weiter. Mit dem Schnaps im Leibe sahen wir alles schon in rosigerem Lichte; ich sagte:

„Johann, jetzt ist das Schrecklichste überstanden; wir werden Pfalzburg und den Harberg noch einmal wieder sehen.

Wir sind auf einer guten Straße, die uns nach Frankreich führt. Hätten wir's gewonnen, so wären wir gezwungen worden, weiter zu gehen bis in's hinterste Deutschland. Wir hätten die Oestreicher und Russen schlagen müssen; und hätte auch das Glück gewollt, daß wir durchkamen, so wären wir als Veteranen mit grauen Haaren zurückgekehrt, um in Petite-Pierre oder sonst wo in Garnison zu liegen."

Solche schnöde Gedanken gingen mir durch den Kopf; inzwischen marschirte ich wieder tapfer drauf los und Busch sagte:

„Es ist sehr klug von den Engländern, blecherne Feldflaschen zu führen; hätte ich das Blech nicht im Mondschein glänzen sehen, wär mir's nie eingefallen, nachzuschauen."

Während wir so sprachen, kamen jeden Augenblick Reiter an uns vorüber; ihre Pferde fielen fast um, aber mit Schlägen und Sporen zwangen sie sie doch weiter zu traben.

Das Getöse des sich heranwälzenden Rückzugs kam näher, man hörte wieder Flintenschüsse; glücklicherweise hatten wir einen Vorsprung.

Es mochte ein Uhr Morgens sein und wir glaubten uns gerettet, als Busch plötzlich sagte:

„Joseph . . . da kommen Preußen . . .!"

Ich sah mich um und erblickte beim Mondschein fünf schwarze Husaren vom gleichen Regiment, wie die, welche ein Jahr zuvor Klüpfel zusammengehauen hatten; das schien mir ein schlimmes Zeichen.

„Ist dein Gewehr geladen?" fragte ich Busch. —

„Ja!" —

„Gut! so sollen sie nur kommen . . . Wir werden uns wehren . . . ich ergebe mich nicht." —

„Ich auch nicht," sagte er, „lieber will ich sterben, als mich gefangen fortführen lassen."

Eben rief uns der preußische Offizier in herrischem Tone zu:

„Legt die Waffen ab!“

Busch, statt zu warten wie ich, schoß ihn durch die Brust.

Jetzt fielen die vier ändern über uns her. Busch erhielt einen Säbelhieb, der ihm den Tschako bis auf den Schild spaltete, aber mit einem Bajonettstoß tödtete er den, der ihn verwundet hatte. Noch waren drei übrig. Ich hatte mein Gewehr geladen. Busch stellte sich mit dem Rücken gegen einen Nußbaum; so oft die Preußen, die zurückgewichen waren, herankommen wollten, legte ich auf sie an. Keiner wollte zuerst erschossen werden! Während wir so da standen, Busch mit gefälltem Gewehr, ich im Anschlag, hörten wir Pferdegetrappel auf der Straße; da wurde uns bange, denn wir dachten, es seien wieder Preußen, es waren aber von unseren Uhlanen. Jetzt sprengten die Husaren rechts in das Getreidefeld und Busch lud rasch sein Gewehr wieder.

Unsere Uhlanen ritten vorüber und wir sprangen neben ihnen her; ein Offizier, der bei ihnen war, erzählte uns: der Kaiser sei nach Paris gegangen, und der König Jerôme habe soeben den Oberbefehl der Armee übernommen.

Busch war verwundet, die Kopfhaut war ganz gespalten, der Knochen aber nicht verletzt; das Blut lief ihm über's Gesicht. Er band das Sacktuch um den Kopf und von dort an begegneten wir keinem Preußen mehr.

Erst gegen zwei Uhr morgens, als wir so müd waren, daß wir fast nicht mehr weiter konnten, sahen wir, fünf- oder sechshundert Schritt von der Straße entfernt, ein Buchenwäldchen und Busch sagte:

„Komm Joseph! wir wollen dort hinüber gehen, niederliegen und schlafen.“

Ich war sehr einverstanden.

Wir stiegen die Böschung der Straße hinab, gingen bis an den Wald mitten durch das Haberfeld und drangen in ein dichtes Gehölz von lauter enggepflanzten jungen Bäumen. Beide hatten wir Gewehr, Tornister und Patrontasche gerettet; wir legten die Tornister auf den Boden, die uns als Kopfkissen dienten, und es war schon lange Tag geworden, und die große Lawine wälzte sich seit Stunden auf der Straße vorüber, als wir erwachten und ruhig unsern Weg fortsetzten.

XXII.

Eine große Anzahl Kameraden und Verwundete blieben in Gosselies zurück, aber die Masse setzte ihren Weg fort, und gegen neun Uhr entdeckte man eben in der Ferne die Kirchthürme von Charleroi, als sich plötzlich Geschrei, Jammer und Schießen, in der Entfernung von mehr als einer halben Stunde hinwärts von uns, hören ließ. Der ganze ungeheure Zug Unglücklicher machte Halt und rief: „Die Stadt schließt ihre Thore, wir werden hier festgehalten.“

Muthlosigkeit und Verzweiflung malten sich auf allen Gesichtern; gleich drauf ging das Gerücht, die Proviantwagen seien in der Nähe, man wolle aber keine Vertheilung vornehmen. Da trat Wuth an die Stelle des Schreckens, und den ganzen Weg entlang hörte man nur einen Ruf: „Auf sie! schlagt die Hunde todt, die uns verhungern lassen! . . . Wir sind verrathen!“

Die am ängstlichsten und müdesten waren, eilten mit gezücktem Säbel oder mit geladenem Gewehr vorwärts. Es war vorauszusehen, daß es eine wahre Metzelei geben müsse, wenn der Zug und die Bedeckungsmannschaft sich nicht ergab.

— Busch sogar rief: „man muß alles niederhauen .... wir sind verrathen! ... komm' Joseph, wir wollen uns rächen!"

Ich aber nahm ihn beim Kragen, hielt ihn zurück und rief:

„Nein Johann, nein ... es ist genug des Gemetzels ... wir sind überall glücklich durchgekommen, und müssen uns jetzt nicht hier von Franzosen umbringen lassen. Komm!"

Er sträubte sich; endlich aber zeigte ich ihm ein Dorf links vom Wege und sagte: „Sieh', da ist der Weg nach Harberg, da sind Häuser wie in Vierwinden! laß uns lieber dorthin gehen und Brod verlangen. Ich habe Geld, wir bekommen sicher welches. Komm! das ist besser, als die Proviantzüge überfallen gleich hungrigen Wölfen."

Schließlich ließ er sich mit fortziehen. Wir gingen abermals mitten durch die Getreidefelder. Hätte uns der Hunger nicht gestachelt, wir hätten uns bei jedem Schritt am Rand des Feldwegs niedergesetzt. Nach Verfluß einer halben Stunde kamen wir, Gott sei Dank, an ein verlassenes Bauernhaus, mit zerbrochenen Fenstern, weit offener Thüre und großen Häufen schwarzer Erde ringsumher. Wir traten in die Wohnstube und riefen: „ist Niemand da?" Wir stießen mit unsern Gewehrkolben an die Kästen, kein Laut ließ sich hören; unsere Wuth wurde um so größer, da wir einige Unglücksgefährten hinter uns drein kommen sahen und dachten: „die wollen uns unser Brod wegessen!"

Ja! wer nicht ähnliche Drangsale ausgestanden hat, kennt die Wuth des Menschen nicht. Es ist schrecklich, schrecklich! Schon hatten wir die Thüre eines Schranks erbrochen, der voll Weißzeug war und wühlten Alles mit unseren Bajonetten durcheinander, als ein altes Weib unter einem Küchen=

tisch hervorkroch, welcher den Eingang zum Keller verstellte; schluchzend rief sie: „O Gott, o Gott! habt Erbarmen mit uns.“

Das Haus war mit Tagesanbruch geplündert worden; man hatte die Pferde weggeführt, der Mann war verschwunden, die Dienstboten hatten sich geflüchtet. Trotz unserer Wuth mußten wir uns beim Anblick der armen alten Frau vor uns selber schämen und ich sagte zu ihr: „fürchtet euch nicht, wir sind keine Ungeheuer. Nur gebt uns Brod, denn wir kommen vor Hunger um.“ Sie sank auf einen alten Stuhl und rief die hagern Hände faltend: „ich habe nichts mehr, sie haben alles genommen, mein Gott! ... alles ... alles!“

Ihre grauen Haare hingen wild herab, ich hätte weinen mögen für sie und für uns.

„Komm!“ sagte ich zu Busch, „wir wollen selber was suchen;“ und damit gingen wir in alle Kammern und traten zuletzt in den Stall. Wir sahen nirgends etwas; alles war geplündert und zertrümmert. Im Begriff hinauszugehen entdeckte ich hinter einer alten Thüre im Dunkeln etwas Weißliches an der Mauer; ich blieb stehen und langte darnach; es war ein zugebundener leinener Sack, den ich mit zitternder Hand rasch herunternahm. Busch sah mir zu ... der Sack war schwer, ich machte ihn auf, es waren zwei große schwarze Rüben drinn, ein halber Laib Brod, altbacken und steinhart, eine große Baumscheere und unten am Boden einige Zwiebeln und graues Salz in einem Papier.

Bei diesem Anblick schrieen wir laut auf; aus Furcht, die andern möchten kommen, liefen wir hinten hinaus in's Korn, wo wir uns wie Diebe niederkauerten und versteckten. Wir hatten unsere ganze Kraft wieder gewonnen und setzten uns am Rand eines Bächleins nieder. Busch sagte: „Höre!

ich bekomm' aber auch mein Theil!" — „Ja!" antwortete ich, „die Hälfte von allem; du hast mich auch aus deiner Feldflasche trinken lassen . . . ich will theilen." Er beruhigte sich; ich zertheilte das Brod mit dem Säbel und sagte: „Wähle Johann, hier ist deine Rübe . . . hier die Hälfte der Zwiebeln, und das Salz im Sack ist gemeinschaftlich."

Wir aßen das Brod ohne es in's Wasser zu tunken, wir aßen unsere Rübe, die Zwiebeln und das Salz, wir hätten immer fort essen können; doch waren wir satt! Wir knieten, die Hände im Wasser, am Ufer des Bachs nieder und tranken.

„Jetzt weiter!" sagte Busch, „den Sack können wir da lassen!"

Obgleich uns vor Müdigkeit die Füße beinahe nicht mehr tragen wollten, schlugen wir uns doch wieder links, während rechts hinter uns, Charleroi zu, der Lärm und das Schießen zunahm und man den ganzen Weg entlang nichts sah, als Leute, die sich schlugen. Das war aber schon weit weg. Wir drehten uns von Zeit zu Zeit um und Busch meinte: „Joseph, du hast wohl daran gethan, mich mit fortzuziehen . . . Ohne dich läg' ich jetzt vielleicht da drüben im Straßengraben, von einem Franzosen erschlagen. Ich hatte zu argen Hunger. Aber wohin jetzt fliehen?"

Ich antwortete: „Folge mir!"

Bald darauf kamen wir durch ein schönes großes Dorf, das ebenfalls ausgeplündert und verlassen war; weiterhin begegneten wir Bauern, welche sich am Rand der Straße aufstellten und uns mißtrauisch betrachteten. Wir mußten sehr verdächtig aussehen, besonders Busch mit seinem verbundenen Kopf und seinem achttägigen Bart, der dicht und hart war wie Schweinsborsten.

Gegen ein Uhr nachmittags passirten wir die Brücke

über die Sambre bei Chatelet wieder; da uns jedoch die Preußen auf der Ferse waren, so machten wir dort noch nicht Halt. Gleichwohl war ich guten Muths und dachte: „wenn die Preußen ihre Verfolgung fortsetzen, so folgen sie bestimmt dem großen Haufen, um mehr Gefangene zu machen und Kanonen, Munitions- und Gepäckwagen zu erbeuten.“

Solche Erwägungen mußten Leute anstellen, vor denen drei Tage zuvor die Welt gezittert hatte!

Ich erinnere mich, daß wir gegen drei Uhr in ein kleines Dorf kamen, wo wir vor der Schmiede hielten und um einen Trunk baten. Sofort umringten uns die Bauern, und der Schmied, ein großer schwarzer Mann, hieß uns in das Wirthshaus gegenüber gehen, er werde gleich nachkommen, wir müßten einen Krug Bier mit ihm trinken.

Das war uns natürlich sehr angenehm, denn wir hatten gefürchtet, verhaftet zu werden und sahen nun, daß die Leute für uns waren.

Auch fiel mir ein, daß ich noch Geld im Tornister hatte, das mir jetzt gute Dienste leisten konnte.

Wir traten also in das Wirthshaus, das nur eine Schenke war, deren beide Fensterchen nach der Straße herausgingen, und deren runde Thüre aus zwei Theilen bestand, wie in den Dörfern bei uns daheim. Kaum hatten wir uns gesetzt, so füllte sich das Zimmer derart mit Leuten, Männern und Frauen, die Neuigkeiten erfahren wollten, daß wir kaum schnaufen konnten.

Der Schmied kam. Er hatte seinen Lederschurz abgelegt und ein blaues Wamms angezogen; hart hinter ihm sahen wir fünf oder sechs ehrsame Bürger eintreten: es war der Maire, der Adjunkt und die Gemeinderäthe des Orts.

Sie setzten sich auf die Bank uns gegenüber und ließen

uns ein säuerliches Bier bringen, wie man es dort zu Lande liebt. Als Busch Brod verlangte, brachte die Wirthin den Laib und ein großes Stück Ochsenfleisch in einem Napf. Alle sagten: „Eßt, eßt!“ Wenn einer oder der andere uns über die Schlacht ausfragte, so rief der Maire oder der Schmied: „Laßt die Leute doch erst ruhig essen, ihr seht ja, daß sie weit herkommen.“

Erst als wir fertig waren, wandten sie sich mit der Frage an uns, ob es wahr sei, daß die Franzosen eben eine große Schlacht verloren hätten. Man hatte ihnen zuerst berichtet, wir seien Sieger, und jetzt verbreitete sich das Gerücht, wir seien auf der Flucht.

Wir merkten wohl, daß sie von Ligny hatten sprechen hören, und daß sie dadurch irre wurden. Ich schämte mich, ihnen unsere große Niederlage zu gestehen und sah Busch an, welcher sagte: „man hat uns verrathen! die Verräther haben unsere Pläne dem Feinde mitgetheilt . . . Die Armee war voller Verräther, welche rufen mußten: „rette sich wer kann!“ Wie war es da anders möglich, als daß wir's verloren haben?“

Es war zum erstenmal, daß ich von diesem Verrath reden hörte; einige Verwundete hatten zwar gerufen: „wir sind verrathen!“ ich schenkte ihren Worten jedoch keine Aufmerksamkeit; und als Busch uns dadurch aus der Verlegenheit zog, war ich's auch zufrieden und sogar angenehm darüber erstaunt.

Die Leute brachen mit uns in Verwünschungen gegen die Verräther aus. Man mußte ihnen das Nähere von dem Verrath und der Schlacht erzählen. Busch sagte: „Die Preußen seien in Folge eines Verraths des Marschalls Grouchy gekommen.“ Das schien mir denn doch etwas zu stark! da uns aber die Bauern voll Mitleid noch mehr Bier hatten ein=

schenken lassen und sogar Tabak und Pfeifen anboten, so stimmte ich Busch zuletzt bei. Erst später, als wir wieder fort waren, schämte ich mich bei dem Gedanken an unsere schändlichen Lügen vor mir selber und rief:

„Weißt du wohl, Johann, daß unsere Lügen über die Verräther nicht recht sind? Wenn jeder das Gleiche erzählt, sind wir am Ende alle Verräther und der Kaiser ist der einzige ehrliche Mann. Es ist eine Schande für unser Land, wenn man sagt, daß wir so viele Verräther unter uns haben . . . Es ist nicht wahr!"

„Pah, pah!" sagte er, „wir sind verrathen worden, sonst hätten uns Engländer und Preußen nie zum Rückzug zwingen können."

Bis abends acht Uhr stritten wir uns so herum. Um diese Zeit kamen wir in ein Dorf Namens Bouvigny; wir waren so müd, daß unsere Beine steif waren wie Pfähle und daß es uns schon lange Ueberwindung kostete, allemal wieder einen Schritt vorwärts zu machen.

Wir glaubten jetzt weit weg von den Preußen zu sein. Da ich Geld hatte, traten wir in ein Wirthshaus und verlangten ein Nachtlager; ich zog einen sechs Livre-Thaler heraus, um zu zeigen, daß wir bezahlen konnten. Ich war entschlossen, andern Tags meine Kleider zu wechseln, Gewehr, Tornister und Patrontasche da zu lassen und heimzukehren; denn ich glaubte, der Krieg sei aus, und freute mich mitten in all' dem Unglück mit gesunden Armen und Beinen davon gekommen zu sein. Busch und ich lagen diese Nacht in einem Stübchen, wo die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind in einer Nische über uns zwischen den Vorhängen stand, und wir schliefen wie die Götter.

Anstatt am andern Morgen unsern Weg fortzusetzen,

fanden wir es so behaglich in der Küche auf einen bequemen Sessel hingestreckt und unser Pfeifchen rauchend, das Fleisch im Topf sieden zu sehen, daß wir sagten: „Bleiben wir ruhig hier! Morgen sind wir gut ausgeruht, kaufen uns zwei Paar leinene Beinkleider und zwei Blousen, schneiden uns zwei tüchtige Stöcke an der nächsten besten Hecke und kehren in kleinen Tagmärschen nach Hause zurück."

Wir waren beim Gedanken an diese angenehmen Dinge ordentlich gerührt.

Von diesem Wirthshaus aus schrieb ich auch an Kathrine, Tante Gretel und Herrn Gulden; nur ein Wort:

„Ich bin gerettet . . . Gott sei Dank! . . . ich komme . . . ich küsse euch viel tausendmal! Von ganzem Herzen. Joseph Berthold."

Während des Schreibens dankte ich Gott; aber ich sollte noch allerlei erleben, ehe ich unsere Treppe, Ecke der Straße Fouquet, gegenüber dem rothen Ochsen, hinaufstieg. Wenn einen die Konscription einmal gepackt hat, braucht man nicht gleich zu schreiben, man sei losgekommen. Dieses Glück hängt nicht von uns ab und der gute Wille fortzugehen, hilft zu Nichts.

Doch mein Brief ging zur Post und wir blieben den ganzen Tag im Wirthshaus „zum goldenen Lamm."

Nachdem wir gut zu Nacht gegessen, gingen wir in unsere Schlafkammer hinauf und ich sagte zu Busch:

„Was? Johann! es ist doch ein Unterschied, ob man thun kann was man mag, oder ob man beim Verles antreten muß."

Wir lachten beide, trotz dem Unglück des Vaterlands; — wir dachten freilich nicht daran, denn sonst wären wir wahrhafte Schurken gewesen.

So lagen wir denn zum zweiten Mal in unserem Bett, als wir gegen ein Uhr Morgens in ungewöhnlicher Weise aufgeweckt wurden: es wurde getrommelt . . . man hörte im ganzen Dorfe marschiren. Ich stieß Busch an, der mir zur Antwort gab: „Ich hör's wohl, die Preußen sind draußen."

Man kann sich unsern Schrecken denken. Bald aber wurde es noch ärger, denn man schlug an die Thüre des Wirthshauses, die geöffnet wurde und zwei Sekunden später war das große Wirthszimmer voll Menschen. Man kam die Treppe herauf. Busch und ich waren aufgestanden; er sagte: „ich vertheidige mich, wenn man mich gefangen nehmen will."

Ich wagte gar nicht daran zu denken, was zu thun sei. Wir waren schon halb angekleidet und ich hoffte in der Dunkelheit der Nacht fliehen zu können, ehe man mich bemerkte, als an unsere Thür gepocht wurde; man rief: „Macht auf!"

Man mußte wohl oder übel öffnen.

Ein Infanterieoffizier, vom Regen ganz durchnäßt, den blauen Mantel um und von einem alten Serschanten gefolgt, der eine Laterne in der Hand hielt, trat ein. Wir sahen, daß es Franzosen waren. Der Offizier fragte barsch:

„Woher kommt Ihr?"

„Von Mont-Saint-Jean, Herr Lieutenant," gab ich zur Antwort.

„Von welchem Regiment seid Ihr?"

„Vom sechsten leichten."

Er sah die Nummer meines Tschakos, der auf dem Tisch lag und gleichzeitig sah ich die seinige: es war auch die des sechsten leichten.

„Von welchem Bataillon?" fragte er, die Stirne runzelnd.

„Vom dritten."

Busch stand todesbleich da und sprach nichts. Der Offizier

sah unsere Gewehre, Tornister, Patrontaschen hinter dem Bett in einer Ecke stehen.

„Ihr seid desertirt!“ herrschte er uns zu.

„Nein, Herr Lieutenant, wir sind unter den Letzten um acht Uhr von Mont-Saint-Jean fortgegangen.“

„Kommt herunter, das wird sich sogleich zeigen.“

Wir gingen hinab. Der Offizier folgte uns, der Serschant ging mit der Laterne voran.

Das große Wirthszimmer unten war voller Offiziere vom zwölften Reiterjägerregiment und vom sechsten leichten. Der Major des vierten Bataillons vom sechsten ging, aus einem hölzernen Pfeifchen rauchend, auf und ab. Die Leute waren alle durchnäßt und mit Koth bespritzt.

Der Offizier sprach einige Worte mit dem Major, der stehen blieb, seine schwarzen Augen auf uns heftete und seine Rammsnase in seinen grauen Schnurrbart steckte. Er sah nicht sehr sanft aus und stellte sofort fünf oder sechs Fragen an uns über unsern Abmarsch von Ligny, über den Weg nach Quatrebras und die Schlacht; er blinzelte mit den Augen und biß die Lippen zusammen. Die andern gingen säbelrasselnd aus und ein ohne zuzuhören. Schließlich sagte der Major:

„Serschant, diese beiden Leute werden der zweiten Kompagnie zugetheilt. Ihr könnt gehen!“

Er nahm seine Pfeife wieder, die er auf den Kamin gelegt hatte und wir entfernten uns mit dem Serschanten, sehr froh, so gnädig weggekommen zu sein, denn man hätte uns als Deserteure vor dem Feind erschießen können.

Der Serschant führte uns zweihundert Schritte weit zu einem Schuppen am Ende des Dorfes. Weiter draußen im Feld brannten Feuer; unter dem Schuppen schlief Mannschaft,

an die Stallthüren und die Pfeiler gelehnt. Draußen fiel ein feiner Regen; in den Pfützen schimmerte das trübe Licht des umwölkten Mondes. Wir blieben unter dem Vordach eines alten Hauses stehen, in Gedanken an unser Elend versunken.

Nach Verfluß einer Stunde ertönten dumpfe Trommelschläge, die Mannschaft schüttelte Stroh und Heu aus den Kleidern und wir marschirten weiter. Es war noch finstere Nacht; hinter uns bliesen die Jäger die Tagwache.

Zwischen drei und vier Uhr mit Tagesanbruch sahen wir viele andere Regimenter, Infanterie, Kavallerie und Artillerie auf verschiedenen Wegen heranmarschiren. Es war das ganze Korps des Marschalls Grouchy, das auf dem Rückzug war. Das feuchte Wetter, der graue Himmel, die langen Reihen erschöpfter Leute, der Kummer, abermals unterlegen zu sein, und der Gedanke, daß so vieles Mühen und Blutvergießen wieder nur zu einer Invasion führe, alles das machte, daß wir den Kopf hängen ließen. Man hörte nur das Geräusch der Schritte im Koth.

Diese trübe Stimmung währte schon lange, als ich eine Stimme sagen hörte: „Guten Morgen Joseph!"

Ich hob den Kopf, sah den Sprecher an und erkannte den Sohn des Küfers Martin, unsers Nachbars in Pfalzburg; er war Korporal im sechsten und marschirte als Flügelmann im letzten Glied, bequem 's Gewehr. Wir drückten uns die Hand. Es war mir ein wahrer Trost, einen Landsmann zu sehen.

Trotz des anhaltenden Regens und der großen Müdigkeit sprachen wir ohne Unterlaß von diesem schrecklichen Feldzug. Ich erzählte ihm von der Schlacht bei Waterloo; er sagte mir, das vierte Bataillon sei von Fleurus aus mit dem

Armeekorps Grouchy's über Wavres gezogen, man habe Tags darauf, am 18. nachmittags, linkerhand kanoniren hören, und jedermann habe in dieser Richtung marschiren wollen; dies sei auch die Ansicht der Generäle gewesen, der Marschall aber, der ganz positive Befehle erhalten hatte, habe den Marsch auf Wavres fortgesetzt. Erst zwischen sechs und sieben Uhr, als es ganz klar war, daß die Preußen entwischt seien, habe man die Richtung nach links verändert, um sich mit dem Kaiser wieder zu vereinigen; unglücklicherweise war es zu spät, und gegen Mitternacht hatte man im freien Feld Stellung nehmen müssen. Jedes Bataillon habe ein Viereck gebildet. Morgens um drei Uhr wurde das Lager durch die Kanonenschüsse der Preußen aufgeweckt, und man plänkelte bis gegen zwei Uhr nachmittags, um welche Zeit der Befehl kam, den Rückzug anzutreten. Das war abermals viel zu spät, sagte Martin, denn ein Theil der Armee, die soeben den Kaiser geschlagen hatte, stand schon in unserm Rücken, und dies zwang uns, den ganzen Rest des Tags und die folgende Nacht bis morgens sechs Uhr zu marschiren, um durchzukommen. Um sechs Uhr hatte das Bataillon bei dem Dorf Temploux Stellung genommen; um zehn Uhr kamen die Preußen in Uebermacht, man leistete ihnen den kräftigsten Widerstand, damit die Artillerie und das Gepäck Zeit hatten, über die Brücke bei Namur zu gehen. Das ganze Armeekorps war glücklich durch die Stadt gekommen, ausgenommen das vierte Bataillon, dessen Kommandant, Major Delong, sich irrigerweise rechts von der Straße hatte drängen lassen und sich in die Sambre werfen mußte, um nicht abgeschnitten zu werden. Mehrere Soldaten waren gefangen worden, andere waren bei dem Versuch, über den Fluß zu schwimmen, ertrunken. Das war alles, was mir Martin erzählte; er hatte keine Nachricht von zu Hause.

An diesem Tag kamen wir durch Givet; das Bataillon lagerte sich eine halbe Stunde davon in der Nähe des Dorfes Hierches. Am folgenden Tag passirten wir Fumay und Rocroy und übernachteten in Bourg-Fidele, am 23. Juni in Blombay, am 24. in Saulse-Lenoy — wo man die Nachricht von der Abdankung des Kaisers erhielt — und an den folgenden Tagen in Vitry bei Reims, in Jonchery und Soissons; von dort schlug das Bataillon den Weg nach Villers-Cotterets ein, da uns aber der Feind schon zuvorgekommen war, veränderten wir die Richtung La-Ferté-Milon zu und lagerten uns bei Neuchelles, einem während der Invasion von 1814 zerstörten Dorfe, das seither noch nicht wieder aufgebaut worden war.

Von diesem Orte marschirten wir am 29. Morgens ein Uhr ab und kamen durch Meaux; wir mußten die Straße über Lagny einschlagen, weil die Preußen die über Claye besetzt hatten; wir marschirten den ganzen Tag und die folgende Nacht in einem fort.

Am 30. morgens fünf Uhr waren wir an der Brücke von Saint-Maur. Am selben Tag um drei Uhr Nachmittags zogen wir an Paris vorüber und lagerten uns in der Nähe eines in jeder Beziehung reichen Ortes, Namens Vaugirard, an der Straße nach Versailles. Am 1. Juli hatten wir in der Nähe eines prächtigen Orts, Namens Meudon, Lager geschlagen. Man sah an den mit Mauern umgebenen Blumen- und Baumgärten und den außerordentlich großen, gut gehaltenen Häusern, daß man in der Umgegend der schönsten Stadt der Welt war, und doch lebten wir mitten in Elend und Gefahren; das Herz blutete einem! Die Leute sind gutmüthig, sie lieben die Soldaten; man nannte uns Vertheidiger des Vaterlands und die Aermsten wollten sich mit uns für dasselbe schlagen.

Am 1. Juli nachts elf Uhr verließen wir diese Stellung, um nach Saint=Cloud zu gehen, wo Palais an Palais, Gärten an Gärten, große Bäume und prächtige Alleen stehen, so schön man sich's nur denken kann. Um sechs Uhr verließen wir Saint=Cloud, um wieder Stellung bei Vaugirard zu nehmen. Schreckliche Gerüchte gingen in der Stadt . . . Der Kaiser sei nach Rochefort gegangen . . . Man sagte: „der König von Neapel kommt wieder . . . Ludwig XVIII. ist unterwegs . . .“

Man wußte nichts in dieser Stadt, wo man alles zuerst wissen sollte.

In Vaugirard griff uns der Feind um ein Uhr nachmittags in der Umgegend des Dorfes Issy an. Wir schlugen uns bis Mitternacht für unsere Hauptstadt. Das Volk half uns, es kam und trug unsere Verwundeten unter dem Kugelregen der Preußen fort; die Frauen hatten Mitleid mit uns.

Was wir litten, daß wir durch die Uebermacht so weit gebracht worden waren, läßt sich nicht beschreiben . . . Ich sah sogar Busch weinen, weil wir gewissermaßen entehrt waren. Ich wünschte, daß ich das nie gesehen hätte. — Zwölf Tage früher konnte ich mir Frankreich nicht so gut vorstellen. Als ich Paris mit seinen Thürmen und unzähligen Palästen sah, die sich ausdehnen, so weit der Himmel reicht, dachte ich: „das ist Frankreich! . . . das ist's, was unsere Vorfahren seit vielen hundert Jahren gesammelt haben. Wie schmerzlich ist der Gedanke, daß die Engländer und Preußen bis hieher kommen!“

Um vier Uhr Morgens griffen wir die Preußen mit neuer Wuth an und nahmen ihnen die Stellungen wieder, die wir tags zuvor verloren hatten. Jetzt kamen Generäle mit der Meldung, daß ein Waffenstillstand geschlossen worden sei. Das ging am 3. Juli 1815 vor sich; wir dachten, der

Waffenstillstand sei geschlossen, um den Feind zu benachrichtigen, daß, wenn er sich nicht zurückziehe, Frankreich sich wie im Jahr 1792 erheben und ihn zermalmen werde! Solche Gedanken hatten wir; und ich erinnerte mich beim Anblick des Volks, das uns unterstützte, der Massenerhebungen, von denen Vater Gulden mir immer erzählt hatte.

Unglücklicherweise waren Viele Napoleons und der Soldaten so überdrüssig, daß sie das Vaterland selber opferten, um jener los zu werden; sie luden alles auf den Kaiser ab und sagten, daß ohne ihn die andern nie die Kraft und den Muth gehabt hätten, zu kommen, daß er uns ausgesogen habe, und daß sogar die Preußen uns mehr Freiheit geben würden.

Das Volk sprach wie Herr Gulden, aber es hatte weder Gewehre noch Patronen; man hatte Piken für dasselbe geschmiedet! . . .

Und während man von dergleichen träumte, machte man uns den Waffenstillstand bekannt, wornach die Preußen und Engländer die Barrieren von Paris besetzen sollten und die französische Armee sich hinter die Loire zurückziehen mußte.

Die Entrüstung der ehrlichen Leute war grenzenlos, der Zorn machte uns wüthend, die einen zerbrachen ihre Gewehre, die andern zerrissen ihre Uniformen und alle schrieen: „wir sind verrathen und verkauft . . .“

Die alten Offiziere standen da, bleich wie der Tod, Thränen rollten über ihre Wangen, niemand konnte uns beruhigen.

Wir waren tief gefallen, wir waren ein erobertes Volk.

Noch nach zweitausend Jahren wird man sagen, daß Paris von den Preußen und Engländern erobert wurde . . . es ist eine ewige Schmach, aber diese Schmach fällt nicht auf uns.

Das Bataillon marschirte am 5. Juli abends fünf Uhr von Vaugirard ab und bezog ein Lager in Montrouge. Als man sah, daß der Rückzug nach der Loire zu beginne, so dachte jeder:

„Wer sind wir denn? Haben uns die Preußen zu befehlen? weil die Preußen uns auf dem andern Ufer der Loire sehen wollen, müssen wir gehorchen? Nein! nein! so kann's nicht gehen. Wenn man uns verräth, je nun so gehen wir. Das alles geht uns nichts mehr an. Wir haben unsere Schuldigkeit gethan . . . dem Blücher wollen wir nicht gehorchen!“

Am selben Abend noch begann die Desertion. Alle Soldaten gingen fort, die einen rechts, die andern links. Männer in Blusen und arme alte Weiber wollten uns mit in ihre unzähligen Straßen nehmen und suchten uns zu trösten; wir hatten aber keinen Trost nöthig. Ich sagte zu Busch:

„Lassen wir das, wir wollen nach Pfalzburg und auf den Harberg gehen, unser Handwerk wieder ergreifen und als ehrliche Leute leben. Vorwärts!“

Wir waren unserer fünfzehn Lothringer im Bataillon, die zusammen von Montrouge weggingen, wo sich das Hauptquartier befand; wir kamen durch Ivry und Bercy. Die einen behielten die Uniformen, die andern hatten nur den Mantel noch, wieder andere kauften sich Blusen.

Hinter Saint-Mandé, ganz in der Nähe eines Waldes, wo man links hohe Thürme sieht — die von Vincennes, wie man uns sagte — kamen wir endlich auf den Weg nach Straßburg. Das war am 6. morgens und von dort an machten wir regelmäßig unsere zwölf Stunden des Tags.

Am 8. Juli wußte man schon, daß Ludwig XVIII. zurückkomme, und daß ihn S. k. H. der Graf v. Artois feier-

lich einholen werde. Die Postwägen und Diligencen trugen alle schon die weiße Fahne; in allen Dörfern, durch die wir kamen, hörte man Te deum singen; die Maires und Adjunkten priesen Gott für die Rückkehr Ludwigs des Vielgeliebten.

Manche Leute waren schuftig genug, uns im Vorbeigehen „Bonapartisten!“ nachzurufen und sogar die Hunde auf uns zu hetzen . . . Doch ich will lieber nicht davon reden, dergleichen Menschen sind die Schande ihres Geschlechts. Wir antworteten ihnen nur mit einem Blick der Verachtung, was sie nur noch unverschämter und wüthender machte. Einige von uns drohten ihnen mit dem Stock, als wollten sie sagen: „wenn wir euch in einer Ecke hätten, wäret ihr so sanftmüthig wie Schafe.“

Die Gendarmen aber unterstützten diese Sorte von Gipfel; an drei oder vier Orten wurden wir Dank dem Geschrei des Gesindels verhaftet. Die Gendarmen kamen und verlangten unsere Papiere zu sehen; man führte uns auf die Mairie, und die Schufte zwangen uns zu rufen:

„Es lebe der König!“

Das war wahrhaft abscheulich; die alten Soldaten ließen sich lieber in's Gefängniß führen, als daß sie gerufen hätten. Busch wollte es eben so machen, ich bemerkte ihm aber:

„Was liegt uns daran, ob wir schreien: es lebe Hans Peter oder Hans Nikolas? All' diese Könige und Kaiser, alte wie neue, gäben nicht ein Haar von ihrem Haupt, wenn sie uns dadurch das Leben retten könnten, und wir sollen uns dafür todtschlagen lassen, ob wir so oder so rufen? Nein! Das geht uns nichts an. Wenn die Leute so dumm und wir die Schwächern sind, muß man ihnen den Willen thun. Später rufen sie was anderes und später wieder was anderes.

Alles wechselt! . . . dauernd ist nichts als Verstand und Rechtschaffenheit."

Busch wollte diese Gründe nicht gelten lassen, als aber die Gendarmen kamen, fügte er sich doch.

Je weiter wir kamen, je kleiner wurde unser Trupp, bald trennte sich der, bald jener und blieb in seinem Dorfe, so daß hinter Toul Busch und ich allein waren.

Wir mußten noch das traurigste Schauspiel erleben: eine Masse Deutscher und Russen, als Herrn von Lothringen und vom Elsaß. Sie exerzirten in Luneville, in Blamont, in Saarburg mit Eichenzweigen auf ihren Tschakos. — Welch ein Schmerz, diese fremden Horden auf Kosten unserer Bauern leben und sich gütlich thun zu sehen! . . . Ja, Vater Gulden hatte wohl recht, als er sagte: „Waffenruhm ist etwas Theures" . . . Ich wünsche nichts, als daß uns der Herr in alle Ewigkeit davor bewahren möge.

Am 16. Juli 1815 gegen eilf Uhr mittags kamen wir in Mittelbronn, dem letzten Dorfe auf der Höhe vor Pfalzburg, an. Die Belagerung war seit dem Waffenstillstand aufgehoben worden, die Gegend wimmelte von Kosaken, Landwehrmännern und Kaiserlichen; sie hatten noch ihre Batterien gegen die Festung aufgeführt, man schoß aber nicht mehr; die Thore der Stadt waren geöffnet, die Leute kamen heraus, um die Ernte einzuheimsen.

Sie hatten es sehr eilig, den Dinkel und den Roggen einzubringen, denn man kann sich denken, welche Noth sie hatten, bis so viele Tausende unnützer Leute ernährt waren, die sich nichts abgehen ließen und den ganzen Tag Schnaps und Speck verlangten.

Wie viel wäre über alle diese russischen und deutschen Faulenzer zu sagen, wenn wir nicht vorher in ihren Ländern

zehnmal ärger gehaust hätten! ... Darum es ist besser, wenn sich jeder selber die Sache überlegt und sich das übrige dazu denkt.

Vor der Wirthschaft von Heitz sagte ich zu Busch:

„Wir wollen hineingehen ... die Füße tragen mich nicht mehr.“

Die Mutter Heitz, welche damals noch eine junge Frau war, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief schon von weitem:

„Mein Gott! das ist ja der Herr Joseph Berthold ... Gott im Himmel! wie wird man sich in der Stadt wundern!“

Ich trat in's Zimmer, setzte mich, legte den Kopf auf den Tisch, und weinte mich tüchtig aus. Mutter Heitz lief in den Keller, um eine Flasche Wein zu holen; ich hörte auch Busch in einer Ecke schluchzen. Keiner von uns konnte ein Wort sprechen, überwältigt von dem Gedanken an die Freude unserer Angehörigen. Beim Anblick der Heimath hatten wir den Kopf verloren! wir waren froh, daß unsere Gebeine dereinst im Frieden auf dem Kirchhof unseres Dorfes ruhen werden.

Vorläufig aber eilten wir in die Arme derer, die uns das Theuerste waren auf Erden.

Nachdem wir uns ein wenig erholt hatten, sagte ich zu Busch:

„Geh voraus, ich folge dir von Ferne, damit meine Frau und Herr Gulden nicht gar zu sehr überrascht werden. Sage ihnen zuerst, daß du mich am Tag nach der Schlacht noch unverwundet gesehen habest, dann daß du mich in der Umgegend von Paris und sogar auf dem Weg hieher begegnet habest, und erst zuletzt sagst du: ‚ich glaub' er ist nicht weit weg und wird bald kommen‘, verstehst du?“

„Ja, ich versteh," sagte er, trank aus und stand auf, „und ich werd's bei meiner Großmutter ebenso machen, die mich lieber hat, als die andern Brüder. Ich werde Jemand vorausschicken."

Er ging sogleich fort, und ich wartete einige Augenblicke. Die Mutter Heitz sprach mit mir, aber ich hörte sie nicht; ich dachte, wie weit Busch jetzt sein könne, ich sah ihn beim Wachhaus, im Vorwerk, unter dem Thor, plötzlich rief ich: „Mutter Heitz, ich bezahle Sie ein andermal" und sprang hinaus.

Ich lief was ich konnte. Ich meine drei oder vier Personen begegnet zu haben, die sagten: „Ah, das ist ja Joseph Berthold."

Ich bin dessen aber nicht ganz gewiß. Mit einem Mal, ohne zu wissen wie, stieg ich die Treppe in unserem Haus hinauf, dann hörte ich einen lauten Aufschrei — Kathrine lag in meinen Armen! . . .

Ich war ganz von Sinnen, und erst einen Augenblick später erwachte ich wie aus einem Traum: ich sah das Zimmer, Herrn Gulden, Johann Busch, Kathrine, und fing so heftig an zu schluchzen, daß man hätte glauben sollen, es sei mir das größte Unglück begegnet. Herr Gulden sprach nichts, auch Busch nicht. Ich hatte Kathrine auf dem Schooß und küßte sie; sie weinte gleichfalls. Erst nach längerer Zeit rief ich aus:

„Ach, Herr Gulden! verzeihen Sie! Schon längst hätt' ich Sie in meine Arme schließen sollen, Sie, meinen Vater, den ich liebe wie mich selbst!"

„Schon gut, Joseph!" sagte er ganz gerührt, „ich weiß schon . . . ich bin nicht eifersüchtig."

Er trocknete sich die Thränen ab.

„Ja, ja! erst die Liebe . . . die Familie . . . und dann

die Freunde . . . das ist ganz natürlich, mein Sohn! beruhige dich.“

Ich stand auf und drückte ihn an's Herz.

Das erste Wort, das mir Kathrine sagte, war: „Joseph! ich wußte, daß du wiederkommst, ich vertraute auf Gott! . . . Jetzt ist das Aergste überstanden, von nun an bleiben wir stets beisammen.“

Ich hatte sie wieder auf den Schooß genommen und sie legte die Hand auf meine Schulter; ich sah sie an — sie war ganz bleich und schlug die Augen nieder; was wir vor meiner Abreise gehofft hatten, war in Erfüllung gegangen. Wir waren überglücklich!

Herr Gulden stand am Werktisch und lächelte; Busch, der an der Thüre stand, sagte: „Nun leb' wohl, Joseph! ich gehe auf den Harberg. Der Vater und die Großmutter erwarten mich.“

Er bot mir die Hand zum Abschied, ich hielt ihn aber zurück und bat:

„Johann, bleib da, du mußt mit uns zu Mittag essen.“

Herr Gulden und Kathrine schlossen sich dieser Bitte an, er ließ sich aber nicht halten. Als ich ihn auf der Treppe zum Abschied umarmte, fühlte ich, daß ich ihn lieb hatte wie einen Bruder.

Nachher ist er noch oft und viel zu uns gekommen; so oft er während dreißig Jahren in die Stadt kam, stieg er bei uns ab. Jetzt ruht er hinter der Kirche von Hommert! es war ein guter, braver Mensch . . . Doch wohin schweifen meine Gedanken!

Ich muß meine Erzählung endlich schließen und habe noch nichts von Tante Gretel gesagt, die eine Stunde später

hereinkam. Ach! wie breitete sie die Arme aus, wie drückte sie mich an sich:

„Joseph! Joseph! Da bist du also wieder und allen Gefahren glücklich entgangen! Nun sollen sie kommen und dich wieder holen wollen! . . . sie sollen kommen! Wie oft hat mich's gereut, daß ich dich habe ziehen lassen, wie hab' ich die Konskription und all' das verflucht. Aber nun du da bist, ist alles, alles gut! der Herr hat sich unser erbarmt."

Ja dies alles, all' diese alten Geschichten rühren mich noch jetzt zu Thränen, wenn ich d'ran denke; es ist wie ein Traum, wie ein seit vielen, vielen Jahren vergessener Traum, und doch ist es das Leben. Die Erinnerung an diese Freuden und diese Leiden sind noch das Einzige, was uns an diese Erde bindet, was macht, daß man im hohen Alter, wenn die Kräfte schwinden, wenn das Gesicht abnimmt und man nur noch ein Schatten seiner selbst ist, doch nie fort will, daß man nie sagt: „es ist genug!"

Ich erinnere mich — und damit soll diese lange Geschichte schließen — daß Monate und Jahre lang nach meiner Rückkehr in den Familien große Trauer herrschte und daß man nicht mehr frei zu reden und keine Wünsche mehr für den Ruhm des Vaterlands zu äußern wagte. Zebedäus sogar, der mit denen zurückgekehrt war, die man hinter der Loire beabschiedet hatte, Zebedäus sogar hatte den Muth verloren. Das kam von den Rachehandlungen, von den Verurtheilungen und Erschießungen, von dem Gemetzel und den Heimsuchungen aller Art, es kam von unserer Erniedrigung: von den hundertundfünfzigtausend Deutschen, Engländern und Russen, welche in unsern Festungen lagen, von den Kriegsentschädigungen, von der Milliarde der Emigrirten, von den Zwangssteuern und besonders von dem Gesetz gegen die Ver-

dächtigen, gegen die Gotteslästerer und von dem für das Erstgeburtsrecht, das man wieder herstellen wollte.

Alle diese Dinge, die der Vernunft und der Ehre der Nation zuwider waren — in Verbindung mit den Denunciationen der Gipfel und den Plackereien gegen die alten Revolutionäre — all' diese Dinge machten einen zuletzt ganz trübselig. Und oft, wenn wir so allein mit Kathrine und dem kleinen Joseph waren, den uns Gott gesandt hatte, zum Trost in all dem großen Elend, konnte Herr Gulden ganz wehmüthig sagen:

„Joseph! unser armes Vaterland ist tief gesunken! . . . Als sich Napoleon an die Spitze Frankreichs stellte, waren wir die größte, die freieste, die mächtigste Nation; die andern Völker bewunderten und beneideten uns alle! Heute sind wir besiegt, ruinirt, ausgesogen; der Feind ist in unsern Festungen und setzt uns den Fuß auf den Nacken. Was man nie gesehen, seitdem es ein Frankreich gibt, daß der Fremde Herr unserer Hauptstadt ist, das haben wir in zwei Jahren zweimal gesehen! So theuer kommt es einen zu stehen, wenn man seine Freiheit, sein Glück, seine Ehre den Händen eines Ehrgeizigen anvertraut! . . . Ja! wir sind in einer sehr traurigen Lage; es sieht aus, als sei unsere große Revolution todt und die Menschenrechte vernichtet! . . . Doch! man darf den Muth nicht sinken lassen, das alles ist vorübergehend! . . . Wer gegen die Gerechtigkeit und Freiheit zu Felde zieht, wird verjagt werden; wer die Vorrechte der Geburt und des Standes wieder herstellen will, den wird man für verrückt halten. Die Nation ruht aus, sie denkt über ihre Fehler nach, sie beobachtet diejenigen, welche sie in's Unglück führen wollen, sie liest im Grund ihrer Seele; und trotz aller Schweizer, trotz der königlichen Garde, trotz der heiligen Allianz, wird

sie diese Leute über Nacht hinauswerfen, wenn sie des Elends satt ist. Und damit Punktum, denn Frankreich will die Freiheit, die Gerechtigkeit und die Gleichheit. Ich werde nicht so glücklich sein, das Erwachen des Vaterlandes zu sehen, ich bin zu alt, um dies hoffen zu können; aber du, du wirst es sehen, und dieser Augenblick wird dich für alles entschädigen."

Dieser würdige Mann bewahrte seine Ruhe und sein Vertrauen bis zum letzten Augenblick.

Und ich sah seine Worte in Erfüllung gehen; ich sah die Fahne der Freiheit wiederkehren, ich sah die Nation wachsen, an Reichthum, Glück und Bildung; ich sah wie diejenigen, welche die Gerechtigkeit hemmen und das alte Regiment wieder einführen wollten, verjagt wurden und ich sehe, daß der Geist fortschreitet, daß die Bauern ihr letztes Hemd gäben, um ihre Kinder weiter zu bringen, und daß das Volk mehr und mehr Herr wird.

Leider haben wir noch nicht genug Schulmeister! Ja! wenn wir weniger Soldaten und mehr Schulmeister hätten, würde alles viel schneller gehen. Aber Geduld, das kommt auch noch. Das Volk fängt an, seine Rechte zu begreifen; es sieht ein, daß das Kriegführen ihm nichts einträgt als Steuererhöhungen und sagt: „anstatt meine Söhne in's Feld zu senden, damit sie dem Tausend nach durch Schwert und Kugel fallen, will ich, daß man sie unterrichte und zu Menschen mache."

In dieser Hoffnung sage ich euch Lebewohl meine Freunde und umarme euch von ganzem Herzen.